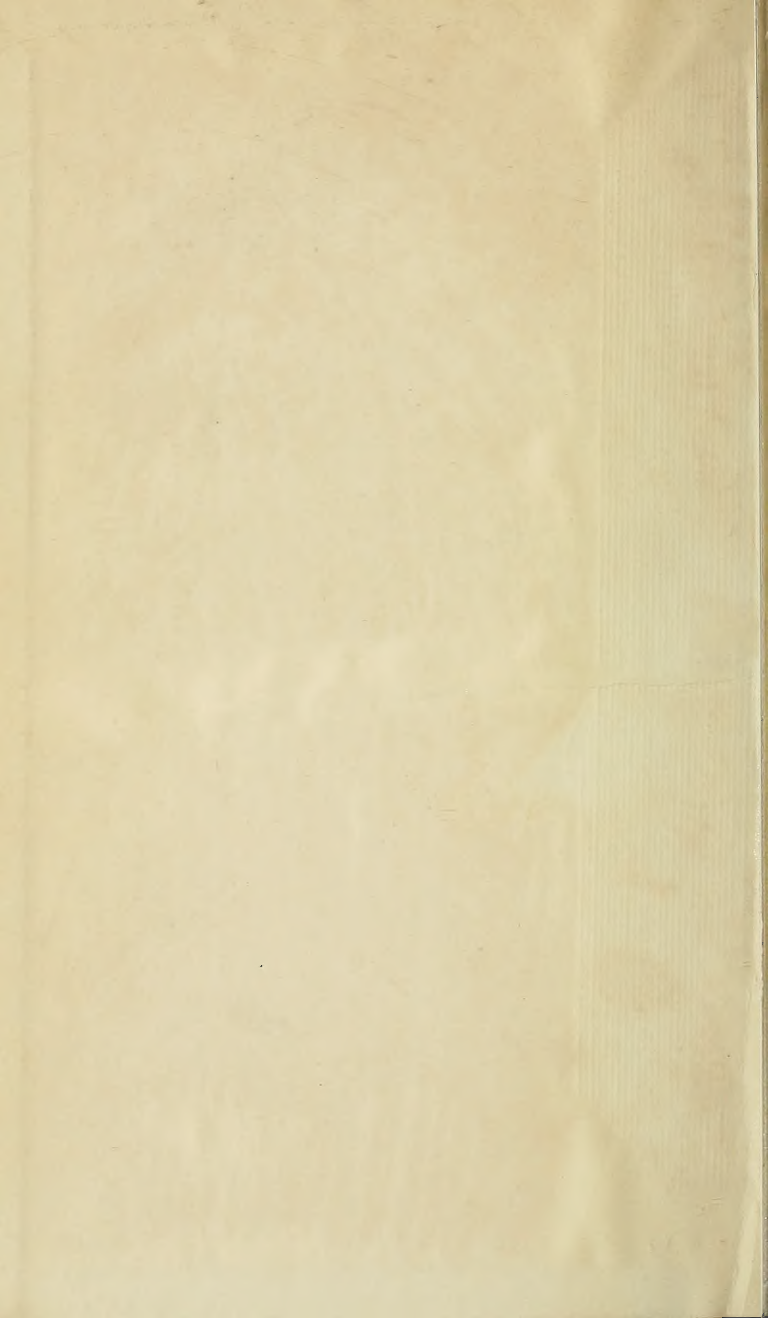
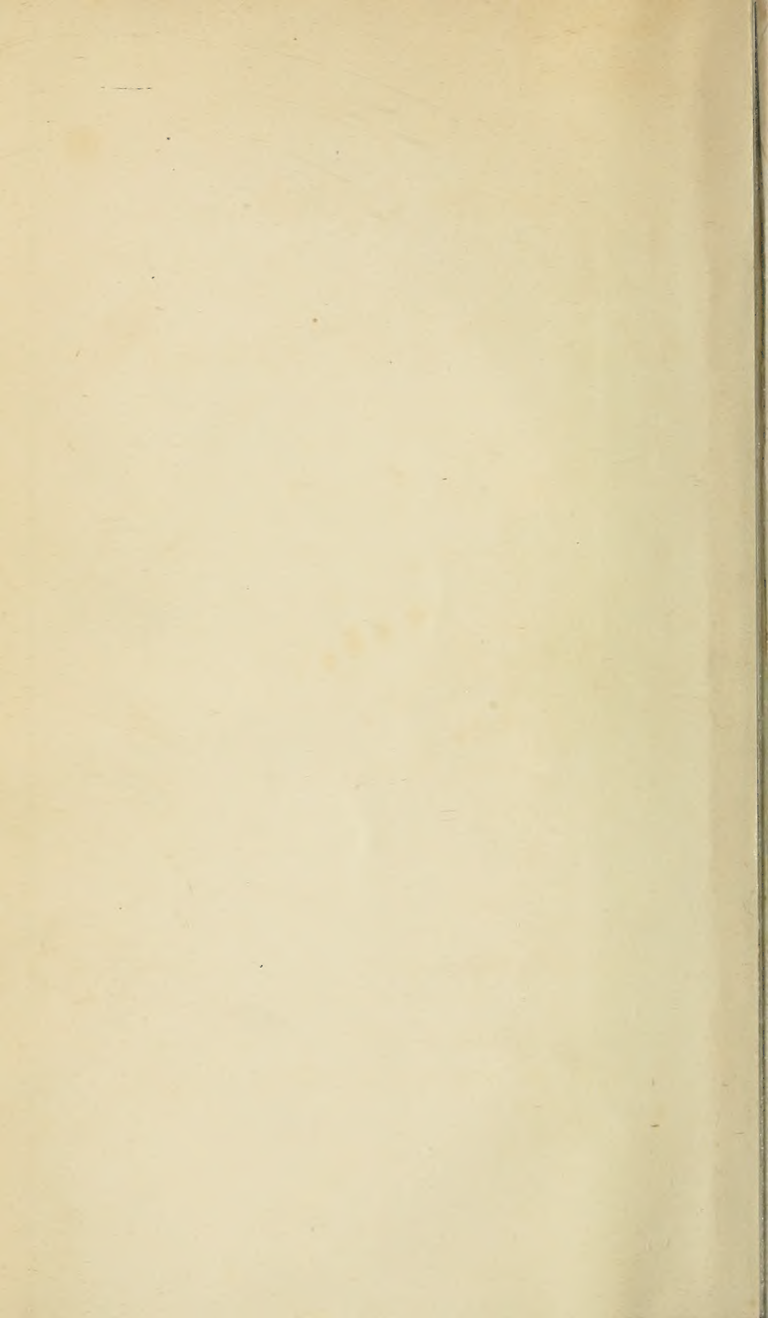




Aus dem Tagebuche einer ungarischen Dame

von

Therese Pulszky.

Mit einer historischen Einleitung

von

Franz Pulszky.

Erster Band.

Leipzig 1850.
F. W. Grunow & Comp.

Historische Einleitung.

Erste Periode.

Die Ungarn unter dem Hause Arpád.

Von all den Völkern, die die Steppen Asiens verlassend nach Europa wanderten, und hier auf den Trümmern der Civilisation der alten Welt, neue Staaten auf neue Grundlagen bauten, ist jenes der Ungarn das letzte, das sich in Europa acclimatisirte, und die europäische Cultur vollkommen annahm. — Die älteste Geschichte dieses Volkes ist dunkel, so viel ist gewiß, daß es derselben nomadischen Völkerfamilie angehört, von welcher die Hunnen, Avaren, Kumanen, Uzen und Polowzen ausgingen. Das ursprüngliche

Vaterland aller dieser Stämme ist das eigentliche Turan, die große Länderstrecke vom Aralsee, am Oxus und Jaxartes bis an die chinesische Grenze und die Wüste Gobi, noch jetzt von nomadischen Stämmen bewohnt, mit den Staaten von Khiva, Bochara, Kokan, Kashgar und Yarkend. —

Es ist eine oft gemachte Bemerkung, daß in der Geschichte des Menschengeschlechtes es hauptsächlich die Hirtenvölker sind, die, wenn sie einmal von einer großen Idee mächtig ergriffen, ihre lose Clanverfassung mit einer einheitlichen monarchischen oder theocratischen Staatenform vertauschen, zu Eroberern werden, — aber bei diesem Uebergang jede Spur von Freiheit verlieren. Aus dem ungebundenen Hirtenleben, in dem die Stammhäupter, Patriarchen, unabhängig von einander ihre zu Clanen angewachsenen Familien mit väterlicher Gewalt regieren, geht, sobald ein feindlicher Einfall sie zur Vereinigung zwingt, oder wenn sie in ihrem Wandertriebe ein neues Vaterland suchen, beinahe stets die absolute Gewalt hervor. Diese verwandelt dann das erobernde Volk, sobald jener Enthusiasmus aufgehört hat, der es allen Nachbarn furchtbar machte,

sehr bald in ein ackerbauendes, das in dem neuen Vaterland zwischen den besiegten Ureinwohnern, die in einem mehr oder minder drückenden Zustand der Unterordnung erhalten werden, eine Art nationaler Aristocratie bildet. Dies ist die Geschichte der Juden in Palästina, der Araber in Nordafrika, in Babylonien und Persien, der turanischen Stämme in Indien, der Türken im byzantinischen Reiche, der Mongolen in China. Andre Nomadenvölker gingen bei dem Uebergange von der Eroberung zum Ackerbau, in der Crise der Staatenbildung unter; innere Zwistigkeiten oder das Schwert ihrer verbündeten Feinde löste sie wieder in wandernde Horden auf, sie zerstiebten ganz, und verschwinden in der Geschichte wie die Schrecken erregenden Meteore, die einen Augenblick lang den Nachthimmel erhellen und eben so schnell erlöschen. Sobald das Band gebrochen ist, das die verschiedenen Stämme zusammenhielt, hören sie auf, eine Nation zu sein, sie kehren in ihren frühern Zustand von vereinzelten Familien oder Geschlechtern zurück, sie amalgamiren sich mit den Nachbarvölkern oder den Ureinwohnern, die unter ihrer Herrschaft standen, und bilden

neue Völker. Dies letztere ist besonders der Fall, wenn die Auflösung nicht unmittelbar nach der Eroberung folgt, wie bei den Vandalen in Afrika, den Gothen in Spanien, den Longobarden in Italien, sie verloren nach der Niederlage ihre nationale Individualität und wurden von den frühern Bewohnern des Landes absorbirt. Die Hunnen dagegen und die Avaren in Osteuropa, die Turkomannen in Kharesm, die Mongolen der goldnen Horde in Asien und Rußland (Kiptschak) löſten sich vollkommen auf, ohne später in der Geschichte wieder aufzutauchen.

Um so eigenthümlicher erscheinen bei diesen Völkerbildungen, die vom Beginn des Verfalls des römischen Reiches bis in das 15. Jahrhundert dauerten, die Ungarn, als das einzige Nomadenvolk, dem es gelang, beide Klippen zu vermeiden, die ihm bei seiner Staatenbildung drohten. Sie hatten Kraft genug, ihren Feinden zu widerstehen, die sie sich sowohl durch die Eroberung des neuen Vaterlandes, als durch jene Raubzüge machten, die in der ersten Epoche der Eroberungsvölker so gewöhnlich sind, — ohne dabei ihre Freiheit nach Innen zu der Willführ-

herrschaft eines Einzelnen aufopfern zu müssen. Die Geschichte der Ungarn vom 9. bis zum 12. Jahrhundert ist daher für den philosophischen Geschichtsschreiber vom höchsten Interesse. Wir sehen sie zuerst, gedrängt von auswärtigen Feinden und geführt von jenem Wandertrieb, der den nomadischen Völkern eigen ist, aus Innerasien erst zum kaspischen, dann zum schwarzen Meere ziehen; eine dunkle Sage von dem Erbtheil Attilas, des stammverwandten Hunnenführers, die sich bei ihnen erhalten hatte, bestimmte sie, an die Donau zu wandern. Dem Rathe ihrer Nachbarn, der Chazaren folgend, wählen die Stammhäupter sich einen Fürsten, aber eifersüchtig auf seine Gewalt, bestimmen sie gleich bei dieser Gelegenheit die Grenzen seiner Gewalt, der Staat entsteht wirklich, — der einzige in der Geschichte, — durch einen „Contrat social“, dessen Punkte sich erhalten haben. Vereinigt in ein Volk, erobern die ungrischen Stämme ihr neues Vaterland gegen das Ende des 9. Jahrhunderts mit geringer Mühe und vielem Glück, und in ihrem Uebermuthe verheeren sie die angrenzenden Länder, Süddeutschland, Oberitalien, die Nord-

provinzen des byzantinischen Reiches, einzelne Streifcorps ziehen sogar einerseits bis nach Süd-frankreich, andrerseits bis vor das Thor Con-stantinopels, das nach der ungrischen Sage der Held Botond mit seiner Keule sprengt. Die Völker Westeuropas beten in dieser Zeit in der Litanei „vor den Ungarn behüte uns, o Herr“ und erzählen in populärer Uebertreibung, wie diese Barbaren das Herz ihrer Feinde als Lecker-bissen verzehren; der deutsche und byzantinische Kaiser aber können nur durch Geschenke, zeitweise durch Tribut, die Plünderungszüge aufhalten. Beide bemühen sich, diese neuen Feinde unschäd-lich zu machen, und jeder von ihnen verfolgt sei-nen Zweck auf verschiedene characteristische Weise. Heinrich der Vogler (Henricus Auceps) baut und befestigt Städte in Deutschland während des neun-jährigen Waffenstillstandes, den er geschlossen, er kräftigt sein Heer, und schlägt dann die Räuber-horden der Ungarn wiederholt. Dagegen nimmt der unkriegerische Byzantiner einige ungrische Stammhäupter als Geißeln nach Constantinopel, als er sich gleichfalls die Waffenruhe erkaufte, bekehrte sie zum Christenthume und sandte den

Bischof Hierotheos mit ihnen nach Ungarn zurück, wohl wissend, daß der christliche Glaube die rohen Sitten der Barbaren ändern werde. Der Saame des Christenthums, der auf diese Art nach Ungarn gebracht wurde, ging zwar nur spärlich auf, erst zwei Generationen später wurde das Volk bekehrt, nicht von der versteinerten griechischen, sondern von der lebenskräftigen römischen Kirche; aber die Erinnerung der ersten Bekehrungsversuche von Byzanz aus erhielt sich in der ungrischen Sprache, der griechische Glaube heißt bis heute der alte (ó hit), seine Bekenner sind „die Altgläuber“ [1]). Während auf diese Art im 10. Jahrhundert die Plünderungszüge nach und nach aufhören, suchen die Fürsten Ungarns ihre noch sehr geringe Centralgewalt gegen die Anmaßung der Stammhäupter zu stärken; sie ziehen fremde Ansiedler und Ritter in das Land, und gewähren ihnen die Rechte der Stamm-

1) Die Russen nennen sich übrigens auch **Staroverci**, Altgläuber, weil sie behaupten, ihre Glaubensform sei die ursprüngliche, das Papstthum dagegen, sowohl wie die Reformation, seien verdammungswürdige Neuerungen im Christenthume. —

häupter. Das Volk beginnt auch das nomadische Leben zu verlassen, feste Ansiedelungen, Dörfer und Städte werden gebaut, und die große Masse der Gefangenen, die durch die Raubzüge aus ganz Europa nach Ungarn gebracht wurden, und schon die Zahl der Eroberer überstieg, macht diese nach und nach mit dem Leben des Westens und den Sitten der christlichen Völker bekannt. Fürst Geiza, der Urenkel Arpáds, des Eroberers von Ungarn, ist dem Christenthum gewogen, Sarolta, seine Gattin, die Tochter des in Constantinopel bekehrten Gyula, ist eine Christin, und sie bewegt den Fürsten, ihren Glauben anzunehmen, Klöster zu gründen und Geistliche in das Land kommen zu lassen. Aber trotz dem hört Geiza nicht auf, auch den alten Gottheiten der Ungarn, der Sonne und den Elementen zu opfern, und wenn ihm Sarolta darüber Vorwürfe macht, entschuldigt er sich, indem er sagt, er sei reich genug, um sowohl den alten Göttern, als dem neuen zu dienen. —

Geizas Sohn, Stephan, der Heilige mit Recht genannt, ist der größte Mann seiner Zeit. Sein Leben und Wirken hat einen doppelten Zweck,

erst in seinem Reich das Christenthum einzuführen, dann die Königsgewalt zu stärken, ohne dabei die Freiheit des Volkes zu beschränken, denn die Idee des Christenthums ist bei ihm zugleich die Idee der Freiheit. Beide Zwecke kann er nur dann erreichen, wenn ihn bei seinem reformatorischen Bestreben der reine Nimbus wahrer Religion umgibt. Er zieht daher die Stammhäupter abwechselnd an seinen Hof, er predigt ihnen täglich drei Jahre lang mit Wort und Wandel das Evangelium und die Wahrheit, er wird der Apostel seines Volkes, der übrigens, wo das Wort nicht hinreichte, auch zum Schwert greift, und jene mit Gewalt bekehrt, die dem Christenthum widerstreben. Uebrigens müssen wir zur Ehre der Ungarn bekennen, daß das Beispiel des Fürsten und seine Lehren beinahe überall hinreichten, um dem Christenthum Eingang zu schaffen. Als aber der erste Zweck seines Lebens für den Augenblick erreicht zu sein schien, suchte er ihn zu sichern, denn er wußte, daß das Heidenthum nicht ohne Kampf ausgerottet werden könne, und fürchtete, die allzu rasche Bekehrung könnte leicht wieder ins Heidenthum zurückschla-

gen, denn er kannte den Nationalcharakter der Ungarn, der theologischen Speculationen fremd blieb, und nie dem Fanatismus sich zuwandte. Stephan wollte daher zuerst seine Stellung gegenüber der Stammhäupter durch die Autorisation des Papstes, der Quelle aller geistlichen Gewalt im Mittelalter, sichern, er sandte den designirten Erzbischof Astricus nach Rom zum Papste Sylvester (Gerbert) mit der Nachricht, das ganze Volk der Ungarn habe sich freiwillig, ohne Beihilfe des römischen Stuhles, bekehrt, und den Papst als geistiges Oberhaupt anerkannt, Stephan verlange für dies Werk den Segen Sylvesters, die Krone, die Zustimmung zu den geistlichen Einrichtungen im Lande und die Bestätigung der ernannten Bischöfe. Der Papst, freudig überrascht durch die Botschaft, sandte Stephan nicht nur eine Goldkrone, sondern auch das Patriarchenkreuz, neben dem Symbol des Königthums auch das Zeichen des Rechts, die geistlichen Angelegenheiten zu ordnen (potestas circa sacra), so wie das Pallium für zwei Erzbischöfe. Denn treu dem System des Papstthums, wollte auch Sylvester keinem Land ein einziges geistliches

Haupt gestatten. Um die Kraft des Primas zu paralysiren, und jeden Versuch zur Gründung einer Nationalkirche unmöglich zu machen, die sich von Rom lossagen könnte, wurden überall stets zwei erzbischöfliche Stühle errichtet. Aus dem Factum der Uebersendung der Krone an Stephan suchten übrigens in späterer Zeit die Päpste ein Recht herzuleiten, über die Krone von Ungarn zu verfügen, so wie andrerseits die Könige von Ungarn in Folge des übersandten Patriarchenkreuzes und des Titels des „Apostolischen" sich das Recht, die Bisthümer zu vermehren, ihren Besitz zu theilen und seine Verwendung zu regeln bis auf unsre Zeit beilegten, und dasselbe selbst in diesem Jahrhundert ausübten.

Stephan ließ sich im Jahre 1000 feierlich krönen, und ordnete dann in mehreren Reichstagen die Verfassung, die seit der Zeit Arpáds nicht geändert worden war. Die Bischöfe und fremde Hofleute wurden dem Einfluß der Stammhäupter als Gleichberechtigte entgegengestellt, die Zehnten eingeführt, die Rechte des Adels bestimmt, und der Grund zu einer tüchtigen Wehrverfassung und dem damit verbundenen Steuer-

system gelegt. Erst jetzt erfuhr Stephan ernstlichen Widerstand, einer der Stammhäupter, Kupa, der Fürst von Somogy, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, die die Einführung des Zehnten und die Verkürzung der Rechte der Stammhäupter erbittert hatte, unter denen der Fürst bisher nur „primus inter pares“ war. Sie verlangten laut mit bewaffneter Hand die Restauration des alten Glaubens und der alten Einrichtungen, und protestirten gegen die Neuerungen, durch die die alte Gesellschaft in ihren Basen erschüttert wurde. Stephan sammelte nun auch ein Heer, und schlug mit Hülfe der fremden Ritter und der christlichen Ungarn die Empörer. Mit gleichem Glücke schlug er mehrere Jahre später eine ähnliche heidnische Empörung in Siebenbürgen nieder, und fuhr fort, als Apostel und als Vorkämpfer constitutioneller Freiheit sein Reich zu verwalten, zu ordnen, zu civilisiren. Er war wie Melchisedek zugleich König und Priester, das Ideal eines mittelalterlichen Herrschers, der ganz für seinen Glauben und sein Volk lebt. —

Im Familienleben war König Stephan we-

niger glücklich, als im öffentlichen. Nach dem frühzeitigen Tode seines einzigen Sohnes, Emrich (1031) verbitterten ihm die Sorgen in Hinsicht seines Nachfolgers das Leben. Seine nächsten Verwandten entsprachen seinen Erwartungen nicht. Vazul, der noch jugendliche Vetter des Königs, war ein gutmüthiger Wüstling, die Söhne Ladislav des Kahlen aber, des zweiten Vetters des Königs, Andreas und Bela, waren der Hinneigung zum Heidenthum verdächtig, Peter, der Sohn seiner Schwester Gisela, von Otto Urseolus, dem Dogen von Venedig, hatte wohl die Bildung, aber auch die Laster des Westens sich angeeignet, und verachtete die Ungarn. Lange schwankte Stephan, wem er die Krone verlassen sollte, und entschied sich endlich für Vazul, als den nächsten Verwandten; aber Gisela, die Mutter Peters, sandte schnell einen Eilboten nach Neitra, wo der Unglückliche wegen jugendlicher Ausschweifungen durch Stephan unter Aufsicht gestellt lebte, und ließ ihm, ehe die Nachricht vom König kam, daß er als designirter Nachfolger mit den ihm gebührenden Ehren nach Hofe gebracht werde, die Augen ausstechen und geschmol-

zenes Blei in die Ohren gießen, damit er zum Regieren untauglich werde. Diese Schandthat erweckte allgemeinen Unwillen; eine Verschwörung bildete sich gegen den von Krankheit gebrochenen König, der, nachdem er das Verbrechen nicht zu verhindern vermochte, es an der Schwester zu strafen nicht den moralischen Muth hatte. Ein Leibwächter wurde gedungen, den König zu morden. Doch als der Verbrecher mit gezogenem Schwerte dem Krankenbette des schlafenden Königs sich nahte, erbebte sein Herz und das Schwert fiel aus seiner Hand. Das Geräusch erweckte Stephan aus dem Schlafe und als er den erschrockenen Mörder fragte: „Warum willst du mich umbringen?“ da stürzte er ihm zu Füßen, bekannte das Verbrechen und flehte um Verzeihung. Stephan verfolgte die Spur der Verschwörung nicht weiter, so wie er andrerseits die Urheber von Vazuls Blendung nicht bestraft hatte, aber seine Neffen Andreas und Bela hielten es für sicherer, aus dem Lande zu fliehen, und so war niemand von des Königs Familie mehr im Lande, als Peter, der „Deutsche“ genannt, wegen seiner Vorliebe für dieses Volk, und Samuel,

der Gemahl der zweiten Schwester des Königs, ein roher Mann, dem Christenthum nur äußerlich ergeben. Stephan übertrug daher die Krone an Peter, und starb (1036) mit dem festen Gottvertrauen, daß sein Werk nicht untergehen werde, weil es ein heiliges war, obgleich sein endlicher Verstand verzweifeln mußte an dem Fortbestand der Institutionen, die noch nicht die Zeit gehabt hatten, sich zu entwickeln, während die Hände, denen er sie zur Pflege überließ, schwach waren, und selbst der Wille, sie zu pflegen, ganz fehlte. Und das Vertrauen des Königs, — den nicht nur die Kirche den Heiligen nennt, sondern den noch jetzt nach vollen acht Jahrhunderten jeder Ungar als Gründer des Staats heilig hält, — hatte ihn nicht getäuscht; die Institutionen dieses wahrhaft großen Mannes überdauerten nicht blos die Schwierigkeiten, die er im Geiste voraussah, sie überdauerten Stürme, in denen andere Länder und Völker untergingen. Die Erfahrung von acht Jahrhunderten läßt uns daher auch jetzt mit Recht hoffen, daß die Verfassung Stephans des Heiligen auch das Machwerk jener Theoretiker überdauern wird, die im März 1848

mit einer papiernen Constitution das Werk des großen Königs umstoßen wollten, und den Verstand darüber verloren, weil die Ungarn den Schutz, den eine achthundertjährige Eiche gewährt, nicht gegen ein welkes Märzveilchen vertauschen wollten. —

Peter, der Nachfolger Stephans des Heiligen, umgab sich ausschließlich mit Ausländern, er war nicht erzogen unter dem Volke, das er beherrschen sollte, er sehnte sich fortwährend nach den Genüssen des Westens und setzte die Ungarn überall zurück. Das Volk empörte sich daher, schaarte sich um Samuel, den Schwager des heiligen Königs, und vertrieb Peter (1041). Samuel war der vollkommene Gegensatz von Peter, er hatte aber eben so große Fehler, wie dieser, nur waren es die entgegengesetzten. Er haßte die deutschen Einwanderer, die fremden Bischöfe, aber auch die ungrischen Großen des Reichs, er war der König der untersten Klassen, deren Leidenschaften er stets auf das gröbste schmeichelte. Peter war indessen an den Hof Kaiser Heinrich des III. geflohen, der nie eine Gelegenheit versäumte, seine Gewalt weiter auszudehnen, und

der da glaubte, die Gelegenheit sei gekommen, Ungarn unter die Herrschaft Deutschlands zu bringen. Er versprach daher Peter seine Hülfe, unter der Bedingung, daß dieser das Land von ihm zu Lehen empfange, ihm huldige und ihm einige Landstriche jenseits der Donau überlasse. Peter ging auf diese Bedingungen ein, und erschien sehr bald mit zahlreichen deutschen Hilfsvölkern in Ungarn. Samuel, verlassen von der unzufriedenen ungrischen Aristokratie, wurde in der ersten Schlacht geschlagen, gefangen und ermordet (1043). Festlich feierte Peter seine Restauration, doch als die Ungarn sahen, daß er sogar die Ehre der Nation dem Besitz der Krone aufgeopfert hatte, indem er dem deutschen Kaiser als Zeichen der Lehensunterthänigkeit eine Lanze sandte, schickten sie nach Rothrußland zu dem flüchtigen Andreas und luden ihn ein, zurückzukommen und den Thron einzunehmen. Andreas, immer unentschlossen und schwankend, nahm das Anerbieten erst an, als sein Heldenbruder Bela, der sich mittlerweile in Pommern eine Fürstentochter und ein Herzogthum im Zweikampf gegen einen Heidenritter erkämpft hatte, ihm die Ver-

sicherung gab, er schließe sich dem Zuge an. Die beiden Fürsten erschienen in Kurzem mit ihrem Häuflein an den Grenzen Ungarns, und als die Nachricht sich verbreitete, sie seien im Anzuge, erhob sich augenblicklich das ganze Volk gegen den Wüstling Peter. Aber auch diese Revolution ging weiter, als sie ursprünglich gemeint war, die Günstlinge Peters wurden verjagt und getödtet, aber mit ihnen auch die Bischöfe und alle Zehnteintreiber, die Kirchen wurden verbrannt, die Glocken zerbrochen, und das Volk ging nach dem Beispiele der Häuptlinge Batha, Bua und Bukna zurück zum Heidenthum. Andreas und Bela ließen das Volk gewähren, sie glaubten, seine ganze ungetheilte Kraft sei nothwendig, um dem nahenden Sturm widerstreben zu können, denn es war nicht zu zweifeln, der deutsche Kaiser werde seinem Schützling entweder Hilfe senden, oder ihn rächen. Zum erstern reichte die Zeit nicht hin, Peter wurde geschlagen, geblendet und starb 1046, aber die Rache des Kaisers nahte um so furchtbarer, als er nicht blos als beleidigter Lehnsherr, sondern auch als Wiederhersteller des Christenthums Ungarn bedrohte,

obgleich der Zustand des Reiches erst 1050 es ihm erlaubte, seinen Worten Nachdruck zu geben. Andreas bemühte sich in der Zwischenzeit, die Wunden zu heilen, die seine Parthei der christlichen Kirche geschlagen hatte, er ließ sich 1047 zum König krönen, erneuerte die alten Gesetze gegen das Heidenthum, ernannte neue Bischöfe und stellte die Ordnung im Innern wieder her, während Bela die Vertheidigung des Landes übernahm. Zweimal drang Kaiser Heinrich der III. in zwei auf einander folgenden Jahren von Wien aus ins Land, die Ungarn zogen sich beidemal zurück, lockten die Deutschen weiter in die Ebnen und Wälder, schnitten ihnen die Vorräthe ab, versenkten ihre Schiffe, rieben sie in kleinern Schlachten auf und trieben sie zurück. Heinrich mußte seine Ansprüche auf Ungarn im Frieden von 1053 aufgeben, denn das Land war und ist für jede eindringende Armee, auch ohne Schlachtenverlust, stets ein offnes Grab, und erlangte seine Unabhängigkeit immer wieder, so oft es auch von Fremden bedrängt oder gar unterjocht wurde.

Kaum war die Unabhängigkeit Ungarns gegenüber dem deutschen Reiche gesichert, als im

Lande selbst der Bürgerkrieg ausbrach. Andreas hatte bei dem Beginne seiner Regierung seinem Bruder Bela die Nachfolge im Reiche versprochen, und ihm gleich ein Drittheil des Landes als Herzogthum übergeben, aber während dessen war ihm ein Sohn geboren und Kaiser Heinrich hatte diesem seine Tochter verlobt. Der zärtliche Vater vergaß das Versprechen sehr leicht, das er seinem Bruder gegeben, als er dessen Heldenmuthe die Krone verdankte, und ließ 1058 den Knaben Salomon zum König krönen. Bela war dadurch tief verletzt, aber er unterdrückte seine Gefühle. Die Höflinge des Königs erweckten dagegen geschäftig den Argwohn gegen den Herzog, indem sie Andreas aufmerksam machten, daß, als bei der Krönung der Chorgesang ertönte: „Sei Herr deiner Brüder", Bela ungestüm die Kirche verlassen habe, und daß eine starke Parthei im Lande sich um den Herzog schaare. Der König wollte nun seinen Bruder auf die Probe stellen, und lud ihn zu sich nach dem Schloß Varkony. Andreas saß hier auf dem Throne, zu seinen Füßen die Krone und das Schwert, die Symbole des Königreichs und des Herzogthums. Er

empfing Bela freundlich und stellte ihm vor, daß die Unbehaglichkeit und das Gefühl der Unsicherheit im Lande so lange nicht aufhören könne, als die Frage der Nachfolge nicht geordnet sei; er gestand zwar, daß seinem Versprechen zufolge die Krone Bela gebühre, aber er erinnerte ihn auch an die Freundschaft des deutschen Kaisers, die allein dem Lande Frieden und Unabhängigkeit gewährleiste, und doch hauptsächlich davon abhänge, ob der einstige Schwiegersohn des Kaisers, Salomon, König werde oder nicht; endlich sagte er, er lege das Schicksal Ungarns ganz in die Hände Belas, dieser möge wählen, Krone oder Schwert, Königreich oder Herzogthum, seine Wahl sei entscheidend, und wie sie auch ausfalle, werde sie die Zukunft feststellen. — Bela lächelte und nahm schweigend das Schwert, ihm hatte im Vorbeigehen Graf Nicolaus zugeflüstert: „wenn dir das Leben lieb, wähle nicht die Krone", er bemerkte die unheimlichen Blicke Vid's und Erney's, der Räthe des Königs, die mit gezogenem Schwert am Throne standen, und er wußte wohl, daß das Schwert die Krone stets erkämpfen könne. Der schwache König, der den Befehl gegeben

hatte, Bela, wenn er die Krone wählen sollte, auf der Stelle niederzuhauen, sprang erfreut vom Throne, umarmte seinen Bruder, pries sich glücklich, daß dieser seinen rechtmäßigen Ansprüchen freiwillig entsage und war entzückt über den Edelmuth des Herzogs. — Aber Bela entfernte sich rasch, er sah, sein Leben sei nicht mehr sicher und floh mit seiner Familie nach Polen. Jetzt erschrak Andreas, er wußte, Bela werde mit polnischen Hilfsvölkern zurückkehren, er sandte daher die Königin und seinen Sohn zum deutschen Kaiser und flehte um Hilfe. Einige Häuflein deutscher Söldlinge erschienen in Folge dieses Ansuchens, als aber Bela 1060 mit einem Heere in Ungarn einbrach, fielen ihm die Ungarn überall zu, Andreas wurde sammt seinen Hilfsvölkern an der Theiß geschlagen und fiel auf der Flucht, — Bela, der Sieger, ward auf dem Schlachtfeld zum König ausgerufen. Mit kräftigerer Hand als der schwache Andreas erfaßte der tapfere Krieger die Zügel der Regierung, er verkündigte allgemeine Amnestie, er hob alle Mißbräuche auf, er schränkte die Ausgaben ein und suchte sich durch seine Gerechtigkeit die Herzen zu gewinnen.

Ein Freund der Freiheit, viel mehr als man es im eilften Jahrhundert vermuthen könnte, rief er gleich mit dem Beginn seiner Regierung einen Reichstag nach Stuhlweißenburg zusammen, und ordnete die Wahlen auf die breiteste Basis, denn jede Ortschaft des Landes (quaelibet villa) sollte zwei Deputirte dahin senden. Aber die Neuerung entsprach dem beabsichtigten Zwecke nicht, das Volk erinnerte sich, daß Bela im Kriege gegen Peter dem Heidenthum nicht offen entgegengetreten war, und sah, daß der König die Institutionen Stephans erweitere, es versammelte sich daher zahlreich in Weißenburg, Johann, der Sohn Batha's, erschien im Gefolg seiner Wahrsager und Zauberinnen, und erhitzte durch öffentliche Reden von schnell errichteten Gerüsten die Gemüther. Einstimmig forderte nun die versammelte Menge die Rückführung des Heidenthums, und umgab drohend den Palast des Königs. Die Bischöfe und übrigen Räthe zitterten verzagt, Bela vertröstete aber die Tobenden vor den Thoren mit dem Versprechen, am dritten Tage eine entscheidende Antwort zu geben. Während dessen ließ er schnell die Schloßbesatzungen aus der

Umgebung herbeirufen, so daß die Menge am dritten Tage sich plötzlich von den Truppen des Königs umringt sah, und als sie noch immer von ihrem thörichten Verlangen nicht ablassen wollte, wurde sie mit Waffengewalt zersprengt, die Führer gefangen, Johann mit seinen Zauberinnen hingerichtet. Dies war die dritte und letzte Erhebung des Heidenthums, Bela's Sieg befestigte das Christenthum für immer, obgleich sich noch ein halbes Jahrhundert später Einzelne fanden, die an den klaren Quellen der Waldeinsamkeit, auf der luftigen Spitze der Berge, oder am schroffen Felsen den Göttern der Natur ein Opfer brachten. —

Bela war unermüdlich, den Zustand des Landes zu verbessern und eine höhere Civilisation einzuführen, er wirkte daher besonders dahin, daß das Volk das nomadische Zelt überall mit dem Hause, dem festen Wohnsitz des Ackerbaues vertausche, er ordnete die Märkte, verlegte sie vom Sonntag auf den Samstag, ließ Geld in größerer Masse prägen, um an die Stelle des unvollkommenen Tauschhandels den vollkommenern Geldverkehr zu setzen, er regelte Maß und Ge-

wicht und bestimmte gesetzlich den Preis der Lebensmittel und der Artikel des täglichen Verkehrs. Dies letztere entspricht freilich den modernen Begriffen der Staatsökonomie nicht, aber im ganzen Orient, ja selbst in Wien ist man noch jetzt nicht klüger, als König Bela war, und die Beamten glauben bis jetzt, daß nur die Festsetzung des Brod- und Fleischpreises das Volk vor dem Betrug schütze. Die Wunden, die die frühern Regierungen dem Lande geschlagen hatten, heilten schnell unter Bela's kurzer Herrschaft, das Volk war zufrieden, so schreibt ein alter Chronist, denn der Arme wurde reich, und die Reichen erfreuten sich ihres gesicherten Besitzes. Doch Bela starb plötzlich 1063, er stürzte nach einigen vom Pferde, nach andern wurde er durch den zusammenbrechenden Thronstuhl erschlagen. — Seine Söhne, Geiza, Ladislav und Lampert, waren die Erben seiner Tapferkeit und übertrafen ihn an echter christlicher Religiosität. Sie ehrten das Recht Salomons, das dieser durch die Krönung erlangt hatte; die Mehrzahl der Großen des Reichs zog zwar den tapfern Geiza dem jugendlichen, in Deutschland weilenden und

mit dem Kaiser verschwiegerten Salomon vor, aber Geiza wollte dem Lande einen feindlichen Einfall ersparen, denn er wußte, daß, sobald die Nachricht sich verbreiten würde, Held Bela sei todt, Salomon an der Spitze deutscher Truppen die Krone Ungarns fordern werde. Die Söhne Bela's sandten daher eine Gesandtschaft an ihren Vetter, ihm die Krone anbietend, wenn er ihnen das Drittheil des Reiches, das Herzogthum ihres Vaters, übergeben wolle. Salomon nahm das Anerbieten an, mit seinem Schwager, dem deutschen Kaiser Heinrich dem Vierten kam er nach Stuhlweißenburg, ließ sich zum zweitenmale krönen, und die Stände Ungarns huldigten ihm, obgleich unwillig, aber sie folgten dem Beispiele der Söhne Bela's. —

Der eilfjährige König wurde ganz durch den Grafen Vid beherrscht, der schon unter Andreas das Herz des Königs von seinem Bruder abgewendet hatte, den Herzögen ward daher auf seinen Rath ihr Erbtheil entrissen, — sie flohen nach Polen. Salomon suchte den König Boleslav durch Versprechungen zur Auslieferung der Flüchtlinge zu bewegen, er konnte aber seinen

Zweck nicht erreichen, die Herzöge sammelten ein Heer, brachen in Ungarn ein, der König zog sich nach der deutschen Grenze und verschanzte sich in Wieselburg. Ehe aber noch Blut geflossen war, traten die Bischöfe ins Mittel, und versöhnten die Streitenden, die Herzöge erhielten nun das Herzogthum, ohne Ansprüche auf die Krone zu machen, und dies durch einen öffentlichen Act feierlich zu beweisen, wurde Salomon zum drittenmale, jetzt durch Geiza, gekrönt, der dadurch symbolisch die Oberherrschaft des Königs anerkannte.

Zehn Jahre lang lebten die Herzöge und der König im schönsten Einverständniß, sie vertheidigten Ungarn mit vereinten Kräften gegen alle äußern Feinde, im Nordwesten gegen die slavischen Mähren, im Südosten gegen die Cumanen, und Ladislav ward in diesen Kämpfen der Liebling des Volkes, der Held zahlreicher Sagen, aber eben dadurch ward die schöne Eintracht der Fürsten erschüttert. Byssenische Horden hatten während der Regierung Salomons durch ihre Raubzüge den Süden Ungarns mehrmals beunruhigt, und fanden bei Niketas, dem

griechischen Festungscommandanten von Belgrad, stets einen Schutz. Die Ungarn konnten diese Verletzung ihres Gebietes nicht länger dulden, sie jagten daher 1072 die Räuber über die Save und belagerten Belgrad, um diesen Einfällen für immer ein Ende zu machen und die griechische Besatzung zu züchtigen. Lange blieb die Belagerung fruchtlos, endlich zündete ein gefangenes Ungarmädchen in einer stürmischen Nacht die Stadt an, und während des Getümmels der Feuersbrunst erstürmten die Belagerer die Wälle. Niketas zog sich in die Citadelle zurück und übergab dieselbe, als er die Hoffnung des Entsatzes verlor, unter der Bedingung des freien Abzugs für sich und die griechische Besatzung, indem er sich dabei unter den Schutz des Herzogs Geiza, nicht unter den des Königs stellte. Salomon war verletzt, daß der Grieche dem Herzog den Vorzug über ihn gegeben, und die Höflinge schürten den Funken der Uneinigkeit, die sich sehr bald äußerte, denn als die Beute getheilt werden sollte, gab Salomon den Herzögen statt der ihnen gebührenden Hälfte, nur ein Viertel derselben und rechnete ihnen Niketas und die griechi=

sche Besatzung der Festung als dss andre Viertel an. Die Herzöge ließen sich dies noch gefallen, als aber der Kaiser von Byzanz, Michael Ducas, Geiza zum Dank für die an Niketas bewiesene Menschlichkeit eine goldne Krone zum Geschenke sandte, ließ sich Salomon durch Vid, den alten Feind Bela's und seiner Söhne, sehr bald bereden, die Herzöge strebten nach der Krone, und suchte sie daher durch List in seine Gewalt zu bekommen. Der Anschlag wurde den Herzögen verrathen und die zwei jüngern eilten rasch nach Polen und Rothrußland, um Hilfsvölker zu sammeln, Salomon sandte in derselben Absicht nach Deutschland, doch da die Bemühungen der Herzöge eben so fruchtlos blieben, wie die des Königs, obgleich dieser den Kaiser als Lehnsherrn anerkannt, hielten es beide Theile für klüger, die Vermittelung der Stammhäupter anzunehmen und 1074 abermals sich zu versöhnen. Diese Versöhnung war aber von Seiten Salomons nur eine scheinbare, denn er versuchte unmittelbar darauf, Geiza während einer Jagd durch Meuchelmord aus dem Wege zu schaffen. Auch dieser Anschlag mißlang, und Geiza mußte sich über-

zeugen, daß der Krieg unausweichbar sei. Er sandte daher seine Brüder abermals ins Ausland, um Hilfe zu suchen, doch ehe diese kommen konnten, führte der König einen raschen Schlag gegen seinen Vetter, und schlug die wenigen Getreuen desselben an der Theiß. Aber Ladislav war schon mit mährischen Truppen auf dem Wege, die Comitate Oberungarns schlossen sich ihm an, er vereinte sich an der Donau mit den Resten des geschlagenen Heeres seines Bruders und schlug Salomon in einer Hauptschlacht, in der Vid, der Urheber des Zwistes, fiel. — Salomon floh nach Deutschland, und Geiza, der sich anfangs weigerte, die Krone anzunehmen, wurde unter dem Jubel des ganzen Volkes gekrönt. Der neue König wollte das Land in keinen Krieg mit Deutschland verwickeln, und trat daher mit Salomon in Verhandlungen, er war entschlossen, ihm die Krone abzutreten, wenn dieser den drei Brüdern das Herzogthum ungestört überlassen würde. Den Großen des Reiches und dem ganzen Volke war aber Salomon wegen seiner Vorliebe für die Deutschen und seines Versuches, Ungarn in ein deutsches Lehen zu verwandeln, sehr verhaßt, nur

die Bischöfe unterstützten diesen, und ließen keine Gelegenheit vorübergehen, Geiza in seinem Vorhaben zu bestärken, bis sein plötzlicher Tod 1077 die Unterhandlungen unterbrach. Sein Bruder und Nachfolger, Ladislav, der, wenn ihm die Kirche nicht den Heiligennamen gegeben hätte, der Große genannt würde, war den Chronisten zufolge der schönste Mann seiner Zeit, sein Volk um die ganze Hauptlänge überragend. In ihm, der die Kraft seines Heldenarms im Kampf gegen die Cumanen, Byssenen und den König Salomon bewiesen hatte, sah das Volk den wahren Nachfolger Stephans und erhob ihn auf den Thron. Doch Ladislav wollte, wie sein Bruder Geiza, den Vorwurf von sich abwälzen, daß er ein Kronenräuber sei, und ruhte daher nicht, bis daß er unter Vermittlung des Papstes und der Bischöfe Salomon zum Frieden vermochte. Endlich entsagte dieser 1081 seinen Ansprüchen auf den Thron für ein anständiges Jahresgehalt, und Ladislav ließ sich jetzt, vier Jahre nach der Uebernahme der Regierung, feierlich krönen. Er hatte keinen auswärtigen Krieg zu fürchten, er konnte daher die ganze Kraft seines Geistes den

innern Angelegenheiten zuwenden und das Werk Stephans fortsetzen. Der heilige König hatte die Verfassung, das öffentliche Recht des Reiches geregelt, Ladislav sorgte nun für die Civil- und Criminalgesetze; Stephan hatte das Land auf christlicher Basis constituirt, Ladislav wurde, als die nomadischen Neigungen der Ungarn dem Ackerbau überall gewichen waren, der Gesetzgeber derselben; wie Stephan die Freiheit gewahrt hatte bei dem Uebergang vom Heidenthum zum Christenthum, so ordnete Ladislav die bürgerlichen Verhältnisse bei dem Uebergang vom nomadischen Hirtenleben zu den Beschäftigungen des Ackerbaues. Dies geschah auf dem Landtag 1082.— Zwölf Jahre später ordnete er mit Beiziehung des Landtags die Kircheneinrichtungen Ungarns, denn trotz seiner Religiosität hielt er gerade unter dem Papstthum Gregors des VII. fest an dem Recht des Königs und Volkes von Ungarn, die kirchlichen Institutionen unabhängig vom Papst, aber im Einklange mit den Vorschriften der Kirche zu regeln. — Achtzehn Jahre lang dauerte die Regierung Ladislavs, geliebt von den Unterthanen, geachtet von den Nachbarn, gefürch-

tet von den Feinden. — Als Salomon troß der Entsagung wieder nach der Krone strebte, ließ ihn Ladislav in den Schloßthurm von Visegrád werfen, als aber König Stephan und dessen Sohn Emrich durch den Papst heilig gesprochen wurden, fühlte der König, daß diese große Feier verdüstert würde, wenn einer der Nachkommen der zwei Heiligen in der Gefangenschaft schmachte, er setzte ihn daher in Freiheit. — Die Cumanen, heidnische Stammverwandte der Ungarn, die von den jetzigen Donaufürstenthümern, dem damaligen Cumanien, aus das Land beunruhigten, schlug er wiederholt und verfolgte sie bis in ihr Reich, wo er im Zweikampfe ihren König, den ebenfalls riesigen Akos vom Pferde hieb. Auf der andern Seite verband er Croatien mit Ungarn und versetzte die Grenze des Landes bis an die Meeresküste, wo sie an das Reich der Venetianer stieß, — nach Norden aber zwang er die Fürsten von Halics und Vladimir (Rothrußland, jetzt Galicien und Lodomerien) die Oberherrlichkeit der ungrischen Krone anzuerkennen, und begründete jenen Rechtstitel, den Maria Theresia siebenhundert Jahre später anrief,

als sie als Königin von Ungarn diesen Landstrich bei der ersten Theilung Polens in Empfang nahm. So allgemein ward aber der wahrhaft christliche Sinn König Ladislavs durch die ganze Christenwelt anerkannt, daß, als im Concil von Piacenza 1095 der erste Kreuzzug beschlossen wurde, die Führung desselben einstimmig an König Ladislav als den ritterlichsten und christlichsten der Könige Europa's übertragen wurde. Eine glänzende Gesandtschaft überbrachte die Nachricht nach Ungarn, der König nahm den ehrenvollen Antrag an, aber wenige Monate darnach starb er. Drei Jahre hindurch trug das Volk die Trauer um ihn, es ertönte keine Musik, es unterblieb jede Belustigung im ganzen Lande, so tief hatte sich das Andenken des tapfern und weisen Königs in die Herzen seiner Unterthanen eingegraben. —

Auf den schönen ritterlichen Ladislav folgte 1095 Coloman, der verwachsene schielende Sohn Geiza's, der sich dem Dienste der Wissenschaften statt dem der Waffen geweiht hatte. Man nannte ihn den Büchercoloman (Könyves Kálmán) und das Volk sah mit abergläubiger Scheu zu ihm hinauf wie zu einem gewaltigen Zau-

derer. — Aber in dem verwachsenen Körper lebte eine kräftige Seele, und wenn er gleich weniger hochherzig war als sein Oheim, und weniger gewissenhaft als sein Vater, so war er doch gerade der Mann, um in den Zeiten der Gefahr rasch und entschlossen die Unabhängigkeit des Landes zu wahren. Einen Aufstand der Croaten, die da glaubten, der unförmliche König sei dem Kriegshandwerk ganz fremd, dämpfte er rasch, vollendete die Einverleibung Croatiens in das ungrische Reich und eroberte die Küstenstädte, die Ladislav nicht hatte bezwingen können. Kaum hatte er diese Aufgabe beendet, als er sich schnell an die deutsche Grenze wenden mußte, denn nach dem Concil von Clermont, wo Peter der Einsiedler den Kreuzzug gepredigt hatte, war der ganze Westen Europa's von heiligem Fanatismus ergriffen und wälzte sich in gewaltigen Heeresmassen, bald gute Mannszucht haltend, bald mit Raub und Plünderung drohend, durch Ungarn und das byzantinische Reich nach Jerusalem. Mißtrauisch empfing Coloman diese Züge, denn alle kecken Abentheurer Europa's hatten sich eingefunden und mancher von

ihnen mochte ein Königreich oder Herzogthum das er sich auf dem Wege erkämpfen könnte, anziehender finden, als das heilige Grab. Der erste Haufe von 20,000 Mann unter der Führung des tapfern Ritters Walter, mit dem bezeichnenden Beinamen von „Habenichts" (Gautier de sans avoir) wurde vom König wohl aufgenommen und bis Semlin begleitet, wo einige Nachzügler, die zu rauben begannen, durch die Einwohner niedergehauen wurden. Die zweite Abtheilung der Kreuzfahrer unter Peter von Amiens, 40,000 Mann stark, kam ungehindert, und ohne den Landfrieden zu stören ebenfalls bis Semlin; als sie aber hier die Rüstungen der niedergehauenen Kreuzritter Walter's als Trophäen aufgestellt erblickten, fielen sie über die unglückliche Stadt her, plünderten sie in der Eile und flohen über die Donau, als sie hörten, der König nahe. Die folgenden Schaaren, 12,000 Mann unter Volkmar und 15,000 unter Gottschalk, fingen gleich beim Eintritt in das Land zu plündern an, sie wurden aber von dem erbitterten Volke bis auf den letzten Mann vernichtet. Ein ähnliches Loos erreichte die großen Heerhaufen

des Grafen Enrico, die wahrscheinlich mit bedeutender Uebertreibung auf 200,000 Mann geschätzt wurden. Sie wollten an den Ungarn Rache nehmen für die Vernichtung der frühern Schaaren, aber der König, durch die Uebermacht vorerst zurückgedrängt, überraschte sie bei Nacht und sprengte sie in die Leitha und die Moräste bei Wieselburg, daß nur ein Theil in wilder Flucht nach Deutschland zurückeilen konnte. Endlich kam das Hauptheer unter Gottfried von Bouillon, 100,000 Mann stark, wohl bewaffnet und streng disciplinirt. Der Heerführer schloß vorerst mit Coloman einen Vertrag, der den Kreuzfahrern freien Durchgang gestattete und die Preise festsetzte, um welche die nöthigen Lebensmittel für dieselben geliefert werden sollten. Coloman begleitete mit seinem Heere die fremden Gäste, nachdem er sie vorerst in Oedenburg königlich bewirthet hatte, bis an die griechische Gränze, und die Fürsten trennten sich erst, nachdem sie sich gegenseitig Zeichen der Hochachtung gegeben hatten. —

Kaum war aber die Gefahr vom Auslande her verschwunden, als eine größere im Lande auftauchte. Almus, der Sohn Lamperts, der

Vetter des Königs, der das Drittheil des Reiches als Herzog besaß, strebte seinerseits nach der Krone, während der König nur ungern einen Herrscher neben sich im Lande sah, es war wiederum eine Wiederholung der Streitigkeiten Bela's mit Andreas, Geiza's mit Salomon, des Schwertes mit der Krone. Aber Coloman war kräftiger als der schwankende Andreas oder der leichtsinnige Salomon, Almus wurde besiegt, Coloman war Anfangs großmüthig und verzieh ihm, als er aber nochmals und zum dritten Mal sich empörte, und nach jeder Versöhnung immer wieder dem König nachstellte, ließ Coloman bei der Entdeckung einer neuen Verschwörung gegen sein Leben in einem Anfall von Grausamkeit nicht nur den Herzog, sondern auch den unschuldigen Sohn desselben, Bela, gefangen nehmen und blenden, um sie beide zur Regierung unfähig zu machen; die Unglücklichen flüchteten sich in ein Kloster und die Mönche verbreiteten das Gerücht ihres Todes. Während der König auf so grausame Weise dem Bürgerkrieg vorbeugen zu können glaubte, streute er durch seinen Argwohn und Heftigkeit den Samen eines andern

gleich wieder aus, indem er die Königin Pradslava wegen Verdachtes der Untreue zu ihren Verwandten nach Polen zurücksandte, wo sie nach der Geburt Borics's, des künftigen Kronprätendenten als Nonne im Kloster starb. Trotz dieser heftigen, reizbaren, oft grausamen Gemüthsart war Coloman seiner großen Vorgänger nicht unwürdig, er vollendete das Werk Stephans und Ladislavs, unter seiner Leitung wurden die Institutionen und Gesetze des Landes durch den Reichstag vervollständigt, und es ist merkwürdigerweise gerade die Milde ihrer Bestimmungen, die die Gesetze Colomans characterisirte. Der König starb 1114; mit ihm endete die erste wichtigste Periode des Staatenlebens der Ungarn, er ist der letzte Gesetzgeber seines Volkes in der Epoche des Uebergangs von dem asiatischen Hirtenleben zu einem europäischen christlichen Staat. Von Stephan dem Heiligen bis auf Coloman bilden die Gesetze Ungarns ein organisches Ganze in drei Hauptrichtungen sich ausbreitend. Die christliche Idee durchdringt alle Verordnungen, dann die der Unabhängigkeit des Landes nach außen, nach innen aber einer-

seits die Volksfreiheit, anderseits die Stärkung der Centralgewalt, beides wurde vermittelt durch die Beschränkung des Einflusses des Stammhauptes, wodurch der Uebergang von der losen Stammverfassung zur constitutionellen Monarchie möglich gemacht wurde. Ein Blick auf die Entwickelung der Verfassung Ungarns in dieser Epoche und einige Auszüge aus den Gesetzen der großen drei Gesetzgeber werden uns den Zustand des Volkes noch klarer auseinander setzen und einen Maßstab zur Beurtheilung dieser Könige geben.

Als die Ungarn noch nomadisch in den russischen Steppen vom Irtisch zur Wolga herum irrten, bald herrschend über ihre Nachbarn, bald beherrscht von ihnen, lebten sie gleich den jetzigen Tscherkessen in patriarchalischen Clanverhältnissen. Das ganze Volk war in sieben Stämme, diese wieder in eine Anzahl von Familien getheilt. Eine ähnliche Heptarchie fand unter den stammverwandten Uzen, Cumanen, Byssenen und den Khazaren statt, die letzteren hatten sich aber den mächtigsten ihrer Stammhäupter zum Khan gewählt und beherrschten daher eine Zeit lang

ihre Nachbarn. Als nun die Ungarn den Zug in's neue Vaterland beschlossen hatten, traten die sieben Stammhäupter zusammen und schlossen jenen ersten Vertrag, der bis in die letzten Zeiten als Grundlage der Verfassung Ungarns galt. In asiatischer Weise ritzten sie sich mit dem Schwerte den Arm auf, ließen das Blut in ein mit Wein halbgefülltes Gefäß rinnen und beschlossen:

1) Daß sie Almos und sein Geschlecht nach ihm zu ihrem Herzog wählen, daß er im Kriege ihr Heerführer sei.

2) Was die vereinte Kraft der Stämme erwirbt, soll dem Verdienste gemäß unter die Stämme vertheilt werden.

3) Nie sollen die Stammhäupter, die Almos freiwillig zu ihrem Herzog gewählt hatten, oder ihre Nachkommen aus dem Rathe des Herzogs ausgeschlossen werden.

4) Wer dem Herzog untreu wird, oder Zwistigkeiten erregt zwischen ihm und den Stammhäuptern, dessen Blut fließe gleich dem Blute, das aus den Adern der Verbündeten rinnt.

5) Bricht der Herzog den Vertrag, so werde er abgesetzt, verflucht und verbannt. —

Zur Bekräftigung dieses „Contrat social", mit dem eigentlich die Geschichte des Volkes der Ungarn beginnt, — denn erst durch ihn wurden sie zu einem Gesammtvolke, — brachten die sieben Fürsten Almos, Elöd, Kund, Und, Tas, Huba und Tuhaturn den mit ihrem Blut vermischten Wein als Trankopfer den Göttern dar. — Dieser Vertrag machte zwar den Herzog vorerst nur zum „primus inter pares", er war wohl Führer im Kriege, aber nicht Herrscher im Frieden, und die Stammhäupter behielten ihre unbeschränkte Jurisdiction über die Stammgenossen, aber der zweite Punkt des Vertrages gab dem Herzog die Möglichkeit, seine Macht auszudehnen. Als nun Almos bei dem Eintritt nach Ungarn seinem kräftigen Sohn Arpád Platz machte, und dieser das Land erobert hatte, war auf dem ersten Landtag in Pusztaszer in der Nähe Szegedins die Vertheilung des Landes bewerkstelligt, die Verhältnisse zwischen dem Fürsten, den Stammhäuptern und dem Volke fester bestimmt und Richter ernannt. Wir sehen also die ersten Keime

eines geordneten Staatswesens und einer freien Verfassung schon in dieser ersten Epoche, wo die Ungarn das Nomadenleben noch nicht aufgegeben hatten. In diese Zeit fallen die ersten Keime der Municipalinstitutionen und der spätern Wehrverfassung des Landes. Ungarn wurde politisch in Grafschaften, militärisch in Schloßbezirke eingetheilt. Um jedes Schloß wurde eine Anzahl von Ungarn auf öffentlichen Ländereien angesiedelt, die durch dieselben gemeinschaftlich bearbeitet wurden, die Hälfte des Ertrages derselben gehörte den Ansiedlern, die zugleich die Besatzung des Schlosses bildeten, die andre wurde in drei Theile getheilt. Ein Drittel war für den Befehlshaber des Schlosses (Comes castrensis) bestimmt, der zugleich die richterliche Gewalt über die zum Schlosse Gehörigen ausübte; zwei Drittel wurden speciell für die Verproviantirung des Schlosses und die Bedürfnisse der Besatzung verwendet. Diese Ländereien wurden als Staatsgüter betrachtet, und dienten als Basis für die Wehrverfassung des Landes, denn diese Schloßbesatzungen bildeten die eigentliche Streitkraft des Landes. Uebrigens waren alle Ungarn frei und

in Hinsicht der politischen Rechte gleich, mit Ausnahme der Stammhäupter, die eine hohe Aristocratie unter ihnen bildeten. Auch die Urbewohner, die sich freiwillig unterworfen hatten, behielten ihre Freiheit, und ihre Häupter wurden als Genossen aufgenommen, jene aber, die sich widersetzt hatten, wurden leibeigen und mußten ihr früheres Besitzthum für ihre Herren bearbeiten. Die Raubzüge der Ungarn unter Zoltán und Taksony, dem Sohne und Enkel Arpáds, füllten das Land bald mit Sclaven aus allen Theilen Europa's, die auch zum Ackerbau verwendet wurden, denn die Ungarn selbst waren alle Krieger in der Jugend, Hirten im Alter, und bildeten unter der Menge der Gefangenen und der unterjochten Ureinwohner eine nationale Aristocratie. —

Die Einführung des Christenthums durch Stephan war eine gewaltige politische Revolution, nicht nur weil durch sie das Ansehn des Fürsten gestärkt und die Macht der Stammhäupter paralysirt wurde, denn die neugeschaffenen Bischöfe theilten mit ihnen den Sitz im Rathe des Königs und bildeten bei den Landtägen sogar den

ersten Stand, sondern auch die Verhältnisse des Volkes änderten sich, indem alle christlichen Sclaven plötzlich frei erklärt wurden, denn nach Stephans großartiger Auffassung mußte das Christenthum nicht nur moralisch, sondern auch politisch jedermann befreien. Dagegen wurde jeder, der bei dem Heidenthum verharrte, seiner Freiheit verlustig erklärt und die Anzahl derjenigen, die ihren alten Glauben der Freiheit vorzogen, war nicht gering, Thonuzoba aber, der Byssenerhäuptling gab ihnen das Beispiel, wie sie zugleich der Sclaverei und dem Christenthum entgehen könnten. Er ließ sich in Abád an der Theiß in voller Rüstung zu Pferde sitzend, lebendig begraben, als Sühnopfer für die Götter, denn er zog es vor, wie der Chronist erzählt, mit seinen Vätern zu sterben, als mit Christus ewig zu leben. —

Stephan kannte übrigens den Geist seines Volkes und umgab sich daher mit Großwürdenträgern, um den Glanz des Hofes zu heben, den schon die Bischöfe mit dem Nimbus der geistlichen Gewalt umgaben. Das Volk aber theilte er ein in den hohen Adel (Domini, Se-

niores), Bischöfe und Stammhäupter, die im Kriege mit ihren Mannen unter eigner Fahne erschienen, den Adel oder die Allodbesitzer (Nobiles, servientes regis), die unter dem Banner des Königs sich versammelten, und die Soldaten oder Freien, die zum Schloßbanner gehören (servientes castri). Alle diese bildeten zusammen den Landtag, dessen Beistimmung zu den Verordnungen des Königs nöthig ist, ehe sie zum Gesetz werden. Natürlich hatten die „Domini“ lange Zeit überwiegenden Einfluß und der Einfluß der jobbagiones castrenses ist noch nicht hinlänglich ermittelt, er scheint geringer gewesen zu sein als jener des Adels, der jobbagiones oder servientes regales, doch wenn die politischen Rechte der Ungarn ungleich waren, so waren ihre Besitzrechte gleich und die Worte eines spätern Königs: „neque habet quis Dominorum plus, neque servientium minus de libertate“ passen vollkommen auf den Zustand des Volkes unter Stephan. Natürlich hörte unter ihm die richterliche Gewalt der Stammhäupter über ihre Stammgenossen auf, und der freie Ungar war niemandem mehr unterworfen als dem König und seinem Stellvertreter dem Pa-

latin. Um das Ansehen und die Macht der Stamm-häupter zu brechen, die dem König gefährlich werden konnte, ward den Stammgenossen volle Freiheit zu Theil, wodurch sie aufhörten, einem einzelnen Stamme anzugehören und Bürger des Gesammt-staates wurden. — Die Gerechtigkeitspflege war auf die einfachste Art organisirt; der König reiste, vom Palatin begleitet, häufig durch das Land, und wo er sich eben aufhielt, traten die Bischöfe und Großen, die in der Umgegend wohnten, un-ter seinem Vorsitz zusammen und entschieden die Klagen, die ihnen vorgetragen wurden, auf die einfachste Weise. In dieser Hinsicht waren die Verhältnisse noch sehr primitiv; — die Gerech-tigkeit ging direct vom König aus, übrigens hatte der Schloßgraf, Comes castrensis, stets eine Jurisdiction über die zur Besatzung des Schlosses gehörigen Ansiedler (jobbagiones oder servientes castri) nicht nur in Hinsicht militä-rischer Disciplin, sondern auch in ihren Civil-verhältnissen und Criminalverbrechen. — Unter Stephan finden wir aber auch die erste Spur des Feudalismus in Ungarn, die neuen Güter-verleihungen wurden nicht mehr mit unbeschränk-

tem Besitztitel gegeben, es sind eine Art erblicher Lehen, die den Lehnsträger und seine Nachkommen zum Kriegsdienst verpflichten, und der Besitz kehrt mit dem Aussterben der Familie des Donatars oder mit dessen Felonie, an die Krone zurück, bishin aber hat er vollkommen freie Verfügung darüber. Wir sehen aber auch königliche Weinbauer, Jäger, Stallmeister und Kämmerer in verschiedenen Theilen des Landes, die ihr Gut nur unter besondern speciellen Verpflichtungen an den König besitzen. — Neben den drei großen Classen der freien Ungarn finden wir in dieser Epoche noch eine eigne Art von Reichsbürgern, die Freigelassenen und Schutzverwandten (libertini, dushenici, hospites), die keine Kriegsdienste leisten, der politischen Rechte entbehren und dem König Abgaben zahlen, aber außer ihm niemand Andern unterthänig sind, — aus ihnen entwickelte sich später die Classe der Bürger, — endlich ist das eigentliche Volk da, die Unfreien, die ihren Herren unterthan sind, für sie arbeiten und ihnen allein steuern.

In Hinsicht der Criminalgesetze ist unter Stephan die Grundlage der Strafen einerseits

die biblische Wiedervergeltung, — Auge für Auge, Zahn für Zahn, — andrerseits das germanische Wehrgeld, die Blutsühne (homagium). — Hochverrath, Mord und wiederholter Diebstahl werden mit dem Tod bestraft, der Todtschlag aber mit Geld bei den Verwandten des Getödteten gesühnt. Oft ist die Strafe der Verbrechen ganz eine kirchliche, dabei haben die Kirchen das Asylrecht, das jedoch den Hochverräther nicht schützt, und der Hof des Königs, ja sogar der der hohen Beamten, ist gleich der Kirche eine Freistätte.

Alle diese Verordnungen führen uns einen Staat vor Augen, der eben beginnt, sich zu civilisiren, bei den einfachen Verhältnissen des Nomadenlebens, wo die Collisionen seltner sind, wird natürlich mehr Rücksicht auf die Verfassung genommen, als auf die Gesetzgebung, das Reich ist im Constituiren begriffen und selbst der Hof des Königs ist eben so nomadisch wie das ganze Volk, er hat sich noch nicht fixirt.

Ladislav geht aber schon um einen großen Schritt weiter, als Stephan. Auch bei ihm ist die Feststellung des Christenthums die Grundlage der Verordnungen, auch seine Gesetze sind gro=

ßentheils von kirchlichem Geiste durchdrungen, aber bei ihm ist es nicht mehr die Feststellung der Verfassung, die alle übrigen Rücksichten überwiegt, sondern die Feststellung eines Gesetzbuchs, es ist nicht mehr die Bildung des Staates, die bezweckt wird, sondern die Entwickelung desselben. Das Volk hat sich mehr civilisirt, die nomadischen Sitten verlieren sich, aber mit den festen Ansiedelungen haben sich auch die Streitigkeiten über das „Mein und Dein" vermehrt, die Individuen stehen in häufigerer Berührung mit einander, und diese Berührung ist nicht immer eine freundliche, die Collisionen und Klagen fordern eine feste bestimmte Gerichtsordnung und genauere Normen für die Sicherung des Eigenthums und der Person. — Ladislavs Anordnungen beziehen sich demnach zunächst auf die Kräftigung des christlichen Sinnes im Volke, dann auf die Feststellung von Civil- und Criminalgesetzen.

Schon Bela hatte den Markttag vom Sonntag, dem Tage der Ruhe, auf den Samstag verlegt, dies war ein Zeichen, daß das Volk aufhöre, nomadisch zu sein, denn im Hirtenleben ist der Handel nothwendig mit der Religion verbun-

den, der Nomade kann seine Heerden nicht allzu häufig verlassen, er kommt mit seinen Nachbarn nur bei dem Gottesdienst zusammen, und endet damals alle übrigen Geschäfte mit ihnen. Der Tauschhandel der nomadischen Völker steht immer in Verbindung mit ihrem Tempeldienst, noch jetzt ist in Arabien und Afrika Handel und Verkehr an die jährlichen heiligen Karavanen- und Pilgerfahrten geknüpft. Ladislav erläßt ein Gesetz zur strengern Heilighaltung des Sonn- und Feiertags, geistliche Strafen bedrohen den, der die Fastenverordnung bricht, wer sich diesem christlichen Gebrauch ganz entzieht, wird des Landes verwiesen, — das Volk muß nicht nur seinem Bekenntniß nach, aber auch im äußern Wandel ein christliches sein, daher natürlich die Opfer auf Höhen, in Wäldern, an Quellen verboten werden. Aber außer den Heiden sind noch Juden und Mohammedaner, ismaelitische Kaufleute im Lande, die erstern werden geduldet, aber sie dürfen keinen christlichen Diener halten, noch am christlichen Feiertag arbeiten, die letztern werden unter dem Volk im Lande vertheilt, und müssen sich taufen lassen.

Es handelt sich augenscheinlich nicht mehr um die Bekehrung der Ungarn, sie sind Christen, aber sie sollen es auch scheinen, dies ist die Tendenz der Gesetze Ladislavs.

In Hinsicht der bürgerlichen Verhältnisse werden die strengsten Strafen über den Dieb verhängt, — das Eigenthum ist werthvoller geworden, und erfreut sich daher eines größern Schutzes, — wenn der Werth der gestohlenen Sache zehn Denare übersteigt, wird der Dieb ohne Rücksicht auf seinen Stand hingerichtet, selbst wenn der Dieb durch Schadenersatz den Bestohlenen zufrieden gestellt hatte. Bei kleinern Diebstählen mußte der Freie den Werth derselben dem Bestohlenen zwölffach wieder erstatten, der Unfreie wurde dafür verstümmelt, er verlor das Auge oder die Nase. Wer jemandem seines liegenden Eigenthums beraubt, verliert Freiheit und Vermögen, — bei einem Mord werden die Güter des Mörders eingezogen, und ein Drittheil seinen Verwandten, zwei Drittheile der Familie des Getödteten zugewiesen. —

Die Gerichtsordnung wird ebenfalls geordneter, als unter Stephan, in jeder Grafschaft

sind zwei Richter bestellt, die die Klagen untersuchen, und die einen dem König oder Palatin, wenn er kömmt, vortragen, andre selbst entscheiden. Sie haben als Zeichen ihrer Bestallung ein richterliches Siegel, und senden dasselbe dem Beklagten zu, zum Zeichen, daß dieser vor ihnen zu erscheinen habe. Jedermann im Bereiche des Richters muß dieser Aufforderung Folge leisten, sonst wird er zuerst mit Geld gestraft, im Wiederholungsfalle der Klage gemäß verurtheilt; blos die Geistlichkeit, die von den Bischöfen, und die Bischöfe und Comites, mit einem Worte die Domini, die nur durch das Siegel des Königs können geladen werden, sind nicht gebunden, diesen Grafschaftsrichtern Folge zu leisten. Die Verhandlungen sind öffentlich, die Beweismittel, Zeugen, der Schwur und das Gottesgericht (ordalia). Die Appellation geschieht binnen einem Jahr, zum König oder Palatin. Die Gesetze Ladislavs bestimmen übrigens die Grenze der Competenz der verschiedenen Richter, damit jedermann wisse, wer sein Richter sei, und in welchem Falle, damit aber die Person auch hinlänglich gesichert sei, muß binnen drei Tagen jede Klage

wegen eines Verbrechens untersucht werden, in jedem Civilproceß aber muß binnen einem Monat das Urtheil gesprochen sein. —

Alle diese Gesetze zeugen von einem civilisirten, wenn gleich noch äußerst einfachen Zustande, das Volk ist seit Stephan europäischer geworden, denn die Idee der Sicherheit des Eigenthums und der Person ist jetzt die vorherrschende. —

Coloman ist als Gesetzgeber mehr Staatsmann, als seine Vorgänger; die Einkünfte des Königs, die Wehrpflicht, das Verhältniß der Staatsbürger, die unter dem Herzogthume leben, zu denen, die dem König direct unterstehn, beschäftigen ihn vorzüglich, er ordnet die verschiedenen Besitztitel, setzt die Pflichten der Comites castrenses fest, errichtet neue Gerichtsstühle für die Appellation und bestimmt jährlich zwei feste Gerichtstermine, Philippi Jacobi und Michaeli, wo die Bischöfe, die Großen des Reichs, die Comites zusammensitzen, und die Processe der „Herren" untereinander, dann die zwischen Geistlichen und Weltlichen entscheiden, und jede Klage we-

gen Amtsmißbrauch, selbst gegen die höchsten Beamten annehmen und aburtheilen müssen. Für ungerechte Urtheile kann der Richter vor dem Bischofsgericht oder vor dem Palatin verklagt werden, und mußte, wenn schuldig, den Schaden ersetzen.

Am merkwürdigsten ist aber Coloman in Hinsicht der Criminalgesetze, er steht in dieser Hinsicht hoch über seinen Zeitgenossen. Er beschränkte die sogenannten Gottesgerichte, die Gerichte des glühenden Eisens und siedenden Wassers, die unter Ladislav so häufig waren, er verordnete (im 11. Jahrhundert!): daß keine Untersuchung gegen Hexen eingeleitet werde, — weil es keine Hexen gäbe [1]). Die Gliederverstümmelung, die unter den Strafen Ladislavs eine hervorragende Stelle einnimmt, wird in Geld- und andre Strafen verwandelt, und bei dem Kinder-

1) Bei dieser Gelegenheit müssen wir bemerken, daß trotz dieses Gesetzes im 16. bis zum 18. Jahrhunderte häufige Hexenprocesse in Ungarn stattfanden, die letzte Hexe ward unter Maria Theresia in Szegedin verbrannt, es war die Mutter des später als Romandichter bekannten Mönches Dugonics.

mord soll die unglückliche Mutter ihrem Gewissen und der Kirchenbuße überlassen werden.

Die Finanzmaßregeln dieses Königs sind die einfachsten, ein Einfuhrs- und Ausfuhrszoll von 5%, eine Marktabgabe (tributum fori), directe Taxen von allen unadligen Freien (denarii libertinorum), von den eingewanderten und angesiedelten Fremden (hospites) und den königlichen Schutzbefohlenen (udvornici regales), dienten zur Erhaltung des Hofes und Staatshaushaltes, wobei die Hälfte des Ertrages der Schloßgüter noch immer die Basis der Wehrverfassung blieb. —

In Hinsicht des Christenthums wurden die Gesetze in Hinsicht des geistlichen Zehnten, den Stephan eingeführt hatte, der Heilighaltung der Feiertage, der Disciplin der Geistlichen erneuert, — den Ismaeliten wurde verboten, Frauen ihres Stammes zu heirathen, damit die Lehre Mohammeds sich nicht insgeheim in den Familien der schon unter Ladislav äußerlich Getauften fortpflanze, Juden durften nur in bischöflichen Städten wohnen, damit sie Gelegenheit haben, bekehrt zu werden. In politischer Hinsicht glaubte

Coloman (obgleich er fest an dem Rechte der ungrischen Könige hielt, die Kirchenangelegenheiten selbst zu ordnen), keinen zu großen Werth auf das Investiturrecht legen zu müssen, er entsagte demselben, um mit dem Papste sich nicht gerade in dem Momente zu verfeinden, wo der ganze Westen Europas unter dem Einflusse des Papstes, von Begeisterung ergriffen, sich über Ungarn in großen Massen gegen das heilige Land wälzte, und im Falle eines Streites zwischen dem Papst und dem König auf den ersten Wink seine Waffen gegen diesen gekehrt hätte. So hoch wir auch König Ladislav verehren, daß er den Forderungen des gewaltigen Gregors des VII. nicht nachgab, so können wir andrerseits die Richtigkeit der Ansichten Colomans nicht in Abrede stellen, der lieber ein angefochtenes Recht aufgab, als daß er die Unabhängigkeit des Landes auf's Spiel gesetzt hätte.—

Aus diesem kurzen Abriß der Rechts- und Verfassungsgeschichte der Ungarn in ihrer ersten Periode sehen wir, wie dies Volk durch eine Reihe kräftiger Könige in die große christliche Familie der europäischen Völker eingeführt wurde. Wir

sehen, daß bei der Civilisirung desselben die occitentalische Cultur Deutschlands und Roms viel mehr Einfluß hatte, als die orientalische von Byzanz; so oft aber Deutschland nicht nur durch seine Bildung, sondern auch durch das Schwert einen Einfluß zu erringen suchte, oder gar die Unabhängigkeit Ungarns bedrohte, stand stets das Volk einmüthig auf, verjagte die Eindringlinge und wahrte seine Selbstständigkeit. Dies ist der Charakter der ersten Epoche der ungrischen Geschichte. —

Unter den Nachfolgern Colomans, von seinem Sohn Stephan dem II. angefangen, bis zu Andreas dem II. dem Hierosolymitaner (1114—1205) ist es hauptsächlich der byzantinische Einfluß, der sich in Ungarn geltend macht. Auf dem Throne Constantinopels saßen in dieser Zeit mehrere kluge, listige Fürsten, die Comnenen, die den neugebildeten Staat der Ungarn in das Netz ihrer Intriguen zogen, und die Fürsten desselben, bald durch Heirathen, bald durch Kriege,

bald durch Hilfeleistung an ihre Politik knüpften, sie wollten augenscheinlich, was sie im Osten an Einfluß und Ländern durch die Mohammedaner verloren, im Westen ersetzt sehen. Die ungrischen Könige dieser Epoche sind ihren Vätern und Vorältern nicht ähnlich, kein großer Gesetzgeber erstand unter ihnen, kein Held, und mit Ausnahme Belas des III. kein Staatsmann. — Das Reich verfiel durch die Intriguen und die Verschwendung schwacher Herrscher, die das Werk der großen Könige nicht fortzusetzen verstanden. Die Geschichte dieser Epoche ist für den philosophischen Forscher weniger interessant, als die des früheren Zeitraums, blos einige romantische Züge in dem persönlichen Schicksale der Könige können unsre Aufmerksamkeit fesseln. —

Stephan der II., der Sohn Colomans, glaubte im Rath ein Salomon zu sein, in der Tapferkeit ein Samson, in der Kühnheit ein David; er war es aber nicht, wie der Chronist dies naiv dazu bemerkt. Er verwickelte das Reich in mehrere unrühmliche Fehden mit allen seinen Nachbarn, mit Oestreich, mit Rothrußland, mit Byzanz, die alle zu mannigfaltigem Blutvergie-

ßen, aber sonst zu keinem bleibenden Resultate führten. Da er kinderlos war, wollte er schon Borics, den Sohn Pradslava's, der von Coloman verstoßenen Königin, als seinen Bruder und Nachfolger anerkennen, als ihm entdeckt wurde, der geblendete Bela, der Sohn des eben so unglücklichen als verrätherischen Herzogs Almus, lebe noch. Hoch erfreut, das Verbrechen seines Vaters sühnen zu können, ließ ihn der König aus dem Kloster holen, in dem er Jahre lang verborgen gewesen, vermählte ihn mit der Tochter des Serbenfürsten Uros, der durch ihren männlichen Sinn und ihre Thatkraft ausgezeichneten Helene, und starb bald darauf (1131), in einer Mönchskutte die häufigen Verirrungen seiner Jugend, die den Reizen der Cumanischen Mädchen nicht widerstehen konnte, ernst bereuend.—

Bela der Zweite, der Blinde, wurde ganz von seiner Frau regiert, die eben so energisch und bis zur Grausamkeit streng war, als der König schwach und gutmüthig. Sie dürstete nach Rache für die Blendung des Königs, und trat daher bei dem Landtag in Arad 1132 mit ihren zwei Söhnen an der Hand unter die versammel-

ten Stände, mit glühenden Worten beschrieb sie das Unglück des Königs, ihres Gatten, der des Augenlichts beraubt ist, während der mindeste seiner Unterthanen sich des Anblicks der Herrlichkeiten der Welt erfreut, und dies alles ohne sein geringstes Verschulden, blos darum, weil er der Sohn seines Vaters war, und den Haß König Colomans gegen diesen mitbüßen mußte, und schloß ihre Rede, indem sie Gerechtigkeit für den König und die Strafe derer verlangte, die durch ihren Rath König Coloman zu dieser Grausamkeit vermocht hatten. Durch die Rede der Königin entflammt, zogen die versammelten Ungarn das Schwert und hieben 68 Freunde und Rathgeber König Colomans im Rathssaale nieder, als verdächtig, der Blendung des Königs beigestimmt zu haben, viele andere wurden gefangen, verbannt und ihrer Güter beraubt. Natürlich wurde durch diese unnütze Grausamkeit die Parthei Borics's verstärkt, der, durch die Flüchtlinge aufgemuntert, einen Einfall in Ungarn versuchte. Dieser blieb aber erfolglos, wie auch alle spätern Versuche des Prätendenten, aber er zog eine Wiederholung des Gemetzels von Arad nach sich.

Denn als die Großen des Reichs sich versammelt hatten, fragte sie Helene, ob sie Borics für den rechtmäßigen Sohn Colomans hielten, und ließ jene, die eine ausweichende oder bejahende Antwort gaben, gefangen nehmen, und ohne weitern Proceß in der Art des byzantinischen Absolutismus hinrichten. —

Bela sagte zwar oft, „das Unglück sei ein größerer Segen Gottes, als das Glück, denn während dies den Menschen leichtsinnig und übermüthig mache, sei jenes die Mutter der Weisheit und Characterstärke; wer nie unglücklich war, kenne den höchsten Genuß des Guten nicht," doch diese schöne Philosophie äußerte sich nicht in seinen Regierungsmaßregeln. In seiner Gutmüthigkeit verschleuderte er einen Theil der Staatsgüter an seine Günstlinge, wodurch die Wehrverfassung des Landes nach außen sehr verringert wurde, die Grausamkeit der Königin Helene hatte andrerseits nach innen die Macht des Königs gestärkt, der Einfluß der Stammhäupter war für immer gebrochen, und der König beinahe zum absoluten Herrscher geworden, da starb Bela 1141, als sein Sohn Geiza II. erst zehn Jahre alt

war. Der Landtag ernannte den Palatin Belus, den Oheim des Königs Uros, und den Erzbischof von Gran zu Regenten, Männer von bedeutendem Talent, die diese Regentschaft durch eine folgenreiche Maßregel merkwürdig machten. Sie begünstigten nämlich die Einwanderung der Deutschen aus Flandern, die sich in der Grafschaft Zips und in Siebenbürgen ansässig machten, und denen viele Privilegien, besonders aber eine eigne Gerichtsbarkeit und municipale Verfassung verliehen ward, es sind die Vorfahren der jetzigen Sachsen in Siebenbürgen. Diese Einwanderer, besonders jene, die sich im Norden Ungarns an den Karpathen angesiedelt hatten, eröffneten den Metallreichthum des Landes, sie waren die ersten Industriellen in Ungarn, und das Städtewesen erhielt durch sie einen bedeutenden Aufschwung. — Bald darauf kam Ungarn abermal in dieselbe Lage, wie unter König Coloman; die Predigten Bernhards von Clairvaux begeisterten die Völker Europa's abermals zum Kriege gegen die Ungläubigen, und die Heere der Kreuzfahrer zogen wieder mehrfach durch Ungarn, ohne den Bewohnern des Landes ihre Be-

geisterung mitzutheilen. Zuerst kam Kaiser Friedrich I. Barbarossa mit seinen Deutschen, der bei dieser Gelegenheit Ungarn gern unter die Lehnsherrschaft Deutschlands gebracht hätte, aber auch ohne Oberherr zu sein, besteuerte er auf seinem Wege Klöster und Kirchen. Nach ihm kam Ludwig der VII. mit seinen Franzosen, die strengere Mannszucht hielten und besser aufgenommen wurden, der König stellte aber doch ein Heer auf, und begleitete sie bis zur Grenze. Kaum war diese Gefahr vorbei, als Geiza gleich dem II. Stephan sich in vielfache Fehden und Kriege verwickelte, der wichtigste davon war jedenfalls der mit dem Kaiser von Byzanz Manuel. Der Krieg blieb zwar ohne Resultat, aber der Einfluß der Griechen wurde größer, und als Geiza plötzlich 1161 gestorben war, blos einen minderjährigen Sohn, Stephan III. hinterlassend, mischte sich Manuel bedeutend in die ungrischen Verhältnisse ein, und erhob erst Ladislav den II. und nach dessen Tode Stephan den IV., die Brüder Geiza's, auf den Thron. Aber die Schützlinge des orientalischen Kaiserthums waren den Ungarn verhaßt, nur die Heeresmacht Manuels unterstützte

sie, und zuletzt überzeugte sich der Kaiser, daß er Ungarn nicht erobern könne. Seine Schützlinge waren beide gestorben, er konnte daher leichter Frieden schließen, und adoptirte bei dieser Gelegenheit Bela, den Bruder des Königs, gab ihm seine Tochter zur Frau, versprach ihm die Nachfolge auf den Thron von Byzanz und nahm ihn an seinen Hof. Doch Manueln wurde ein Sohn unerwartet geboren, Stephan der III. starb 1173, und Bela, dieses Namens der III., bestieg statt des byzantinischen Thrones den ungrischen. Er war der tüchtigste König seit den Zeiten Colomans, aber er konnte sich im Lande nicht recht beliebt machen, er blieb stets mehr Byzantiner als Ungar. Bei Hof führte er des Constantinoplers Hofceremoniel ein, ernannte Hofwürdenträger, und ließ eines Tages sämmtliche Stühle verbrennen, die im Rathssaale den Thron umgaben, damit sich niemand mehr in seiner Gegenwart niedersetze. Ein Kanzler mußte von nun an die Geschäfte führen, die Bitten und Klagen mußten schriftlich eingereicht werden, und die Erledigungen wurden ebenfalls schriftlich ertheilt. Andrerseits lag dem König auch der Zu-

stand des Landes am Herzen, er verfolgte die Diebe und Räuber unerbittlich, er sorgte für die Sicherheit der Straßen und suchte den Frieden auch nach außen zu wahren, um das Land, das unter den letzten Regierungen so viel durch Krieg gelitten, wieder zur Blüthe zu bringen, wobei er übrigens seinen eignen Privatschatz auch nicht vergaß, — er war ganz ein König im modernen Sinne Ludwig Philips. — Bela starb 1195 und hinterließ zwei Söhne, Emrich und Andreas, dadurch aber natürlich auch die Aussicht auf einen Bürgerkrieg, denn es war voraus zu sehen, daß der jüngere Bruder zuerst ein Herzogthum, dann die Krone verlangen werde und die Zeiten von Andreas, Salomon, Coloman und Stephan dem III. sich erneuern würden. Um diese Gefahr zu beseitigen, nahm Bela seinem jüngern Sohn das Versprechen ab, daß er einen Kreuzzug nach dem heiligen Grabe machen würde, zu welchem Zwecke er ihn zum Erben des Schatzes ernannte. Andreas hatte aber nicht die Absicht, sein Versprechen zu halten, er vergeudete den Schatz, um sich eine Parthei zu werben, und forderte an der Spitze derselben Croatien und Dalmatien vom

König Emrich als Herzogthum, und als dieser ihm das Herzogthum verweigerte, nahm er es mit Gewalt. Es kam zum Krieg und darauf natürlich zum Frieden; in diesem wurde Andreas der Besitz des Herzogthums unter der Bedingung gewährleistet, daß er nach Palästina ziehen werde, er that es aber nicht. Natürlich kam es abermals 1199 und endlich 1203 zum drittenmale zum Kriege zwischen den Brüdern. Emrich ließ nämlich in diesem Jahre seinen Sohn, den Knaben Ladislav krönen und bezeichnete ihn dadurch als seinen Nachfolger im Reich, und da nun die letzte Hoffnung auf die Krone für Andreas verloren war, empörte sich dieser gegen seinen Bruder und führte ein Heer gegen ihn. — Emrich sah sich von einem großen Theile der Seinigen verlassen, denn der verschwenderische Andreas ließ es weder an Geschenken, noch an Versprechungen fehlen, um seine Parthei zu verstärken. Da ermannte sich der sonst nicht eben kühne Emrich, — im Königsschmucke, mit der Krone auf dem Haupte und dem Scepter in der Hand ging er allein in das Lager seiner Feinde, die in Schlachtordnung aufgestellt waren, laut

rief er ihnen zu, ich bin euer König, wer wagt es, seine Hand hochverrätherisch gegen seinen Herrn zu erheben? Die Schaaren des Herzogs öffneten sich vor dem hochherzigen König, er ging gerade auf das Zelt seines Bruders zu, nahm ihn mit eigner Hand in der Mitte seiner Krieger gefangen, führte ihn in das königliche Lager, ließ ihn in ein festes Schloß sperren und schickte die ehrgeizige Frau des Herzogs, Gertrud, zu ihren Verwandten nach Meran zurück. Doch bald darauf verfiel König Emrich in eine schwere Krankheit, er fühlte, daß er seinem Ende nahe, und wollte gern die Krone seinem Sohne, dem Kind Ladislav sichern. Er glaubte Andreas durch Großmuth gewinnen zu können, er ließ ihn daher frei und ernannte ihn zum Vormund Ladislavs. Doch kaum war Emrich 1204 gestorben, als Andreas sich des königlichen Schatzes bemächtigte und die verwittwete Königin Constantia von jedem Einfluß auf die Angelegenheiten ausschloß, — es blieb kein Zweifel, daß der Vormund sich des Mündels entledigen wolle. Constantia floh daher mit Ladislav III. nach Oestreich, doch das Kind starb, Ungarn entging einem neuen Bür-

gerkrieg und Andreas ward endlich 1205 rechtmäßiger König des Landes. —

Die Regierungsgeschichte Andreas des zweiten ist für Ungarn eine der wichtigsten, sie fand in spätern Zeiten viele Parallelen und wird sie in der Zukunft noch häufiger finden. — Der König war schwach, verschwenderisch, und suchte dabei auswärtigen Einfluß zu gewinnen. Um für seinen zweiten Sohn Coloman auch einen Thron zu erwerben, führte er mehrere Eroberungskriege, durch die er endlich 1215 Galicien gewann. — Da aber die Wehrverfassung Ungarns und sein Finanzsystem nur für Vertheidigungskriege berechnet war und nicht für die Offensive paßte, so mußte der König zu ungewöhnlichen Mitteln greifen, um seine Angriffskriege zu bestreiten. Er verschlechterte daher zuerst die Münze, ohne dadurch die gewünschten Resultate zu erreichen; die Handelsverhältnisse wurden verwirrt, aber die Preise aller Gegenstände stiegen, und die Einkünfte des Königs gingen ebenfalls nur in schlechter Münze ein. Dann verkaufte, verpfändete und verschenkte er die Schloßgüter, deren Revenuen bisher für Sold und Unterhalt

der Garnisonen in den Schlössern diente, er griff das Capital des Staates an, da das Einkommen desselben zu geringe erschien; aber er desorganisirte dadurch für die Zukunft die Wehrverfassung und die Finanzen des Landes, das Ansehen der jetzt neubereicherten Aristocratie stieg, die königliche Macht sank und Andreas war bald nicht mehr im Stande, die Unterdrückung des niedern Adels und des Volkes durch einige mächtige Oligarchen zu verhindern, die ihm trotzten. Nur um seinen Thron zu sichern, umgab er sich mit fremden Günstlingen, besonders den Verwandten seiner Frau, der Tochter des Herzogs von Meran, und vernachlässigte die nationale Aristocratie, die eben dadurch noch feindlicher gegen ihn auftrat. Andreas mußte endlich, um Aufständen im Lande vorzubeugen, fremde Hilfe anflehen. Er wandte sich an den Papst, der sehr gerne die Gelegenheit ergriff, seine Macht auszudehnen, und zuerst über alle jene, die gegen den König aufzutreten wagten, den Bann aussprach, aber sehr bald den König selbst mit dem Interdict bedrohte, wenn er fortfahren würde, sein Land zu unterdrücken. Als nämlich die Fi-

nanzverlegenheiten von Tag zu Tag wuchsen, sah Andreas nirgends mehr ein Heil, und verpachtete alle Einnahmen des Staates an Juden und mohammedanische Ismaeliten, die, zur Macht gelangt, das Land aussaugten, und unter den Einwohnern Proselyten zu machen begannen.

Der öffentliche Unwille wandte sich hauptsächlich gegen die Königin Gertrude, die sich in die öffentlichen Angelegenheiten entscheidend eingemischt hatte, und ihre Brüder Berthold und Ekbert, die trotz ihrer Unwissenheit und ihres wüsten Lebens zu den höchsten Würden erhoben wurden, und durch ihre Ausschweifungen das moralische Gefühl der Ungarn offen verhöhnten. Schon 1209 wurde eine Verschwörung gegen das Leben der Königin entdeckt und bestraft; fünf Jahre darnach wurde sie wirklich durch den Palatin Bank-bán und seine Freunde ermordet, der seine durch Ekbert verletzte Hausehre an ihr rächte [1]). Andreas bestrafte zwar den Mord,

1) Die Verschworenen theilten ihr Vorhaben dem Erzbischof von Gran mit und verlangten seinen Rath, er ertheilte ihn schriftlich vollkommen amphibolisch: Reginam

aber die Unzufriedenheit wurde darum nicht unterdrückt; um sich also wenigstens die Gunst des Papstes zu sichern, dessen kirchlichen Waffen er mehr vertraute, als seinem Heere, zog er 1217 mit einem Kreuzzuge nach Palästina. Um aber diesen thörichten Zug ausführen zu können, mußte er wieder die Kirchenschätze angreifen, und selbst das Privatvermögen der Königin Constantia, der Wittwe König Emrich's, jetzt der Gemahlin Kaiser Friedrichs des II. von Deutschland, einziehen, wodurch er sich einen neuen Feind machte.

Der Kreuzzug des Königs Andreas glich mehr einer Pilgerfahrt, nachdem er Jerusalem und Genesareth besucht, und die Seldschucken am Berge Tabor vergebens angegriffen hatte, kehrte er zurück und fand sein Reich in voller Auflösung. Sein Sohn Coloman war aus Galicien vertrieben worden, in Ungarn hatte die Unzufrie-

---

occidere nolite timere bonum est, si omnes consenserint ego non contradico; denn es konnte gelesen werden: Reginam occidere nolite timere; bonum est. Si omnes consenserint, ego non contradico; aber auch: Reginam occidere nolite; timere bonum est. Si omnes consenserint, ego non, contradico.

denheit den höchsten Grad erreicht, das Volk war unterdrückt, die hohe Aristocratie übermüthig, der Schatz leer, denn die Finanzbeamten hatten ihn bestohlen und waren entflohen. Der König war noch nicht gewitzigt, er sandte noch ein Heer, mit den letzten Ressourcen des Landes ausgerüstet, nach Galicien, um seinen Sohn dort einzusetzen; doch er ward 1219 geschlagen und Coloman selbst fiel in Gefangenschaft, aus der er erst spät ausgelöst wurde.

Dieser Zustand der Dinge konnte nicht länger dauern. Bela, der älteste Sohn des Königs, war als Thronfolger zunächst dazu berufen, eine kräftige Reform durchzuführen. Er versammelte daher den unterdrückten niedern Adel, die eigentlichen Freien, und die Schloßbesatzungen um sich, und verlangte, auf diese gestützt, die Wiederherstellung der alten Verfassung und die strengste Reform der Finanzverhältnisse. Die hohe Aristocratie schaarte sich dagegen um den König, und der Bürgerkrieg schien schon unvermeidlich, als 1222 die ganze Geistlichkeit auf den Befehl des Papstes sich ebenfalls für die Reform erklärte, und einen Frieden vermittelte, dessen

Resultat unter dem Namen der goldenen Bulle (Bulla aurea) das wichtigste Document der ungrischen Freiheit wurde. Nicht als ob darin neue Rechte für das Volk enthalten wären, sondern weil der König durch sie alle jene alten ererbten Volksrechte anerkennen und beschwören mußte, die wohl auch früher bestanden, aber stets von den Königen angegriffen worden waren. Die Hauptpunkte dieses Documents waren:

Alle Rechte und Freiheiten der Adeligen und des Schloßvolkes wurden neu bestätigt, keiner von ihnen sollte, ohne gesetzmäßig citirt, verhört, und regelmäßig verurtheilt zu werden, in seiner Person oder in seinem Eigenthum verletzt werden, er ist steuerfrei, niemandem Unterthan als dem König, seine Rechtsangelegenheiten kleineren Belanges sollen durch die Comitatsgerichte, die größern auf dem jährlich am 20. August, dem Tag des heiligen Stephans, zu Stuhlweißenburg zu haltenden Gerichtstag, durch den König oder den Palatin, mit Beiziehung des Adels, abgeurtheilt werden. Im Vertheidigungskriege muß er auf eigene Kosten Soldatendienste leisten, für den Offensivkrieg, über die Grenzen des Landes,

könne er nicht gezwungen werden, und will er dem König dahin folgen, so solle dies auf die Kosten des Königs geschehen. Endlich hat jedermann das Recht, über sein Vermögen mittelst Testamentes frei zu verfügen.

Alle Staatsgüter, die durch den König vergeudet worden waren, sollen von der Aristocratie, die dieselben an sich riß, zurückgenommen werden, und in Zukunft ihrer Bestimmung, zur Deckung der Staatsausgaben zu dienen, nicht mehr entzogen werden. Die Juden und Ismaeliten dürfen die Einkünfte des Reichs nicht mehr pachten, kein Fremder solle Reichsämter begleiten oder Güter in Ungarn erwerben dürfen, ehe er mit Zustimmung des Reichsrathes naturalisirt würde. Die Großen des Reiches dürfen eben so wenig als der König durch ihre und ihres Gefolges Besuche, den niedern Adel unterdrücken. Ferner wurden die Geldverhältnisse und die Competenz der Gerichte geregelt und bestimmt, daß mit Ausnahme des Palatins, des Báns von Croatien und des Königsrichters, niemand zwei Aemter zu gleicher Zeit bekleiden dürfe.

Der Schluß der goldenen Bulle enthält die

in der ungrischen Geschichte so bekannte Klausel, daß, wenn diese Gesetze durch den König oder seine Nachkommen nicht beachtet würden, die Großen und Freien, ohne Hochverräther zu werden, sich denselben widersetzen dürften. —

Dieser feierliche Vertrag wurde nur mit Mühe wirklich durchgeführt, Bela wurde beauftragt, die vergeudeten Staatsgüter einzuziehen; doch die hohe Aristocratie widersetzte sich häufig, sie trug sogar das Reich dem deutschen Kaiser Friedrich an, und König Andreas hatte nicht die Energie, sie zu strafen, die Crisis dauerte daher fort, da er halbe Maßregeln dem energischen Wirken vorzog. Endlich mußte er bei dem Landtag 1231 die goldene Bulle nochmals bestätigen, wobei die Gerichtsbarkeit der Geistlichkeit weiter ausgedehnt und die Klausel beigefügt wurde, daß wenn der König diese Gesetze verletze, der Erzbischof von Gran ihn in Bann erklären solle. Doch trotz aller dieser Gesetze und Drohungen blieb Andreas noch immer der schwache Character, der sich nur widerstrebend der Nothwendigkeit fügte. Er starb 1235.

Bela, der vierte dieses Namens, der als

Thronfolger schon an der Spitze der Reformpar-
thei stand, wurde als König seinem Programm
nicht untreu. Er brach die Macht der hohen
Aristocratie und schützte die große Masse der Na-
tion gegen ihre Uebergriffe, aber die Großen
benutzten die Macht, die ihnen gesetzlich übrig
geblieben war, um das Ansehen des Königs zu
schwächen. Daher war es diesem angenehm, als
der König der Cumanen, Kuthen, 1239 mit 40,000
Familien in Ungarn einwanderte und sich Bela
unterwarf, er glaubte in diesem stammverwandten
Volke eine neue Stütze zu finden. Die Cumanen
waren durch die Mongolen, die sich von Osten
unter Batu-Chan herwälzten, aus ihren Sitzen
vertrieben, aber sie waren in der Civilisation weit
hinter den Ungarn zurück. Obgleich sie das Chri-
stenthum gleich annahmen, hatten sie nach No-
madenweise noch keinen rechten Begriff über Grund-
eigenthum, es gab fortwährend Conflicte zwischen
ihnen und den Ungarn, die zwischen diesen Völ-
kerschaften ein Mißtrauen und eine Feindschaft
erregten, die bald gefährliche Folgen nach sich
zog. Die Mongolen nahten sich 1241 mit einem
Heere von 500,000 Mann und bedrohten ganz

Europa. Bela rief den Herzog von Oestreich, Friedrich den Babenberger, zu Hilfe, er versprach sogar dem deutschen Kaiser Friedrich den Lehenseid, wenn er mit seiner Macht den Mongolen entgegenzöge; doch der deutsche Kaiser versagte die Hilfe und der Fürst von Oestreich kam blos mit einigen Rittern, mehr als Zuschauer, denn als Verbündeter; beide waren es vollkommen zufrieden, wenn Ungarn geschwächt würde, weil es ihnen dann natürlich zufallen mußte. Auch die ungrischen Großen rüsteten sich nur lau zum Kampfe, sie sagten, der König habe ja die alte Verfassung hergestellt, die genügend sei zum Vertheidigungskampfe, und sahen nicht ungern die Macht des Königs ungenügend. Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Die Mongolen brachen den Widerstand, den ihnen der Palatin in den Karpathenpässen entgegenstellte, und ihre Vorposten drangen bis in die Nachbarschaft von Pesth, wo der öftreichische Friedrich die Ungarn, statt sie gegen die Feinde zu begleiten, gegen die Cumanen aufreizte, diese als die Verbündeten und Spione der Mongolen darstellte, und an der Spitze eines

aufgereizten Haufens den Fürsten Kuthen ermordete. Als die Cumanen dies hörten, verließ ein Theil von ihnen das Land, der andere ging zu Batu-Chan über, nur ein Theil blieb bei den Ungarn. Der König sammelte endlich seine Truppen und ging den Eindringlingen entgegen, die sich bis an die Theiß zurückgezogen, wo sie bei Mohi mit vereinter Kraft die Ungarn in einer Entscheidungsschlacht schlugen, die ihnen das ganze Land in die Hand gab. Coloman, der Bruder des Königs, starb an seinen Wunden, der König selbst floh zuerst zu Friedrich von Oestreich, der ihn, statt der erwarteten Gastfreundschaft, festnahm und nur unter der Bedingung entließ, daß Bela ihm drei Grenzcomitate Ungarns tractatmäßig überließ. Der unglückliche König flüchtete sich nach Croatien, und endlich von den Mongolen stets verfolgt, auf die dalmatische Insel Veglia. Durch anderthalb Jahre verwüsteten die Mongolen das ganze Land, sie brannten die Dörfer nieder, plünderten die Städte und ermordeten die Einwohner; als aber die Nachricht kam, Oktai, der Groß-Chan der goldnen Horde in

Kiptschak, sei gestorben, verließ Batu mit seinen Schaaren das Land, um seine Thronansprüche in Asien geltend zu machen. —

1242 kam Bela zurück, Ungarn war eine Wüstenei, eine tabula rasa, der König mußte das Reich von neuem gründen; er ließ daher zunächst die Städte wieder aufbauen und gab ihnen Privilegien und die vollkommenste Selbstregierung, um sie schnell zu bevölkern, er erneuerte die Besitztitel, wobei er aber die Allode in Feudalbesitz verwandelte, er begünstigte den Bau von Bergfesten und verpflanzte die Cumanen, die vor den Mongolen nach Bulgarien geflohen waren, in die Ebene zwischen der Theiß und der Donau. In vier Jahren war das Land wieder in soweit erstarkt, daß Bela einen Rachezug gegen Friedrich von Oestreich unternehmen konnte, um die ihm in der höchsten Noth abgepreßten drei Comitate zurückzunehmen. Friedrich siegte zwar anfangs, aber in der Schlacht von Wiener-Neustadt fiel er durch den Pfeil des Grafen Frangepani, jenes Freundes des Königs Bela, der ihn in Veglia aufgenommen hatte.

Noch einmal wurde Ungarn im Jahre 1262

durch die Mongolen bedroht; doch jetzt war der König gerüstet, Nogaj-Chan wurde in den Carpathen geschlagen und die wilden Horden mit einem Verlust von 50,000 zurückgeworfen.

Die letzten Regierungsjahre Bela's waren für ihn die schwersten, sein Sohn Stephan, ein ehrgeiziger, thatkräftiger Jüngling, empörte sich gegen ihn; ein langer Zwist mit vielen kleinen Angriffen und mehreren Versöhnungen untergrub wieder das königliche Ansehen; die Großen des Reichs benutzten die Unruhen, um ihre alte Macht wieder zu gewinnen, die Gerichtspflege wurde verwirrt und der Fortschritt des Landes bedeutend aufgehalten. Voll Gram, daß er sein Ziel doch nicht erreichen konnte, starb Bela 1270, ein tüchtiger König, den aber das Unglück auf das härteste geprüft hatte.

Stephan der V. regierte nur zwei Jahre lang, sein frühzeitiger Tod erlaubte ihm nicht, seine unläugbare Thatkraft für sein Land zu entwickeln. Ladislav der IV. war ein Kind von 10 Jahren, als er seinem Vater Stephan nachfolgte. Während seiner Minderjährigkeit war der Kampf zwischen Ottokar dem Böhmen und Rudolph von

Habsburg ausgebrochen. Die Ungarn verbündeten sich mit dem letztern und halfen ihm bedeutend in diesem Kriege, an der Entscheidungsschlacht von Marchegg, die die Macht des Hauses Habsburg begründete, hatten sie thätigen Antheil genommen. Als Ladislav erwachsen war, konnte sein heißes Blut den Reizen der cumanischen und tartarischen Mädchen nicht widerstehen, er lebte mit ihnen unter Zelten, die Civilisation Ungarns verfiel, das Nomadenleben wurde durch den König selbst begünstigt, die Ungarn empörten sich; doch der König, ein zweiter Alcibiades, entriß sich den Umarmungen der Wollust und schlug sowohl die Aufständischen, als auch später seine Lieblinge, die Cumanen, als diese übermüthig sich gegen den vermeinten Schwächling erhoben. Endlich fiel er unter den Mörderstreichen dreier Cumanen im Jahre 1290, die das Werkzeug der Eifersucht Ednas, des reizenden Cumanenmädchens waren, das der flatterhafte König für frischere Schönheiten verlassen hatte.

Nach dem Tode Ladislavs war nur ein einziger männlicher Sprößling des Arpádschen Hauses am Leben, Andreas der III., genannt der

Veneter, der Enkel Andreas des II., und Sohn der Venetianerin Catharina Morosini. Da er aber keinen Sohn hatte, entbrannte noch während seines Lebens der Kampf um die Erbfolge. Kaiser Rudolph wollte das Land unter dem Vorwand, es sei ein Lehen des deutschen Reichs, seinem Sohn Albrecht von Oestreich sichern. Der Papst maßte sich ebenfalls die Lehensherrlichkeit an und belehnte Carl Martell von Anjou mit der Krone, einige der ungrischen Großen aber, besonders die Grafen von Güssingen, die Ahnen der Batthyányi's an der östreichischen Grenze, jene von Brebir in Croatien, die Voraltern der Zriny's, Matthäus von Trencsin in Oberungarn und Apor in Siebenbürgen, suchten sich bei der allgemeinen Auflösung des Reichs auf ihren Gütern ganz unabhängig zu machen und alle Gewalt in ihrer Gegend an sich zu reißen. Andreas konnte nur mit Mühe die Einheit des Reiches erhalten und der einreißenden Verwirrung steuern. Er starb vergiftet im Jahre 1301. — Der Stamm Arpáds erlosch mit ihm auf dem Throne Ungarns. —

Zweite Periode.

Ungarn unter der Regierung von Königen aus verschiedenen Häusern (Anjou, Luxemburg, Oestreich, Hunyady, Jagello).

Mit dem Aussterben der Arpáds in Ungarn änderte sich das Verhältniß dieses Reiches zu dem übrigen Europa. Unter den nationalen Königen waren die Interessen des Landes und jene des Herrscherhauses nie getrennt, es war die Periode der Bildung und der Consolidirung des Staates. Die Kriege, die die Ungarn führten, waren zum Theil Vertheidigungskriege gegen die Angriffe der Nachbarn, die das neue Reich unterjochen wollten, oder Grenzkriege, wie sie in jener Epoche durch ganz Europa häufig vorkamen, zum Theil Bürgerkriege wegen der Thronfolge; sie

hatten alle keinen Einfluß auf die große europäische Politik. —

In der zweiten Periode ihres europäischen Völkerlebens, unter Fürsten, deren Familieninteressen weit über die Grenzen Ungarns hinausreichten, nahmen die Ungarn eine viel bedeutendere Stellung in der Geschichte Europas ein, die aber für den philosophischen Beobachter durchaus nicht wichtiger ist, als die allmählige Civilisation des Volkes, und die Ausbildung seiner freien Verfassung in der ersten Periode. — Mit den fremden Herrschern kamen natürlich die allgemeinen europäischen Ideen des Mittelalters in das Land, die Feudalverfassung, von der bisher wenig Spuren in Ungarn zu finden waren, bildete sich unter den französisch-neapolitanischen Anjou's hier aus, die glänzenden Tourniere, die in derselben Zeit aufkamen, gaben dem gesellschaftlichen Leben der Großen eine mehr westliche Färbung, so wie die Organisation der Zünfte, Innungen und Handelsmonopole einzelner Städte und Classen auf den Mittelstand großen Einfluß ausübte. Die Nation wurde kriegerischer als je, und der Ruhm ungrischer Waffen verbreitete sich über ganz Eu-

ropa, bis daß diese Periode der ungrischen Geschichte reich an glänzenden Waffenthaten und romantischen Ereignissen, mit einer ergreifenden Catastrophe, der Schlacht von Mohacs, abgeschlossen wurde. —

Der mächtigste und tüchtigste der Kronprätendenten nach dem Tode Andreas des III. war jedenfalls Carl Robert, aus dem Hause Anjou, der Enkel des Königs von Neapel, und der Tochter Bela's des IV. Da er aber die Krone Ungarns aus der Hand des Papstes erhalten, und dessen Lehensherrlichkeit anerkennen sollte, widersetzten sich die Ungarn seinen Ansprüchen. Sie wählten erst Wenceslav von Böhmen, dann Otto von Baiern, beide Abkömmlinge der Arpáds in weiblicher Linie, zum Könige, doch keiner von ihnen konnte sich auch nur gegen jene Oligarchen im Lande erhalten, die die Gewalt an sich rissen. — Als nun die Unruhen und Zwistigkeikeiten bis 1309 gedauert hatten, wurde endlich Carl Robert vom Landtag zum Könige gewählt und gekrönt, wobei aber feierlich ausgesprochen

wurde, daß er die Krone ausschließlich der freien Wahl zu verdanken habe. Doch ganz Ober-Ungarn gehorchte noch dem Grafen Matthäus von Trencsin, der unter dem Vorwande, daß er die Thronrechte Elisabeths, der Tochter Andreas des III., vertheidige, sich selbst königliche Gewalt anmaßte. Er ward zwar im selben Jahre im Thale von Rozgony unweit von Kaschau von den Truppen Carl Roberts, hauptsächlich durch die Tapferkeit der Zipser und ihres Grafen, des Ahnherrn der Görgey's, geschlagen, aber dem König unterwarf er sich doch nicht, er herrschte ungestört im Nordwesten Ungarns bis zu seinem Tode (1318).

Wenn aber Carl Robert im Kriege, den er führte, um die Krone zu gewinnen, nicht unglücklich war, so erlitt er eine um so demüthigendere Niederlage, als er gegen seinen Vasallen Bazarád, den Fürsten der Wallachei, 1330 einen ungerechten Krieg begann. Nur mit Mühe rettete er sein Leben, Bazarád dagegen ward für einige Zeit unabhängig von Ungarn. Der König war nicht besonders kriegerisch und suchte sein Land durch Friedenskünste groß zu machen. — Die

Wehrverfassung war trotz ihrer Restauration unter Andreas und Bela doch nicht mehr die alte; Carl Robert genügte das System der königlichen Schlösser mit erblichen Besatzungen nicht mehr. Er zog es vor, in Ungarn das Feudalsystem einzuführen, dem zufolge jeder große Besitzer mit seinem Fähnlein (Banderium) ins Feld zog, und begünstigte daher den großen Besitz. Um aber die Finanzen im Gleichgewicht zu erhalten, reichten die gesetzlichen Einkünfte der Staats- und Schloßgüter nicht mehr hin, es war schon unter den Arpáds nöthig geworden, eine Steuer einzuführen, Carl Robert erhob sie aber in echt feudaler Weise nur von den Unadelichen, — jede Bauernsession zahlte 18 Denare. — Der Entwickelung der Städte wurde durch liberale Privilegien Vorschub geleistet, — der Handel und Wohlstand kehrte mit dem Frieden wieder, und machte es bald nöthig, daß Goldmünzen geprägt wurden. Unter den Arpáds waren die Handelstransactionen so gering, daß die kleinen Silbermünzen dafür vollkommen ausreichten, und wo der Verkehr in seltnern Fällen größere Summen nöthig machte, bediente man sich der fremden

byzantinischen Goldgulden. Carl Robert war der erste König von Ungarn, der Goldmünzen prägen ließ, er erhöhte aber auch den Gehalt der Silbermünzen, löste die alten ein und prägte statt dieser vollwichtiges Geld zum Besten des Handels. —

Landtage liebte er nicht, er berief nur einmal die Stände, um durch sie die barbarischen Strafen bestätigen zu lassen, mit denen er das Geschlecht der Zachs ausrotten ließ, weil das Familienhaupt, Felician, die Entehrung seiner Tochter Klara durch Kasimir, den Bruder der Königin, an dieser rächen wollte und ihre Hand verstümmelte.

Dagegen mischte der König sich gern in auswärtige Angelegenheiten; er breitete seinen Einfluß weit über die Grenzen des Reiches und gab ein in dieser Zeit seltenes Beispiel, wie ein Krieg durch schiedsrichterlichen Spruch vermieden werden könne. Der Herzog von Schlesien war im Jahre 1335 kinderlos gestorben, Kasimir, der König von Polen, und Johann, König von Böhmen, sprachen beide diese reiche Grenzprovinz an. Carl Robert, der Bundesgenosse beider, that

alles Mögliche, um sie vom Kriege abzuhalten, und lud sie zuletzt, sammt ihren nächsten Nachbarn, dem Herzog von Mähren und den Rittern des deutschen Ordens, die Preußen beherrschten, zu sich nach Visegrad ein. Er bewirthete sie dort achtzehn Tage lang in königlicher Weise, — die Gäste verzehrten dem Chronisten zufolge täglich 4000 Laib Brod und 18,000 Flaschen Weins — und brachte glücklich einen Frieden zwischen den streitenden Partheien zu Stande, der sie beide zufrieden stellte. Der Böhme erhielt Schlesien, dagegen entsagte er einigen polnischen Besitzungen, Carl Robert aber garantirte den Tractat.—

Im Ausland geachtet, im Inland trotz seiner Verdienste mehr gefürchtet als geliebt, weil er doch nie ganz zum Ungar geworden war, starb Carl Robert nach einer langen Regierung, unter der das Land aufgeblüht war, im Jahr 1342.—

Sein Sohn Ludwig, genannt der Große, war erst siebzehn Jahre alt, als er sich sechs Tage nach seines Vaters Begräbniß unter dem jauchzenden Zuruf der Ungarn krönen ließ. Als Ungar erzogen, schön, ritterlich und von ungewöhnlichen Geistesgaben, war er der Liebling des

ungrischen Adels. Seine Kriegsthaten erwarben ihm den Namen des Großen, er dehnte die Grenzen Ungarns bis an drei Meere aus, er war ein großer Staatsmann, aber seine Politik war mehr eine auswärtige, die Größe und der Glanz des Reiches, nicht dessen Freiheit war sein Ziel. —

Sein erster Krieg war ein abentheuerlicher, um den Mord seines Bruders zu rächen, zog er nach Neapel. Hier war König Robert 1343 gestorben, ohne Söhne zu hinterlassen, die Krone gebührte dem ungrischen Zweige der Anjou's. Um aber jedem Zwist vorzubeugen, hatte noch Carl Robert einen Vertrag mit seinem Oheim Robert geschlossen, dem zufolge Andreas, der zweite Sohn Carl Roberts, mit Johanna, der Enkelin Roberts, vermählt werden und mit ihr die Krone Neapels theilen sollte. Doch die ausschweifende Neapolitanerin verachtete ihren schwächlichen Gemahl, den erst sechzehnjährigen Andreas, sie wollte ihn nicht als König, sondern nur als Fürsten von Salerno anerkennen, und ließ ihn endlich 1345 durch ihre Vettern, die Fürsten von Tarent und Durazzo, in Aversa mit einer seidenen Schnur erdrosseln. Als diese Nachricht den

König Ludwig ereilte, wandte er sich zuerst an den Papst Clemens den VI., verlangte, daß dieser als Lehnsherr Neapels die Gattenmörderin Johanna des Thrones verlustig erkläre, und führte 1347 ein ungrisches Heer, vor dem eine schwarze Fahne wehte, durch ganz Italien. Neapel ergab sich ihm, Johanna floh mit Ludwig von Tarent, den sie geheirathet hatte, nach Avignon, ihr Familienerbtheil. Von den Mördern des unglücklichen Andreas fiel blos Carl von Durazzo in die Hände des Königs, der ihn in demselben Zimmer, wo Andreas erdrosselt worden war, hinrichten ließ. —

Ludwig nahm nun den Titel des Königs beider Sicilien an, ließ eine ungrische Besatzung und Stephan Laczkovics als Vicekönig in Neapel, und kehrte nach Ungarn zurück, von neuem darauf dringend, der Papst möge Gericht über Johanna halten. Diese aber verkaufte ihre Ansprüche auf Avignon an den Papst und kehrte nach Neapel zurück, wo ein Aufstand gegen die Ungarn ausbrach und die kleine ungrische Besatzung stark bedrängte. Ludwig zog daher 1350 zum zweitenmale nach Neapel, er erstürmte Ca-

nossa, Salerno, Aversa und eroberte zum zweitenmale das Land. Doch er mußte sich bald überzeugen, daß die Neapolitaner die Fremdherrschaft nie willig ertragen würden, als daher Papst Clemens endlich das Urtheil sprach, Johanna sei behext gewesen, als Andreas ermordet wurde, und solle deshalb das Reich behalten und an Ludwig 300,000 Goldgulden als Ersatz der Kriegskosten zahlen, verließ Ludwig Neapel und schenkte der schönen Sünderin das Sühngeld.

So endete der abentheuerliche Ungarkrieg in Neapel, ohne eine andere Folge für Ungarn zu hinterlassen, als daß der König auf dem Reichstage 1381 den Adel für die Opfer, die er im Kriege gebracht hatte, als Entschädigung den neunten Theil aller durch die Bauern erzeugten Feldfrüchte für alle Zukunft zusprach. Dies war der Ursprung des Neuntels, jener der Industrie so verderblichen Steuer, die erst im Jahre 1848 aufgehoben wurde. Auf demselben Reichstage wurde auch der Feudalismus in Ungarn gesetzlich eingeführt. Die freie Verfügung über das Grundeigenthum wurde dem Besitzer entzogen, die Familie erhielt das eigentliche Besitz-

recht, das Individuum wurde blos Nutznießer. Auf diese Art wurde das Grundeigenthum gefesselt und fixirt, aber der Feudalismus konnte doch nicht in der ganzen Ausdehnung eingeführt werden, denn der König selbst hatte keine Söhne, die Krone mußte auf die weibliche Linie übergehen, die weibliche Erbfolge, an die die Ungarn ohnehin gewohnt waren, konnte demnach bei den Erbverhältnissen des Adels nicht ausgeschlossen werden.

Da aber durch die Einführung des Feudalismus das alte Schloßsystem aufhörte, die Basis der Wehrverfassung des Landes zu bilden, wurden die Schloßbesatzungen, die ohnehin zu den Freien im Lande gehörten, häufig dem Adel vollkommen gleichgestellt, und bildeten, da sie nur geringen liegenden Besitz hatten, die Classe der „Nobiles unius sessionis“, es sind die Vorfahren des spätern Bauernadels. —

Ludwig führte während seiner vierzigjährigen Regierung viele Kriege und zeichnete sich durch seinen Edelmuth und Tapferkeit vielfach aus. Den Herzog von Litthauen Keystutt, der Galizien während des neapolitanischen Krieges

angegriffen hatte, besiegte er im Zweikampfe, entwaffnete ihn, nahm ihn gefangen und ließ ihn nur unter der Bedingung frei, daß er sich taufen lassen wolle. Der Heide versprach es, sein Wort aber löste erst später sein Sohn. — Im Kriege gegen die Venezianer belagerte er Treviso in Friaul. Gradenigo der Doge war gestorben, Delfino, der Commandant der belagerten Festung, wurde zum Dogen erwählt. Die Venezianer baten um freien Abzug für ihren neugewählten Fürsten, Ludwig gewährte denselben, und Delfino bewies seine Dankbarkeit dadurch, daß er gleich Frieden mit dem hochherzigen König schloß, durch den dieser die Herrschaft über die dalmatinische Küste erlangte, während die Republik die dalmatinischen Inseln behielt und Handelsvortheile erlangte. — Auf der Ostseite zwang er aber Bazarád, den Fürsten der Wallachei, die Oberherrschaft Ungarns nochmals anzuerkennen, und als Kasimir von Polen, der mütterliche Oheim des Königs, 1370 kinderlos starb, ward Ludwig auch durch die Polen in Krakau zu ihrem Könige gekrönt. Ungrische Regierungsgeschäfte erlaubten ihm nicht, sich lange in Polen aufzuhalten, er

ließ daher seine Mutter Elisabeth, die Schwester des verstorbenen Königs Kasimir, als Regentin des Landes in Krakau, und kehrte nach Visegrad zurück.

Die große Aufgabe seiner Politik in Ungarn war die Ausbreitung der römisch-katholischen Kirche. Er bekehrte nicht nur die noch immer heidnischen Cumanen, es gelang ihm aber auch, die Ruthenen, die, der griechischen Kirche angehörig, sich in Ungarn ansiedelten, zur Anerkennung der Autorität des Papstes und Annahme der Union zu bewegen. Bei den Wallachen in Ungarn und Siebenbürgen waren die Versuche des Königs in dieser Hinsicht fruchtlos. Vergebens entfernte er ihre Popen und sandte katholische Geistliche aus Dalmatien an ihre Stelle, die Wallachen hielten fest am orientalischen Ritus. Zuletzt konnte ein Theil von ihnen den Druck nicht länger ertragen und wanderte in die Moldau aus. Doch der König verfolgte sie auch in ihr neues Vaterland, sie konnten sich seiner Oberherrschaft auch hier nicht entziehen. Dagegen rettete er sie gegen auswärtige Feinde, denn als die Krimischen Tartaren ihre Raubzüge bis

in die Moldau ausdehnten, schlug sie Ludwig zwischen dem Bug und dem Dniepr, ihr Fürst Altamos fiel im Zweikampfe durch die Hand des Königs, und der Sohn des Fürsten nahm gezwungen das Christenthum an.

Ludwig starb 1392; sein Tod vereitelte einen Theil seiner Pläne. Er wollte nämlich Polen und Ungarn vollkommen vereinigen, um ein großes Reich zu gründen, das im Osten Europas jene Stelle einnehmen würde, die Frankreich im Westen desselben sich eben errungen hatte. Es sollte den Orient auf die Bahnen des Christenthums und der Civilisation leiten. Doch die Regentschaft Elisabeths hatte in Polen jede Regentschaft unpopulär gemacht, die Polen verlangten einen König für sich, keinen Regenten. Die schöne Hedwig, die jüngere Tochter Ludwigs, wurde demnach Königin von Polen, wo sie aus Staatsgründen Uladislaw Jagello, den Fürsten von Litthauen, heirathete, sobald er sich taufen ließ, und so das Fürstenthum mit dem Königreich vereinte. — Maria, die ältere Tochter des großen Königs, ward zur Königin von Ungarn gekrönt, ihr Gemahl, Sigmund der Luxembur-

ger, später Kaiser von Deutschland und König von Böhmen, erhielt den Titel eines „Vormunds des Reiches“. Zum erstenmale trug jetzt eine Königin die Krone des heiligen Stephans auf dem Haupte; zum Unheil des Landes war aber weder sie, noch ihre Mutter Elisabeth, die den größten Einfluß auf sie übte, der Lage gewachsen. Uladislaw Jagello bemächtigte sich Galiziens, Dalmatien und Croatien empörte sich gegen die Königin, der Ban Horváthy, Pelisna, Prior von Vrana, und Laczkovics, der neapolitanische Kriegsgenosse König Ludwigs, beriefen den König von Neapel, Carl Martell den Kleinen, den nächsten männlichen Verwandten des verstorbenen großen Königs, auf den Thron Ungarns. Der Krieg war unvermeidlich, doch Sigmund, der Gemahl der Königin, fand kein anderes Mittel, die leeren Kassen zu füllen, als die Verpfändung der Gegend zwischen der Waag und Donau an seine Vettern Jodok und Procop von Mähren, und entfremdete dadurch die Gemüther der Ungarn noch mehr.

Als nun Carl Martell 1385 in Dalmatien landete, wurde er mit Jubel empfangen und zog

ohne Widerstand bis nach Ofen. Die Königinnen fuhren ihm entgegen, er empfing sie als Beschützer und Familienhaupt. Seine Parthei rief ihn als König aus, und er forderte Maria auf, der Krone zu entsagen, die für eine Frau zu schwer sei. Als sie dies versprochen hatte, berief er einen Landtag nach Stuhlweißenburg für den letzten Tag des Jahres, um sich daselbst krönen zu lassen. Carl verlangte, die Königinnen sollten bei dieser Feierlichkeit zugegen sein; — sie erschienen, aber in Trauerkleidern, trotz aller Auszeichnung, mit der sie Carl behandelte, glichen sie doch Gefangenen, während am Hochaltare dieser gekrönt wurde, stürzten sie sich schluchzend auf den Grabstein König Ludwigs. Das Mitleid erweckte sehr bald eine bedeutende Parthei für Marie, doch die Königin Wittwe Elisabeth konnte es nicht erwarten, daß diese Theilnahme auf natürlichem Wege sich vermehre, sie zog es vor, Gewalt zu brauchen. Bei einer vertraulichen Unterredung im Schlosse von Ofen, zu der sie den neuen König geladen hatte, ließ sie Carl Martell auf den Rath des ihr ergebenen Palatins Gara in der Gegenwart ihrer Tochter durch

Blasius Forgács niederhauen. Die kleine italienische Besatzung Ofens wurde überfallen und verjagt, und das Land fiel wieder der Königin Marie zu. — In Croatien aber gährte es noch, die neapolitanische Parthei war hier die stärkere. Die Königin Mutter glaubte indeß, auch hier würde das Mitleid mit der schönen jugendlichen Tochter des großen Königs eben so gewaltig wirken, wie in Ungarn, sie reiste daher in Begleitung Gara's und Forgács's, die eine kleine Abtheilung Truppen als Bedeckung der Königinnen führten, nach Croatien. Doch die Croaten ließen sich durch keine romantische Empfindsamkeit hinreißen, Horváthy griff die schwache Begleitung der Königinnen bei Diakovár an, um den Mord Carl Martell's zu rächen, Forgács und Gara wurden nach dem hartnäckigsten Widerstande vor den Augen der Königinnen vom Pferde gerissen und enthauptet, die königlichen Frauen ihres Schmuckes beraubt und in das dalmatinische Schloß Novigrod gesperrt. Palisna wollte sie der Königin von Neapel, der Wittwe des ermordeten Carl Martells, ausliefern, die ihren Sohn Ladislav als König nach Ungarn senden sollte.

Die Republik Venedig verhinderte die Ausführung dieser Pläne, sie hielt fest an den alten Verträgen, die sie mit König Ludwig geschlossen, sie sperrte das Meer mit ihrer Flotte und belagerte Palisna in Novigrod, wo dieser die gefangene Königin Wittwe Elisabeth vor den Augen ihrer Tochter erdrosseln ließ. —

Während Croatien ganz von der neapolitanischen Parthei beherrscht wurde, wollten auch die Ungarn nicht mehr länger unter der Herrschaft einer schwachen Frau stehen, Sigmund benutzte diese Stimmung des Landes, er rief 1387 einen Landtag zusammen und ließ sich zum Könige wählen und krönen. —

Sein erstes Unternehmen war natürlich die Befreiung der Königin. Sein Feldherr Gara, der Bruder des gemordeten Palatins, schlug die Truppen Horváthy's und zwang ihn zu einem Vertrag, durch den Maria freigelassen wurde. Doch die Gefahr für Sigmund hatte noch nicht aufgehört, Croatien und Bosnien, das seit der Regierung Ludwigs die Oberherrschaft Ungarns anerkannte, blieb fortwährend im Aufstande und stellte dem König den neapolitanischen Ladislav

entgegen. Der Schwager Sigmunds, Jagello, sprach in derselben Zeit die Oberherrschaft über die Moldau und Wallachei für Polen an, nachdem er schon früher Galizien besetzt hatte. Die größte Gefahr aber drohte vom Süden, die Macht der Türken wuchs von Tag zu Tag und erregte die Besorgnisse von ganz Europa. Sigmund zog daher 1395 zuerst dem Sultan entgegen, doch vor Nikopel erreichte ihn die Nachricht, Königin Maria sei gestorben; er eilte daher rasch zurück, um die Regierung jetzt allein zu übernehmen und im eignen Rechte fortzuführen. Seine erste Regierungshandlung war aber eine Treulosigkeit, er lockte unter Versprechungen der Verzeihung zwei und dreißig der angesehensten Anhänger der neapolitanischen Parthei, unter denen der tapfere Kont der ausgezeichnetste war, zu sich, und ließ sie seinem gegebenen Wort und dem Gesetze zuwider in seiner Gegenwart in Ofen hinrichten.

Während dessen waren in Ungarn aus Deutschland und besonders aus Frankreich zahlreiche Ritter mit ihren Fähnlein angelangt, um den bedrängten Osten Europas gegen die Macht Ba-

jazed's zu schützen. Sigmund führte sie 1396 mit dem bedeutenden ungrischen Heere dem Feinde entgegen; alles war siegestrunken und Sigmund selbst rief aus: „Wenn das Himmelsgewölbe einzustürzen drohte, würde dies Heer dasselbe mit seinen Lanzen stützen.“ Doch dieser Uebermuth wurde bei Nikopel schrecklich gestraft, das Heer wurde durch Bajazed aufs Haupt geschlagen und beinahe vollkommen vernichtet, Sigmund konnte sich nur mit Mühe an die Donau retten, von wo er zur See über Konstantinopel und Dalmatien nach Ungarn zurückkehrte. —

Die Neapolitanerparthei erstarkte nun wieder, Sigmund begann mit ihr zu unterhandeln, er lud Laczkovics, der an der Spitze dieser Parthei stand, zum Landtag nach Kreutz (Körös, Crisium), ließ ihn, als er dem Königsworte vertrauend daselbst erschienen war, gefangen nehmen und ohne Verhör hinrichten. —

Nachdem er sich auf diese Art seines gefährlichsten Gegners entledigt hatte, glaubte er, sein Reich sei gesichert, und überließ sich seinem Lieblingshange, der Diplomatie. — Er schloß, ohne die Stände Ungarns zu befragen, mit Wenzel,

seinem Bruder, dem deutschen Kaiser und böhmischen König, dann mit seinen Vettern, den Herzogen von Mähren, mehrfache Erbverträge, in denen er für den Ueberlebenden die gegenseitige Erbfolge in Böhmen, Mähren und Ungarn stipulirte. —

Doch die ungrischen Großen wurden dieser Winkelzüge sehr bald überdrüssig, sie überfielen den König, nahmen ihn gefangen und sperrten ihn in das Schloß der Garas, Siklos. Sie entließen ihn übrigens nach achtzehn Wochen, sobald er geschworen hatte, sich in Zukunft eigenmächtiger Handlungen zu enthalten und nie Rache zu üben wegen seiner Gefangennehmung. Merkwürdigerweise hielt er diesen Schwur, obgleich das Worthalten sonst nicht zu seinen Eigenschaften gehörte. —

Sigmund's Regierung war die längste in der Geschichte Ungarns, sie dauerte ein volles halbes Jahrhundert. Er ward während derselben König von Böhmen und Kaiser von Deutschland, als solcher reiste er herum und mischte sich in alle Verwickelungen Europa's, wobei er die Interessen Ungarns vernachlässigte. Stets bereit,

Frieden zu vermitteln, nahm er bei jeder mittel-europäischen Streitigkeit Parthei, und gab eben dadurch zu Kriegen Anlaß, in die er wieder seinen Willen hineingerissen wurde. Der wichtigste dieser Kämpfe war jedenfalls der Hussitenkrieg. Sigmund wollte im Concil von Kostnitz den Kirchenfrieden herstellen und ließ den Reformator Huß mit Verletzung des kaiserlichen Geleitscheins, den er ihm gegeben hatte, als Ketzer verbrennen. Doch an diesem Scheiterhaufen entzündeten sich die blutigen Kriege, in denen die Anhänger des gemordeten Huß Böhmen, Mitteldeutschland und die nordwestlichen Theile Ungarns verwüsteten.

In Ungarn mußte Sigmund noch lange mit der neapolitanischen Partbei, dann mit Venedig, endlich mit den Türken Krieg führen, diese letztern bedrohten Servien, und Lazarevics, der greise Fürst Serviens, unterwarf sich der Oberherrlichkeit Ungarns, um den Türken widerstehen zu können. Die angesprochene Hilfe Ungarns war erfolgreich, Johann Hunyady, dessen Namen wir bei dieser Gelegenheit zum erstenmale hören, schlug die Türken bei Belgrad im Jahre 1437. —

Sigmund brauchte sowohl zu seinen diplo-

matischen Reisen, als zu seinen Kriegen viel Geld, Verschwendung war der Character seiner Regierung. Aeneas Sylvius, der päpstliche Gesandte, erzählt, Sigmund habe einst spät Abends aus den Rechnungen ersehen, der Schatz enthalte noch 40,000 Goldgulden; dies störte seinen Schlaf, er konnte sich nicht darüber beruhigen, daß seine Kassen nicht leer seien, er ließ daher seine Höflinge wecken und vertheilte den Schatz augenblicklich unter sie, um wieder ruhig schlafen zu können. — Unter solchen Umständen mußte das königliche Ansehn natürlich abnehmen, die Großen des Reiches achteten seiner Befehle nicht. Um ein Gegengewicht gegen sie zu gründen, verlieh der König den Städten größere Privilegien, zunächst die Vertretung bei dem Landtag, von dem sie bisher als Gäste (hospites) ausgeschlossen waren, da sie sich den ungrischen Gesetzen nicht unterwarfen, sondern ganz im Sinne ihrer Privilegien unabhängig sich administrirten. Sigmund unterstützte auch die Grafschaften, wenn sie ihre Municipalrechte ausdehnten, die Comitatscongregationen wurden unter Sigmund das Gegengewicht des Magnateneinflusses. Um aber

die Städte schneller zu bevölkern, wurde die Freizügigkeit der Bauern von neuem gewährleistet, — die Gesetze dieser Epoche beweisen, daß es zu dieser Zeit keine Leibeigne in Ungarn gab. Um das Ansehn der Comitate zu stärken, wurde neben den Banderien der Großen des Reiches eine zweite Armee gebildet, die für den Fall des Krieges unter den Fahnen der Comitate ins Feld zog, wobei stets drei und dreißig Bauernsessionen einen Bewaffneten zu stellen hatten (insurrectio portabilis). Da nun die alte Schloßverfassung überflüssig geworden war, wurden die alten Schloßbesatzungen in den Adel erhoben.

Alles dies waren wohl sehr weise Verfügungen, doch der wankelmüthige verschwenderische König besaß weder die Kraft, noch die Ausdauer, seine weisen Verordnungen durchzuführen und zum Wohle des Landes fruchtbar zu machen. Er blieb stets in Geldverlegenheiten, er verpfändete zwar die Zipserstädte an Polen, aber die momentane Hilfe war nicht nachhaltig. Wenn er nichts mehr zu verschenken hatte, verschenkte er Adelsbriefe, unter ihm kam der sogenannte Briefadel auf, der an keinen bestimmten Besitz geknüpft

war, und der mit den Ideen der Ungarn im Widerspruche stand.

Sigmund hinterließ keinen Sohn. Seine einzige Tochter Elisabeth war an Albrecht, den Erzherzog Oestreichs verheirathet. Die Ungarn erwählten diesen 1437 zum König, da sie aber die Schwierigkeiten kannten, in die sie unter Sigmund dadurch verwickelt worden waren, weil dieser außer den ungrischen Interessen auch noch andre in seiner Stellung als König von Böhmen und Kaiser von Deutschland verfolgte, beschränkten sie die Macht des neuen Königs. Er mußte versprechen, seine Töchter nicht anders als mit Zustimmung des ungrischen Landtags zu verheirathen, und die Kaiserkrone, wenn sie ihm angeboten werden sollte, erst dann anzunehmen, wenn die Ungarn dies erlaubten. Albrecht wurde bald darauf zum Kaiser gewählt, und rückte, als Sultan Murad Serbien angriff und Ungarn bedrohte, diesem entgegen. Sein Zug war aber unglücklich, die Ungarn wurden geschlagen und mußten wegen einreißender Krankheiten sich zurückziehen. Auf diesem Rückzuge starb Albrecht 1439 zu Neszmély an der Ruhr. —

Erst nach seinem Tode kam sein Sohn Ladislav zur Welt, für den Elisabeth, die Wittwe des Königs, die Krone sichern wollte. Doch die Ungarn brauchten einen kräftigen König, nicht eine Regentschaft, daher fiel auch ihre Wahl auf Uladislav von Polen, den Urenkel des großen Ludwig. Elisabeth floh mit dem unmündigen Kinde und der ungrischen Reichskrone zu ihrem Schwager Kaiser Friedrich dem III. nach Wien, der im Namen Ladislavs die östreichischen Provinzen beherrschte. Böhmen wurde durch den Kalixtiner Podiebrad für Ladislav verwaltet. In Ungarn versuchte wohl Elisabeth die Ansprüche ihres Sohnes geltend zu machen, ihr Feldherr Giskra von Brandeis brach von Böhmen aus in Oberungarn ein, doch der Papst vermittelte endlich 1442 einen Frieden, damit Ungarn seine ganze Kraft gegen die Türken wenden könne.

Johann Hunyady, der Feldherr der Ungarn, hatte die Türken, die in Siebenbürgen eingefallen waren, schon 1441 bei Szent Imre geschlagen, und ein zweites Heer des Sultans, das die Niederlage rächen sollte, bei dem eisernen Thore vernichtet; alles war der Hoffnung, die Macht

der Türken könne jetzt gebrochen werden. Hunyady zog daher 1443 mit 40,000 Mann nochmals gegen den Sultan, er schlug in fünf Monaten fünf Heere, die Murad ihm nacheinander entgegen gesandt hatte, nahm fünf Festungen ein und kehrte, als er die Grenzprovinzen gesichert sah, im Triumph nach Ofen zurück. Der Sultan trug selbst einen Frieden an, in dem er Serbien dem Fürsten Brankovics zurückgab, und die Oberherrschaft Ungarns sowohl über dies Fürstenthum, als über die Moldau und Wallachei anerkannte. Der ungrische Landtag nahm die Bedingungen an, der Friede ward für zehn Jahre geschlossen, Uladislav sowohl, als Murad bekräftigten ihn durch einen Schwur. Doch als die Nachricht sich verbreitete, eine Empörung habe Murad gezwungen, nach Kleinasien zu ziehen, der König von Epiros, Georg Castriotta sei bereit, mit 30,000 Mann die Türken anzugreifen, die Flotte der Genueser beherrsche den Hellespont und das schwarze Meer, da rief der Cardinal Julian Cesarini den König auf, die Waffen zu ergreifen und die Türken aus Europa zu verjagen. Dieser große Zweck heilige die Verletzung

des Eides, von der er ihn übrigens auch im Namen des Papstes absolvirte.

Uladislav konnte der Beredsamkeit des Cardinals troß der Abmahnungen Hunyady's nicht widerstehen. Den Worten und Versprechungen Julians vertrauend, zog er in Erwartung epirotischer Hilfe 1444 mit nicht mehr als 20,000 Mann über die Donau und den Balkan, nahm Varna und zog gegen Gallipolis. Aber Murad, gewarnt durch den Serben Brankovics, der sein so eben durch Hunyady ihm zurückgegebenes Fürstenthum jetzt sich durch die Türken zu sichern versuchte, hatte nach unterdrücktem Aufstand die Genueser bestochen, die seine Armee nach Europa hinüberführten, und war unerwartet im Anzug gegen die Ungarn, und ließ, um die Türken zu fanatisiren, die verletzte Friedensurkunde als Fahne vor dem Heere tragen. — Bei Varna kam es zur Schlacht, — die Tapferkeit Hunyady's hatte schon einen Theil der Türken in die Flucht geschlagen, als der König, hingerissen von jugendlicher Hitze, die Feinde zu verfolgen begann. Er wurde plötzlich von diesen umringt und fiel. Die Türken steckten sein Haupt auf eine Lanze,

die Flüchtigen blieben stehen, und die Ungarn, erschreckt über den Tod des Königs, wurden aufs Haupt geschlagen. Julian der Cardinal fiel, Hunyady floh über die Wallachei nach Ungarn. Doch Drakul, der Woiwode der Wallachen, nahm ihn gefangen, wahrscheinlich um ein starkes Lösegeld zu erpressen, doch er scheute sich vor den Ungarn troß ihrer letzten Niederlage, und als sie ihn aufforderten, den Helden augenblicklich frei zu lassen, entsprach er ohne Zögern dem Verlangen. —

In dieser Crisis rief der Palatin Hedervary 1445 den Landtag zusammen, alle Partheien erschienen und die Mehrheit beschloß, daß, wenn König Uladislav wirklich todt wäre, denn noch zweifelten manche daran, das schon früher gekrönte Kind Ladislav der Nachgeborne als König anzuerkennen sei. Das Land ward in sieben Districte getheilt und sieben Kapitänen zur Administration übergeben, Hunyady erhielt natürlich den am meisten bedrohten District, Siebenbürgen und die untere Theißgegend. Dann wurde eine Gesandtschaft nach Wien gesandt, um den jungen König und die Krone zurückzubringen;

doch der väterliche Oheim Ladislaus, Kaiser Friedrich wollte von den Ungarn noch Geld erpressen, und verlangte die Zahlung der Erziehungskosten und ein Lösegeld für die Krone. Der mütterliche Oheim des Königs, Ulrich Graf von Cilly trachtete nach der Regentschaft, und suchte daher Hunyady mit den übrigen Großen des Reiches zu verfeinden und im Lande zu verdächtigen. Doch seine Intriguen mißlangen, Hunyady wurde 1446 durch den Landtag einstimmig zum Gouverneur Ungarns erwählt. Beinahe königliche Gewalt ward ihm anvertraut, bis daß der König volljährig würde, damit er das bedrohte Land um so sicherer beschützen könne. — Zehn Jahre hindurch leitete Hunyady die Geschicke Ungarns, unwandelbar treu seinem Vaterlande und seinem König, obgleich Graf Ulrich Cilly den Gouverneur fortwährend im Namen des Königs durch Intriguen verfolgte, und Giskra ihn sogar im offnen Felde bekämpfte. Oft wurde seinem Leben nachgestellt, er ließ sich aber durch die Verfolgung nicht beirren, im Glück und Unglück lebte er nur für Ungarn. Er vertheidigte die Grenzen desselben gegen die Türken, die er oft-

mals schlug, gegen die Uebergriffe Kaiser Friedrichs, gegen Giskra's böhmische Horden und gegen den Verrath des Serbenfürsten Brankovics, der bald mit Cilly, bald mit dem Sultan im Bunde, den Helden stets verrieth. Gerecht und uneigennützig, wie Hunyady war, wurde seine Vaterlandsliebe auch im ganzen Lande anerkannt, er war nach der Schlacht von Kossovo pole 1447, wo er durch Murad geschlagen wurde, ebenso populär, wie nach dem Sieg bei Semendria 1454. Die ganze Nation fühlte es, er sei der größte Heerführer und der treueste Sohn seines Vaterlandes. Aber die Camarilla, die den jugendlichen König umgab, haßte den Gouverneur auf das bitterste, als daher Ladislav die Regierung im Jahre 1453 übernahm, konnte er die Popularität Hunyady's nicht ertragen, er überhäufte ihn mit Lobsprüchen und suchte ihn insgeheim zu verderben. —

Mohammed der II., der Eroberer Constantinopels, setzte sich 1456 gegen Ungarn in Bewegung und näherte sich der Festung Hunyady's, Belgrád, der König aber zögerte, den Türken ein Heer entgegen zu senden, er hätte es nicht un-

gern gesehen, wenn der alte Held geschlagen worden wäre. Doch dieser rüstete auf eigne Kosten ein kleines Heer aus, das Volk, das ihm anhing, und einige Freunde verließen ihn nicht. Der Franciscanermönch Johann Capistran predigte begeisternd den Kreuzzug und führte das Landvolk ihm zu. Mit dieser kleinen, aber beherzten Macht schlug Hunyady das unzählbare Heer Mohammeds, das Belgrad belagerte, am 14. Juli, die Beute war unermeßlich, blos an Kanonen fielen 300 Stück in die Hände der Ungarn. Zwanzig Tage nach diesem glorreichen Siege starb der große Held, einen Monat später sein treuer Freund und Waffengefährte, der Mönch Capistran. —

Doch der Tod Hunyady's löschte das Rachegefühl des Grafen Cilly noch immer nicht, er suchte die beiden Söhne des Helden zu verderben. Ladislav, der ältere, sollte in Belgard ermordet werden, doch der Anschlag gelang nicht, und Graf Ulrich Cilly wurde von den Freunden Hunyady's ermordet. Der König versöhnte sich aber zum Scheine mit den Söhnen des Helden, doch als Ladislav Hunyady, zu Hofe geladen,

arglos in Ofen erschien, ward er verhaftet und ohne Verhör und Urtheil grausam hingerichtet. Matthias, der jüngere Bruder des Unglücklichen, wurde gefangen. Doch der junge schwächliche und dennoch kalt rachsüchtige König überlebte nicht lange diese blutige That, er starb 1457 in Prag, und das dankbare Volk Ungarns wählte Matthias Corvinus, den jüngern Sohn des Gouverneurs Hunyady, zum König von Ungarn. —

Bis der junge König volljährig werden würde, sollte sein Oheim, Michael Szilágyi (aus dem Geschlechte der jetzigen Grafen Teleki) die Regierung führen, wobei aber jährlich regelmäßig ein Landtag gehalten werden sollte. — Aber Matthias, obgleich erst fünfzehn Jahre alt, war doch schon an Geist und Thatkraft ein Mann, er entledigte sich sehr bald des Regenten, der sich mehrere Willkührlichkeiten hatte zu Schulden kommen lassen, sperrte ihn für kurze Zeit ins Schloß Világos und übernahm trotz seiner Jugend die Zügel der Regierung. —

Ein und dreißig Jahre lang trug Matthias die Krone, es war die glänzendste Periode der Geschichte Ungarns. Der König, ebenso groß

als Staatsmann, wie als Held, war ein Freund der Freiheit, aber eben deshalb ein strenger Herrscher, der die Uebergriffe des Oligarchen schonungslos bestrafte, und die königliche Gewalt keiner andern Beschränkung, als jener des Landtags unterwarf. In mannigfaltige Kriege durch die Lage des Landes und durch seinen eignen kriegerischen Character verwickelt, ward Matthias der Vater der neuen Kriegskunst. Er verwarf die alte Wehrverfassung Ungarns eben so sehr, wie die mittelalterlichen Einrichtungen Ludwigs und Sigmunds, und gründete, der erste unter allen europäischen Herrschern, ein stehendes Heer, die sogenannte schwarze Legion, die stets unter Waffen blieb, und den Kern jener Massen bildete, die das Kriegsaufgebot ihm zuführte, so oft der Feind einen Angriff auf Ungarn versuchte. —

Natürlich brauchte Matthias zur Erhaltung seiner Truppen bedeutende Geldzuflüsse, er führte daher zuerst in den Ausgaben die größte Ordnung und Regelmäßigkeit ein, und setzte es dann durch seine Popularität und sein persönliches Ansehn durch, daß die häufigen Landtage stets nicht nur die Steuern, die die Unadeligen zu entrichten

hatten, willig votirten, sondern unter dem Titel außerordentlicher freiwilliger Hilfsgelder selbst die Geistlichkeit und den Adel besteuerten. — Wäre das System, das ihm so glückliche Erfolge schaffte, das System der Ordnung in den Finanzen, der Achtung der Volksrechte, und der steten Zuziehung des Landtags zu allen Regierungsmaßregeln durch die Nachfolger des Königs mit gleicher Gewissenhaftigkeit und Energie befolgt worden, so hätte sich Ungarn im 16. Jahrhundert bleibend an die Spitze der osteuropäischen Staaten erhoben. —

Matthias wandte seine Waffen in den ersten zehn Jahren hauptsächlich gegen die Türken, die er häufig schlug; Bosnien und Servien, die Moldau und die Wallachei erkannten fortwährend die Suzerainität Ungarns an. Die Einfälle und Raubzüge der Türken, die sich manchmal bis über die Donau erstreckten, wurden durch den König stets energisch zurückgewiesen, und häufig jenseits der Donau gerächt.

Obgleich Matthias die königliche Würde gegen jeden Eingriff der päpstlichen Gewalt eifer-

süchtig aufrecht hielt [1]), war er doch im Glauben streng katholisch, und ließ sich daher durch den Papst leicht zu einem Krieg gegen den Kalixtiner Podiebrad bewegen, den die Böhmen zu ihrem König gewählt hatten. Dieser Krieg widerstrebte durchaus den Interessen der beiden Völker, die ihn führten, er war aber im Interesse des Kaisers Friedrich, des Oestreichers, bei dem der Papst früher Geheimschreiber gewesen war. Georg Podiebrad war gleich Matthias Corvinus durch das Zutrauen seines Landes auf den Thron gehoben worden, er war nicht weniger Staatsmann, als sein Gegner, und als religiöse Intoleranz sie entzweit hatte, gewann dabei nur der Oestreicher, der es gerne sah, daß die mächtigsten seiner Nachbarn sich gegenseitig schwächten. Podiebrad so-

1) Der König erklärte: Nolumus omnino in temporalibus a Sede Apostolica judicari, non modo super Civitatibus et Castris, sed nec super uno fundo vel una vinea. — Dem Papste aber schrieb er 1481: Certa debet esse Sua Sanctitas, duplicatam illam crucem, quae regni nostri insigne est, gentem Ungaram libentius triplicare velle, quam in id consentire, ut beneficia et praelaturae ad jus coronae spectantes per Sedem Apostolicam conferantur. —

wohl als Matthias wollten mehrmals Frieden schließen, doch der päpstliche Legat hintertrieb diesen stets, bis endlich Podiebrad starb. Die Böhmen wählten aber jetzt nicht den energischen ungrischen Matthias, sondern den polnischen Schwächling Uladislav zum König, dies lag den Plänen Friedrichs am nächsten. Matthias schloß nun einen Frieden, und die temporäre Herrschaft über Schlesien und Mähren war alles, was er durch einen zehnjährigen Krieg gewonnen hatte.

Der gefährlichste Gegner des Königs war natürlich Kaiser Friedrich III., der zähe Oestreicher, geizig, mißtrauisch und geduldig; stets bereit wenn er gedrängt wurde, jedes Versprechen willig zu geben, und dasselbe, so wie sich die Verhältnisse wieder änderten, ganz zurück zu nehmen. — Schon als Matthias zum König gewählt wurde, machte Friedrich vergebliche Ansprüche auf Ungarn; später unterstützte er jede Intrigue gegen den König, im Lande sowohl als außerhalb desselben. Der Papst Pius II., früher, als Aeneas Sylvius, dem Kaiser vielfach verpflichtet, hielt lange Zeit den König vom Kriege gegen Friedrich zurück, doch zuletzt mußte dieser doch ausbrechen.

Der Kaiser konnte natürlich den Ungarn nicht widerstehen, Matthias eroberte die meisten Städte Oestreichs 1477, und schloß darauf Frieden. Doch Friedrich hielt sein Wort und die Bedingungen des Friedens abermals nicht, sobald er glaubte hinlänglich stark zum Widerstande zu sein, Matthias griff ihn daher 1480 zum zweitenmale an, und eroberte endlich selbst Wien 1485 nach langer Belagerung. —

In der zweiten Hälfte der Regierung Matthias wurde Ungarn seltener durch die Türken beunruhigt, die häufigen Niederlagen, die sie durch den König erlitten hatten, kühlten ihren Unternehmungsgeist, und wenn sie wieder einmal Ungarn angriffen, wie z. B. 1479, so wurden sie durch die Feldherren des Königs Báthory und Kinizsy vernichtet, die an den Grenzen Wache hielten, dreißig Tausend Türken fielen bei der Schlacht von Kenyésmerö. —

Die Ordnung, die Matthias in die Finanzverwaltung eingeführt hatte, erlaubte ihm auch für die Wissenschaften königlich zu sorgen. Er umgab sich mit Gelehrten aus dem Auslande, und stiftete eine Universität in Preßburg. Auf

seinen Antrieb errichteten die Bischöfe in Waizen, Großwardein, Erlau und Gran höhere Schulen, der Stolz des Königs war aber jene berühmte Bibliothek, die an fünfzig Tausend Bücher und Manuscripte enthielt, alle in Gold, Sammt und Seide gebunden, und durch die ersten Künstler jener Zeit verziert.

Doch die Prachtliebe der Großen des Reiches, die durch den König zur Verschwendung angeeifert wurden, wirkte demoralisirend auf die Aristocratie, und das stehende Heer entwöhnte die Nation der Kriegspflichten. Die Energie des Königs erlaubte den Municipal-Institutionen keine weitere Entwickelung; jene Keime, die Sigmund gepflanzt, aber leichtsinnigerweise nicht hinlänglich gepflegt hatte, konnten unter Matthias nicht erwachsen.

Der König starb 1490 in Wien, nur einen unehelichen Sohn Johann Corvin hinterlassend, der alle Tugenden seines großen Vaters geerbt hatte, aber es fehlte ihm an hohem Ehrgeize, er strebte nicht nach der Krone, die keiner mehr verdiente, als er. —

Die ungrische Oligarchie, die durch Matthias in Zaum gehalten worden war,, jauchzte auf bei der Todesnachricht des großen Königs. Die Großen des Reiches beschlossen einen solchen König zu wählen, den sie stets bei dem Schopfe halten könnten (cujus crines continuo in manibus tenere possent), und wählten daher den Jagelloniden Uladislav, in Ungarn den Zweiten dieses Namens, der auch in Böhmen Georg Podiebrads Nachfolger geworden war, zum König. Er war gutmüthig, verschwenderisch, ohne Energie, in phlegmatischer Ruhe alles über sich ergehen lassend, und statt mit Staatsgeschäften bloß mit der Jagd und mit seiner Familie beschäftigt. Im Anfang seiner Regierung mußte er mit den Kronprätendenten Krieg führen, doch Johann Corvin nahm Parthei für den König, und schlug Maximilian, den Sohn des Kaisers Friedrich, der schon bis Stuhlweißenburg vorgedrungen war. Albert von Polen, der Bruder Uladislavs, der ebenfalls gegen diesen aufgestanden war, wurde durch Zápolya bei Kaschau geschlagen. Beide Prätendenten schlossen Frieden, der König überließ Oestreich an Maximilian, und übertrug ihm sogar die Erb-

folge in Ungarn, für den Fall wenn er selbst kinderlos bliebe. Doch der Landtag, der 1492 zusammentrat, verweigerte die Ratification dieses Vertrages, der die Unabhängigkeit des Landes in Frage gestellt hätte.

Die Regierung Uladislav's (von 1490 bis 1516) war eine trostlose für Ungarn. Der schwache König war nicht im Stande die übermüthige hohe Aristocratie zu zügeln, die die Mittelclassen unterdrückte, während das königliche Ansehn sehr durch die schlechte Finanzverwaltung und ewige Geldverlegenheit des Hofes zu Grunde gerichtet wurde. Die Türken wurden dabei in ihren Einfällen und Raubzügen kühner, denn sie fühlten es, daß kein Heldenkönig ihnen jetzt gegenüber stehe. So lange übrigens Johann Corvin, der tapfere Sohn, und Kinizsy, der alte Waffengefährte des großen Matthias, lebten, wurden die Angriffe der Türken siegreich zurückgeschlagen, doch als die Helden der vorigen Periode nach und nach dahinstarben, war niemand mehr da, der den alten Waffenruhm der Ungarn erhalten hätte; selbst die tapfre schwarze Legion mußte aufgelöst werden, weil sie meuterisch wurde,

als der König nicht mehr im Stande war, ihren Sold zu zahlen. —

Unter den Großen des Reiches bildeten sich schnell zwei Partheien, die mächtigsten von ihnen waren Bakács der Bischof von Erlau, der als Kanzler des Königs sich seiner ganz bemächtigte, und der alte Palatin Zápolya, der sich sammt seinem Sohne Johann, dem Woiwoden Siebenbürgens, an die Spitze der Opposition stellte, die Verschwendung und Mißregierung des Königs und seines Rathgebers Bakács stets scharf angriff, und für sein Haus ein Parthei zu bilden suchte.

Während der Regierung Uladislav's folgten die Landtage rasch aufeinander, jeder beschränkte die königliche Gewalt und versagte selbst diejenigen Steuern, die zur Vertheidigung des Landes nothwendig waren. Freund und Feind plünderte den Staatsschatz, der König selbst lebte zuletzt in der bittersten Armuth, selbst das Nothwendige entbehrend, besonders nach dem Tode der Königin, die wenigstens im Privathaushalt des Königs einige Ordnung eingeführt hatte. Uladislav versank täglich tiefer in dumpfe Me-

lancholie, und hatte nur noch eine Sorge, wie er die Zukunft seines Kindes sichern könnte. Er hoffte dies am besten durch Familienverbindungen mit dem Kaiser Maximilian zu erreichen; es wurde daher ein Vertrag geschlossen, daß Anna, die Tochter des Königs, dem Enkel des Kaisers, dem Erzherzog Ferdinand, der Sohn des Königs aber der Schwester Ferdinands, Maria, vermählt werde. Maximilian hoffte nun dennoch die nachbarliche Krone Ungarns, nach der es den Habsburgern seit jeher gelüstete, für seine Familie zu gewinnen. Dagegen hatten sich die Großen des Reiches auf den Vorschlag Zápolya's schon 1505 verpflichtet, nie einen Fremden, dem die Sprache, die Sitten und Gesetze der Ungarn unbekannt wären, zu ihrem Könige zu wählen.

Während aber von allen Seiten Intriguen gesponnen wurden, indem Bakács sich zur östreichischen Parthei neigte, und der König von Polen, der die Schwester Johann Zápolya's geheirathet hatte, die Pläne seines Schwagers begünstigte, entbrannte plötzlich der furchtbare Bauernkrieg im Lande. Bakács, vom Papste zu seinem Legaten im ganzen Osten Europa's ernannt, hatte

1514 begonnen, in Ungarn den Kreuzzug gegen die Türken zu predigen. Massen von Landbewohnern folgten den Fahnen, und bezeichneten sich mit dem rothen Kreuze; der Adel dagegen, besonders der höhere, blieb dieser Bewegung fremd und an vielen Orten feindlich, da die Felder häufig unbebaut blieben, denn alle Bauern waren unter dem Kreuze versammelt. Man vermuthete sehr bald, Bakács wolle dieses Heer als williges Werkzeug zur Stütze des Königs gegen die übermüthige Aristocratie ausbilden, und sah sich in dieser Vermuthung nicht getäuscht, als der König den Oberbefehl über dies Heer nicht einem bekannten Führer, sondern dem unbedeutenden Szekler, Georg Dózsa übergab. Dózsa hatte sich in einer Türkenschlacht so eben durch persönliche Tapferkeit ausgezeichnet, hatte aber nie ein Heer angeführt, und grollte der Aristocratie, durch die er sich verletzt wähnte. Als er daher die Feldherrnstelle angenommen hatte, führte er die fanatisirten Bauern nicht gegen die Türken, sondern gegen die Besitzenden; er forderte sein Heer auf, den Adel auszurotten, die königliche Würde abzuschaffen, und jedermann

gleiche Rechte und gleichen Besitz zu schaffen, Ungarn sei ja groß genug, damit jedermann darin im Wohlstand lebe. Die Bauern begriffen diese Theorie sehr wohl und ermordeten überall die Gutsherren, plünderten die Städte und verbrannten die Paläste. Aber noch schrecklicher war die Rache, die der Adel nahm, als er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, und unter der Anführung des Woiwoden Johann Zápolya die Bauern bei Szegedin schlug. Dózsa, der in die Hände Zápolya's gefallen war, wurde auf einen glühenden Thron gesetzt und mit einer glühenden Krone gekrönt, seine Hauptleute grausam hingerichtet. Der Landtag aber sprach als Strafe für diesen Aufstand die Leibeigenschaft über die Bauern aus, sie verloren die Freizügigkeit und jegliches Recht.

Bald darauf starb Uladislav der II., nachdem er mit Maximilian nochmals gegenseitige Erbverträge geschlossen hatte, die durch die Stände des Reiches für ungültig erklärt wurden. — Unter der Regierung dieses Königs war aller Glanz und Ruhm von der Krone Ungarns gewichen, und wenn gleich im Süden die gefährdeten Gren-

zen des Reiches noch nicht geändert waren, und Bosnien, Servien, die Moldau und Wallachei noch immer die Oberherrschaft Ungarns anerkannten, war doch im Innern die Kraft des Landes vermorscht, es mußte bei dem ersten ernsten Angriffe zusammenstürzen. Die Minderjährigkeit König Ludwigs des II., während der die Macht der Oligarchen noch mehr erstarkte, wobei die Parthei Zápolya's gegen die jetzt durch den Palatin Báthory geführte Hofparthei fortwährend bei den Landtagen und außer denselben im Kampfe lag, war nicht geeignet, der Zerrüttung Ungarns Einhalt zu thun. Als aber der König die Regierung endlich selbst übernahm, zeigte er wohl die Lust, aber nicht die Kraft zum Selbstregieren. Verschwenderisch und leichtsinnig — er erließ einst eine Schuld von 40,000 Goldgulden für einen Falken, — lebte er natürlich oft in solcher Noth, daß, wie es der päpstliche Gesandte Burgio erzählt, er manchmal keine Stiefel hatte (et rex non habet calceos). Wenn aber die leere Schatzkammer und die von den Türken drohende Gefahr die Stände des Reiches zusammenrief, und diese klagten, daß ihre Beschlüsse nicht vollzogen

würden, dann wurde die Schuld stets auf Umstände geschoben, manchmal ein Höfling dem Unwillen des Volkes geopfert, aber gegen jede Controle eines Landtagsausschusses, in Hinsicht der Finanzangelegenheiten, protestirte der König. Die Königin, die absolutistisch gesinnte männliche Maria, die Schwester Kaiser Carls des V., bestärkte den König in seinem Widerstande, sie ergriff die Feder, strich den Gesetzvorschlag eigenhändig durch, der diese Controle festsetzte, und schrieb statt dessen die Worte hin: „Unus rex, unus princeps.“ Aber bald darauf entstand noch eine neue und größere Spaltung im Lande; neben den zwei großen aristocratischen Partheien, der Hofparthei Báthory's und der Opposition unter der Leitung Zápolya's, erhoben sich endlich auch die Mittelclassen. Sie wollten nicht mehr von den Großen unterdrückt sein, sie verlangten die Vertreibung aller Fremden vom Hofe und die Absetzung der hohen Beamten, die den Schatz vergeudet und den Staat zu Grunde gerichtet hätten. Sie versprachen dem Könige, sie wollten ihn von der Vormundschaft der Aristocratie befreien, sein Ansehn stärken und energische Maßregeln gegen die

Türken ergreifen. Doch der König unterstützte diese Bewegung nicht, er mußte ihr zwar nach dem Landtag von Hatvan 1525 nachgeben und ihren Führer, den beredten Rechtsgelehrten Verböczy, zum Palatin ernennen, er war aber sehr zufrieden, daß die Hofparthei den Palatin schon nach kurzer Zeit gewaltsam stürzte und vertrieb, obgleich dieser in der Weise der Emporkömmlinge während der Zeit seiner Größe alles anwandte, um sich bei der Aristocratie beliebt und um seine Vergangenheit vergessen zu machen. —

Während aber die Hofparthei mit den Mittelklassen haderte und Zápolya mit seinen Anhängern sich passiv zurückzog, nahte von Süden die größte Gefahr. Suleiman der Große rüstete sich gegen Ungarn. — Der Papst hatte die drohende Gefahr viel richtiger erkannt, als die Ungarn, die, statt sich zum Kampfe vorzubereiten, die Verantwortlichkeit jedes möglichen Unglückes dem König und seiner schlechten Regierung zuschoben, während dieser wieder vor Gott und der Welt protestirte, das Mißtrauen der Stände, das seine Hände binde, sei Schuld an allem Unglücke, das Ungarn befallen könnte. Der Papst hatte wäh-

rend dessen Geld nach Ungarn geschickt, um Söld-
ner aufzunehmen, und erlaubte, daß die Kirchen-
schätze zur Vertheidigung des Landes verwendet
werden, aber der niedere Adel wollte trotz der
drohenden Gefahr nicht eher ins Feld ziehen, als
bis der König und die Großen sich versammelt
hätten. Und so verging ein Tag nach dem an-
dern, und Suleiman war über die Donau und
bald darauf auch über die Drave gezogen, ehe
noch das ungrische Heer versammelt war. End-
lich zog der König selbst aus, er hatte nicht mehr
als fünf und zwanzig tausend Mann, als er bei
Mohács lagerte, aber von Szegedin waren Eil-
boten gekommen, Zápolya nahe mit 14,000 Mann
und bitte seine Ankunft abzuwarten, — ebenso
war Kristof Frangepani mit 15,000 Mann von
Croatien her im Anzuge. Doch die Hofparthei
wollte die Rettung des Vaterlandes dem ihr ver-
haßten Zápolya nicht verdanken, sie drang dar-
auf, der König solle eine Schlacht annehmen.
Tomory, der Erzbischof von Kalocsa, der früher
das Schwert mit der Mönchskutte, und nun aber-
mals das Pallium mit dem Schwerte vertauscht
hatte, und nun zum Feldherrn ernannt worden

war, war zum Kampfe bereit. — Viele waren zwar im Heere, die es wußten, daß die Uebermacht der Türken zu groß sei, als daß 25,000 Mann ihr widerstehen könnten, aber alle riethen mit dem sorglosen Uebermuthe und der kriegerischen Entschlossenheit des Ungarn zum Kampfe. Franz Perényi, der Bischof von Großwardein, bemerkte blos im Kriegsrathe, „es wäre doch gut, den Bischof Bradarich, der schon früher in Rom Gesandter gewesen war, jetzt wieder zum Papste zu senden, damit dieser die zwanzigtausend ungrischen Märtyrer, die am heutigen Tage ihr Leben lassen werden, heilig spreche.“ —

Den 29. August 1526 griff Suleiman die Ungarn an, die sich an die Sümpfe von Mohács lehnten, sein Vordertreffen wurde zurückgeschlagen, worauf die Ungarn den zweihundert Kanonen des Sultans entgegenstürmten. So oft auch die Kugeln die Stürmenden niederschmetterten, drangen die hintern Reihen stets mit frischer Kraft vor, sie konnten aber nur das Schicksal ihrer Brüder theilen, denn der Kampf hörte bald auf, weil niemand mehr von den Ungarn übrig war, die Schlacht fortzusetzen. Tomory,

Perényi und sechs andere Bischöfe, Georg Zápolya, der Bruder Johanns, und acht und zwanzig Bannerherrn, fünfhundert Mitglieder der großen Adelsfamilien und zwei und zwanzig tausend Mann blieben todt auf dem Schlachtfelde. Der König selbst stürzte fliehend mit dem Pferde in den Bach Cselze und ertrank, nur der Palatin Báthory, Peter Perényi, Franz Batthyányi und Bischof Bradarich entkamen mit 3000 päpstlichen Söldlingen dem Blutbade. —

Suleiman zog ohne Widerstand nach Ofen, er begnügte sich aber, die Stadt zu plündern und den District jenseits der Donau zu verwüsten. Mit ungeheurer Beute beladen, siebzig tausend Gefangene vor sich her treibend, kehrte er in sein Reich zurück, aber die Widerstandskraft Ungarns war gebrochen, — wenn gleich die Herrschaft der Türken sich für jetzt noch nicht über die Save und Donau ausgedehnt hatte. —

Dritte Periode.

Die Ungarn unter den Königen aus den Häusern Habsburg und Lothringen.

Mit Blitzesschnelle hatte sich die Nachricht von der Niederlage von Mohács und dem Tode des Königs verbreitet, in der Nacht, die auf den blutigen Tag folgte, wußte es schon die Königin Maria. Sie floh augenblicklich von Ofen nach Preßburg, aber erst, nachdem sie einen Brief an ihren Bruder Ferdinand, den Erzherzog von Oestreich, geschrieben hatte, in dem sie ihm kurz und kalt die Niederlage zu wissen thut, aber dabei sich gleich über die Mittel ausspricht, durch die Ferdinand die Krone erlangen könne. Maria (später Statthalterin der Niederlande) hatte

nie ein andres Gefühl gekannt, als den Ehrgeiz, die Macht ihres Hauses vergrößert zu sehen. —

Als Suleiman nach seinem Raubzuge das Land verlassen hatte, begann sowohl Zápolya, als die Königin ihre Intriguen, um die Königswahl in ihrem Sinne vollführen zu lassen. Zápolya wollte einen Moment die streitenden Interessen vereinigen und trug der Königin seine Hand an, doch die stolze Habsburgerin verwarf diesen Antrag. Zápolya schrieb hierauf einen Landtag zur Königswahl aus, die Stände versammelten sich am 9. November in Stuhlweißenburg, wo Zápolya den sorgfältig aufgesuchten und gefundenen Leichnam König Ludwigs mit gebührenden Ehren bestatten ließ, während Maria durch volle zwei Monate in dieser Hinsicht keinen Schritt gemacht hatte; natürlich, sie war beschäftigt, für ihren Bruder, — der die durch den Tod Ludwigs ebenfalls erledigte Krone Böhmens am 23. October schon erhalten hatte, — auch die Krone des heiligen Stephan zu gewinnen. Der Landtag erwählte einstimmig Johann Zápolya zum König, dem der niedere Adel und das Volk un=

bedingt anhing, während die stolzen Oligarchen ihn verachteten.

Doch der mächtige Aristocrat, der so oft den Königen Trotz geboten, war gekrönt ein schwacher König geworden, dem es an Energie und Entschlossenheit fehlte. Seine Freunde schlugen ihm vor, ohne Verzug die Freunde Ferdinands mit Waffengewalt zu zerstreuen, in Oestreich einzufallen, und die Zustimmung seines Nebenbuhlers an der Spitze des ungrischen Heeres vor den Thoren Wiens zu erkämpfen; aber Zápolya antwortete, er wolle kein Blut vergießen und überlasse seine gerechte Sache der Vorsehung. Während dessen hatte die Königin und der Palatin Báthory sich der Großen des Reiches auch versichert, und sobald Ferdinand seine Versicherung schriftlich abgegeben hatte, er werde alle Rechte und Freiheiten Ungarns heilig halten, selbst wenn er die Krone nur durch Waffengewalt erhalten könnte, erklärten sie sich für ihn und erwählten ihn am 16. December 1526 zum König. Die Stände Sclavoniens huldigten am 18. December dem König Johann Zápolya, jene

Croatiens am 1. Januar 1527 dem König Ferdinand. Der Bürgerkrieg war unvermeidlich. Statt aber mit einem raschen Schlage die Anhänger Ferdinands, die alle in West-Ungarn an den Grenzen des Landes waren, zu vernichten, versuchte Zápolya, einen Frieden zu vermitteln. Ferdinand, der stets überzeugt war, Zeitgewinn sei der größte Gewinn, wies nie einen Vermittelungsantrag von sich, als er aber hinlänglich gerüstet war, brach er die Verhandlungen ab, kam nach Ungarn, überfiel mit seinem Heere den ungerüsteten Zápolya, der während der Friedensverhandlungen gezögert hatte, sich zum Kriege vorzubereiten, und schlug ihn. Zápolya flüchtete sich gegen Siebenbürgen zu, der größte Theil der Ungarn verließ ihn und schloß sich Ferdinand an, der 1527 am 3. Nov. die Constitution Ungarns beschwor und feierlich gekrönt wurde. Jetzt aber versäumte Ferdinand mit Zápolya Frieden zu schließen, er erklärte ihn und Verböczy in Acht, so wie alle jene, die den Proscribirten anhingen.

Zápolya wandte sich um Hilfe zum Sultan; aufs Aeußerste getrieben, war nur von Constantinopel Rettung zu erwarten. Er opferte dabei

die Ehre des Landes auf, denn er erklärte, er wolle die Krone Ungarns vom Sultan zu Lehn nehmen. Dieses Anerbieten hatte ihm sicher die Herzen aller seiner Anhänger entfremdet, die die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes so hoch schätzten, aber Ferdinand war in dieser Hinsicht auch nicht gewissenhafter, er sandte zwar Gesandte nach Constantinopel, die anfangs eine hohe und würdige Sprache führten, als aber das Kriegsglück sich gegen Ferdinand erklärte, war dieser gleich bereit, einen jährlichen Tribut dem Sultan und sogar dem stolzen Großvezier Ibrahim zu versprechen. —

Suleiman kam 1529 nach Ungarn, sein Heer fand keinen Widerstand, Ferdinand hatte zwar versprochen, er werde sein neues Reich gegen die Türken selbst mit der ganzen Kraft des deutschen Reiches schützen, aber das deutsche Reich sandte kein Heer, und Ferdinand mißtraute den Ungarn, und versäumte es vorsätzlich, die Kräfte Ungarns zu concentriren und zu organisiren. Der Sultan eroberte sehr leicht Ofen, Visegrád, wo ihm die ungrische Krone in die Hände fiel, Komorn und Raab wurde durch die deutsche Be-

sazung verlassen, im September war Suleiman unter den Mauern Wiens, doch die Stadt leistete ernsthaften Widerstand unter der Anführung des tapfern Grafen Salm. Als der Winter nahte, hob der Sultan die Belagerung auf, übergab Ungarn an Zápolya und kehrte in sein Reich zurück.

Kaum waren die Türken fort, als Ferdinand wieder in Ungarn einfiel und den Krieg gegen Johann Zápolya fortsetzte. Mißtrauisch wie er war, gab er nie den Oberbefehl seiner Truppen einem Ungar, und suchte in alle Festungen deutsche Besazungen zu werfen. Diese Deutschen kannten und liebten Ungarn nicht, sie hausten darin wie in Feindes Land, die Generale Ferdinands aber waren entweder Feiglinge und Verräther, wie Hardeck, Kazianer, Roggendorf, Lascano, Teufel, oder schlechte zaudernde Feldherrn, wie Joachim von Brandenburg, oder aber Condottieri, die tapfer kämpften, aber dabei das Land ausplünderten, wie Schwendi und Castaldo. — Als Zápolya wieder bedrängt wurde, kam Suleiman abermals 1532 nach Ungarn, das Ziel dieses Heereszuges war abermals Oestreich,

aber das kleine Städtchen Güns, durch den Croaten Jurissich und eine Besatzung von siebenhundert Ungarn hielt das Heer des Sultans einige Zeit auf, jeder Sturm wurde durch die Helden abgeschlagen. Jurissich war entschlossen, sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, und als er einen allgemeinen Sturm abgeschlagen hatte, aber keine Rettung mehr vor sich sah, da die Mauern erschüttert waren, wurde er von dem Sultan aufgefordert, der seine Tapferkeit ehrte, eine türkische Fahne für eine Stunde aufzustecken, er begnüge sich mit dieser Huldigung. Suleiman verwüstete darauf Oestreich und Steiermark und kehrte nochmals in sein Reich zurück. Ferdinand ließ sich endlich nach vielen vereitelten Unterhandlungen 1538 zum Großwardeiner Frieden herbei. Der Status quo bildete die Basis desselben, Johann wurde im Osten, Ferdinand im Westen als gesetzlicher König anerkannt, beide Könige verpflichteten sich, ihre gegenseitigen Regierungsacten anzuerkennen, nach Johanns Tode solle das Reich an Ferdinand fallen, sollte aber Johann einen Sohn hinterlassen, so solle dieser mit einer Erzherzogin vermählt werden und als Herzog von

Zipsen die Güter seines Vaters ungestört besitzen. König Johann starb 1540, hinterließ ein Kind in der Wiege, den Herzog Johann Sigmund, und übergab die Vormundschaft dem Mönch Georg Utissenich, auch Martinuzzi genannt, und dem Kriegshelden Peter Petrovich. — Martinuzzi war ein Staatsmann ersten Ranges, klug, tapfer, listig und ehrgeizig, Petrovich ein tapfrer Soldat. Beide beschlossen, eine Gesandtschaft an den Sultan zu schicken, vor dem der Großwardeiner Friede geheim gehalten worden war, mit Geschenken und der Bitte, er möge den Sohn König Johanns im Besitze Ungarns belassen. Ferdinand hatte es noch immer versäumt, irgend etwas zur Vertheidigung Ungarns zu thun, er war vollkommen außer Stande, den Türken zu widerstehen, die, sobald der Osten Ungarns an Ferdinand übergeben worden wäre, sicher das Land überfallen hätten. Suleiman bestätigte Johann Sigmund als Herrn von Ungarn, Ferdinand sah, daß der Großwardeiner Friede nicht gehalten wurde und ließ daher Ofen 1541 angreifen, sein Feldherr Roggendorf wurde leicht durch die Ungarn zurückgeschlagen, aber trotzdem erschien Suleiman

auch zum viertenmal in Ungarn, und ließ in Ofen und andern ungrischen Vesten türkische Besatzung, da er sagte, Johann Sigmund sei zu schwach, sie zu vertheidigen. Hier erst beginnt die türkische Herrschaft in Ungarn. —

Isabella, die Mutter des unmündigen Johann Sigmund, fühlte es sehr bald, daß, zwischen Ferdinand und Suleiman eingekeilt, Siebenbürgen unter ihrer Herrschaft seine Selbstständigkeit nicht erhalten könne, sie fühlte ihre Abhängigkeit von Martinuzzi und eröffnete daher Friedensunterhandlungen mit Ferdinand, die endlich 1551 zum Abschluß kamen; Isabella überließ gegen Entschädigung Siebenbürgen und das östliche Ungarn an Ferdinand. Petrovich übergab ungern die Vesten Temesvár, Lippa und Lugos an den tapfern Lossonczy, den Feldherrn Ferdinands, denn er wußte, daß sie bald nicht mehr wie bisher unter der nominellen, sondern unter der directen Herrschaft der Türken stehen würde, er kannte die Saumseligkeit Ferdinands und sagte offen, er wolle der Stallknecht desjenigen werden, der diese Vesten auch nur drei Jahre lang gegen die Türken halte. Dagegen setzte Marti-

nuzzi, der durch Ferdinand zum Erzbischof von Gran und Woiwoden von Siebenbürgen ernannt worden war, und durch den König auch den Cardinalshut erhalten hatte, seine geheimen Unterhandlungen mit den Türken fort; im Bewußtsein seines Genies wollte er unabhängiger Fürst der Siebenbürger werden. Schon unter König Johann hatte der Italiener Gritti denselben Plan gehabt, aber ehe er ihn ausführen konnte, wurde er durch einige Anhänger Ferdinands ermordet; — auch Martinuzzi traf dasselbe Schicksal, mit Zustimmung Ferdinands ließ ihn Castaldo, der General Ferdinands, meuchlings niederhauen.

Petrovich's Ahnung erfüllte sich bald, schon 1552 griff Suleiman den neu erworbenen Besitz Ferdinands an, denn dieser hatte keine Anstalten gemacht, ihn zu sichern. Lossonczy wurde in Temesvár belagert, seine heldenmüthige Frau führte ein Heer zu seinem Entsatze gegen das Lager der Türken, es ward geschlagen, — eine Meuterei der deutschen Besatzung zwang endlich den Helden, die Festung gegen freien Abzug zu übergeben. Die Beziere begleiteten ihn mit einer Ehrenwache durch das türkische Lager, aber die Janitscharen

begannen einzelne der Soldaten der Mannschaft vom Pferde zu reißen und gefangen zu nehmen; Lossonczy schwieg eine Weile, doch als neben ihm selbst sein Knappe, der junge Tomory, der seine vergoldete Rüstung trug, vom Pferde gerissen wurde, wandte er sich zum Spanier Perez und sagte, „dies ist türkische Treue, wir fallen; aber nicht ungerächt". Er hieb den Türken nieder, der den Knappen gefangen genommen hatte, ein Kampf entspann sich, die Besatzung wurde bis auf den letzten Mann getödtet. Zur selben Zeit ward oben an der Eipel (Ipoly) Szondi im Felsenschlosse Drégel durch Ali Pascha belagert. Als keine Hoffnung zum Entsatze mehr da war, sandte der Held seine zwei kleinen Söhne in Scharlach gekleidet mit Geschenken zum Pascha, mit der Bitte, dieser möge sie zu tüchtigen Kriegern erziehen. Szondi selbst aber verbrannte alle seine Kostbarkeiten im Schloßhofe und machte mit der Besatzung einen verzweifelten Ausfall, bei dem diese, nachdem sie unter den Türken ein blutiges Gemetzel verursacht hatte, niedergehauen wurde. Glücklicher war Dobó und Bornemisza in Erlau, mit ihren zusammengerafften Haufen wider-

standen sie in dieser Festung dem wiederholten Sturme der ganzen türkischen Armee, Weiber und Greise nahmen an der Vertheidigung Theil, die Türken mußten die Belagerung aufgeben. Doch all dieser Heldenmuth war vergebens, Ferdinand, der den Ungarn stets mißtraute und nie zur rechten Zeit seine Deutschen und Wallonen ins Land brachte, verstand es nicht oder wollte nicht, daß die in Ungarn vorhandenen Kräfte sich vereinigten; sie zersplitterten sich und die Nation verblutete, denn trotz der heldenmüthigsten Aufopferung der Einzelnen griff der Sultan immer mehr um sich. — Ferdinand starb 1564, nachdem er Siebenbürgen, das er nicht erhalten konnte, nochmals an Johann Sigmund übergeben hatte.

Maximilian, der Sohn Ferdinands I., steht in der Geschichte als ein edler, toleranter, gerechter Fürst da, — aber die habsburgische Politik war Ungarn gegenüber so consequent, daß hier selbst die edle Natur Maximilians sich verläugnete. Er gab dieselben Versicherungen, die sein Vater gegeben hatte, aber er hielt seine Versprechungen eben so wenig, wie dieser, — er mißtraute den Ungarn, er setzte überall fremde

Befehlshaber hin, seine Söldner verheerten das Land, die Gesetze Ungarns wurden häufig verletzt, Maximilian hatte sogar die Kühnheit, einst seine Forderungen in deutscher Sprache an den Landtag zu senden. Natürlich wurde er nur lau vom Lande unterstützt, er konnte Johann Sigmund, mit dem er bald in Streit gerieth, nicht besiegen und mußte mit ihm Frieden schließen, die Türken aber drangen abermals erobernd in Ungarn vor. Suleimans letzter Feldzug gegen Ungarn hätte im Jahre 1566 für Maximilian beinahe verhängnißvoll werden können, denn der Kaiser war wie gewöhnlich wieder nicht gerüstet, als der Sultan mit unzählbarem Heere über die Donau setzte, aber Niclas Zrinyi hielt die Türken in Szigeth auf. Der Sultan belagerte ihn hier einen ganzen Monat lang, und als Zrinyi keine Hoffnung des Entsatzes mehr vor sich sah, zündete er die Festung an und stürzte sich mit der Besatzung auf das türkische Lager und fiel im verzweifelten Handgemenge. Den Türken kostete die Belagerung Szigeths 20,000 Mann, und der Kaiser hatte Zeit gewonnen, ein Heer zu sammeln; als er aber erfuhr, daß Suleiman

der Große vor Szigeth gestorben war, und das türkische Heer sich zurückziehe, entließ er seine Armee ebenfalls.

Johann Sigmund starb 1571 in Siebenbürgen, der letzte Fürst aus dem Hause der Zápolya's. Er war ein unbedeutender Fürst gewesen, blos dadurch in der Geschichte ausgezeichnet, daß er schon im sechzehnten Jahrhundert die religiöse Toleranz im vollsten Maße ausübte, und den Unitariern in Siebenbürgen vollkommene Duldung und gleiche Rechte mit allen übrigen christlichen Religionen gewährte; Socinus lebte an seinem Hofe. Sein Nachfolger ward Stephan Báthory, der größte Held und Staatsmann seines Zeitalters, den eben deshalb die Polen zu ihrem Könige wählten, als Heinrich von Anjou 1574 aus Warschau entfloh und den Thron unbesetzt ließ. Maximilian hatte alles versucht, um auch Polen unter die Herrschaft seines Hauses zu bringen, doch seine Bemühungen waren vergebens, — er starb bald darauf, ohne für Ungarn etwas gethan zu haben.

Mit dem Nachfolger Maximilians, Rudolf beginnt eine neue Phase der ungrischen Geschichte.

Bei den Kämpfen gegen die Türken und gegen die Fürsten Siebenbürgens, die nominell die Vasallen der Türken waren, tritt zu dem politischen Interesse nun auch ein höheres, ein religiöses hinzu. Schon vor der Mohácser Schlacht hatte Luther viele Anhänger in Ungarn gewonnen, trotzdem daß 1523 ein Gesetz gebracht worden war, das ganz kurz befahl: „Lutherani comburantur." Durch den Tod der meisten Bischöfe in der Schlacht und in der Verwirrung, die die doppelte Königswahl nach sich zog, hatte die Reformation Raum gewonnen, Ferdinand war kein Verfolger und Maximilian begünstigte sogar die neuen Lehren. Der größte Theil der Aristocratie, die Slaven in den Nordcomitaten, die Deutschen in den Städten Ungarns und im Sachsenlande in Siebenbürgen und die Ungarn in der Ebne nahmen die neuen Lehren an, nur unter den Wallachen, den Ruthenen, den Serben in Unterungarn und den Croaten fand die Reformation keine Anhänger, aber mehr als zwei Drittel des Landes hatten sich von der römischen Kirche abgewandt. — Mit Rudolf beginnt nun eine Reihe fanatischer Herrscher, deren Hauptziel und Lebensaufgabe

einestheils die Ausrottung des Protestantismus, andrerseits die Gründung des Absolutismus ist; die Kriege werden von nun an Religions- und Freiheitskriege, die Fürsten von Siebenbürgen werden die natürlichen Vorkämpfer der Religionsfreiheit und des Constitutionalismus, während die Regierungspolitik der Habsburger durch einen ihrer Minister in diesen Worten ausgedrückt wird: „faciam Hungariam prius mendicam, dein Germanam, postea catholicam." —

Die Geschichte Ungarns von 1576 bis 1604 hat nichts von der Großartigkeit früherer Epochen. In Siebenbürgen herrschen verschiedene Fürsten aus dem Hause Báthory, stets zwischen dem Sultan und dem Kaiser schwankend, in kleinliche Kriege mit beiden verwickelt, durch Aufstände und Verschwörungen beunruhigt, bis zuletzt Sigmund Báthory das Großfürstenthum an Rudolf übergibt, in dem Basta, der General des Kaisers, wie im Feindeslande haust. Gegen die Türken führte Rudolf einen fünfzehnjährigen Krieg, in dem diese stets weiter vordringen, und das Land erschöpft wird, weil der Kaiser den Ungarn mißtraut und nur auf Deutsche und Wallonen

sich verläßt. Illesházy, der später Palatin wurde, gibt in seinem Tagebuche folgende Beschreibung der Armee: „Erzherzog Matthias war der Feldherr, ein so gutmüthiger Mann, daß er niemanden im Lager strafte, und niemanden Recht sprach, darum gab es unzählige Raufereien, es verging kein Tag, daß man nicht irgend einen Ungar todtgeschlagen hätte. Das Lager war so erfüllt von Unzucht und Saufereien, von Gastmälern und Handelsgeschäften und Hofprunk, daß es nicht nur vor Gott, aber selbst vor sündigen Menschen ein Greuel war. Die Anführer setzten sich um zehn Uhr zu Tische, standen trunken um vier oder fünf auf, der eine ging schlafen, der andre spazieren. Der Erzherzog ging Wochen lang nicht aus; die Soldaten aber verheerten auf vier, fünf Meilen umher alle Dörfer und Städte, sie trieben das Vieh und die Pferde der Bauern weg, ohne zu zahlen, und mähten die Saaten ab zum Pferdefutter. Der Hofkriegsrath aber ist mit dem Erzherzog, David Ungnad, der Trunkenbold, und mit ihm zwei deutsche Capitäns, die nie im Kriege waren und nie einen Türken gesehen haben, und Ferdinandus, Graf von Har-

deck, der Feldhauptmann von Raab." Natürlich war von solcher Militärverfassung kein glänzendes Resultat zu hoffen; Raab fiel, Erlau wurde von den Türken erobert, und selbst die schon gewonnene Schlacht von Keresztes 1595 wurde durch die Insubordination, die im Heere herrschte, zur Niederlage. Nur eine glänzende That sehen wir im Laufe des langen Krieges. Graf Niclas Pálffy und Adolf Schwarzenberg erstürmten Raab 1597 mit blos fünftausend Mann. —

Aber traurig war auch die politische Lage des Landes. Rudolf saß in seinem Schlosse zu Prag in seinem astronomischen Cabinet, oder immitten seiner Kunstsammlungen, kein Ungar konnte sich ihm nahen; nie kam er selbst nach Ungarn. Bei den Landtagen, die unter ihm häufig gehalten wurden, verlangte seine Regierung stets neue Opfer für den Türkenkrieg, aber die Beschwerden des Landes wurden nicht beachtet. Rudolf weigerte sich, eine Palatinswahl zu erlauben, alle seine Feldherrn waren Deutsche, die Klagen gegen die Bedrückungen, die sie sich erlaubt, verhallten ungehört. Die Protestanten wurden dabei systematisch unterdrückt, die Jesuiten, unterstützt

durch die deutschen Generale, bekehrten das Volk mit Gewalt, die Kirchen wurden den Protestanten entrissen.

Doch 1604 war endlich die Geduld der Ungarn erschöpft. Der Landtag hatte 21 Gesetzartikel Rudolf zur Bestätigung unterbreitet, dieser aber hatte aus eigener Machtvollkommenheit einen zwei und zwanzigsten dazu gesetzt, in dem er alle frühern Gesetze zu Gunsten der römischen Kirche bestätigt, jede Discussion des Landtags in Hinsicht auf Religionsfragen verbietet, und jeden, der den Landtag mit solchen Verhandlungen stören sollte, als verderblichen Neuerer zu bestrafen gebietet. —

Diese Verletzung der Constitution erregte bei allen Ungarn, selbst bei denen, die nicht Protestanten waren, den lebhaftesten Unwillen. In Oberungarn wurden die Steuern gleich verweigert, Stephan Bocskay, ein ausgezeichneter Krieger, aufgefordert, sich an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen. Die Generale Rudolfs bemächtigten sich darauf des Schlosses Bocskay's, doch dieser floh zu den Hayduken, die gleich für die unterdrückte Religionsfreiheit zu den Waffen

griffen. Der Aufstand verbreitete sich mit Blitzesschnelle, Basta, der tyrannische Statthalter Siebenbürgens, wurde geschlagen, das ganze Land schloß sich Bocskay an, seine Reiter streiften durch Mähren und Oestreich bis unter die Mauern Wiens. In dieser äußersten Gefahr wandte sich Erzherzog Matthias, der die Regierungsgeschäfte für Ungarn führte, an Illesházy, den Rudolf in Acht erklärt hatte, und der in Krakau den Gang der Ereignisse verfolgte. Der Verbannte vermittelte den Frieden zwischen Rudolf und Bocskay, der, 1606 geschlossen, den Namen des Wiener Religionsfriedens erhielt. Rudolf versprach vollkommene Religionsfreiheit, strenge Aufrechterhaltung der ungrischen Constitution, und erkannte Bocskay als Fürsten von Siebenbürgen und Herrn einiger Theile Ungarns an. Bocskay eilte, den Frieden abzuschließen, trotzdem er sah, wie einige jesuitische Clauseln bald zu Mißverständnissen Anlaß geben würden, er fühlte aber, daß er vergiftet worden sei, und fürchtete, daß nach seinem nahe bevorstehenden Tode nicht einmal so viel erlangt werden könnte, als Rudolf jetzt bot. Zugleich wurde auch durch die Bevoll-

mächtigten des Erzherzogs Matthias, der durch Rudolf zum Regenten Ungarns ernannt worden war, durch jene Bocskay's, und endlich des Sultans zu Zsitvatorok bei Komorn ein Frieden geschlossen, der erste, in dem kein Tribut durch die Türken gefordert wurde, und der eigentlich die Theilung Ungarns zwischen dem König, dem Großfürsten von Siebenbürgen und dem Sultan bestätigte und anerkannte. — Bald nach dem Friedensschlusse starb Bocskay, Rudolf aber, der täglich melancholischer geworden war, und sich ganz seinen wissenschaftlichen Liebhabereien und absolutistischen Gelüsten hingab, wurde durch den Bund der Erzherzöge Matthias, Maximilian, Ferdinand und Ernst, so wie durch die drohende Stellung Ungarn's gezwungen, Ungarn, Oestreich und Mähren an Matthias zu übergeben. —

Nach der Thronentsagung Rudolf's wählten die Ungarn auf dem Landtage 1608 dessen Bruder Matthias gern zu ihrem König, doch nicht eher, als bis dieser die Bedingungen des Wiener Friedens feierlich als Reichsgesetz sanctionirte und einigen Reformen in Hinsicht des Landtags beistimmte, andre aber vorbereiten ließ. Zum Pa-

latin wurde Illésházy gewählt, und Ungarn hoffte, da der Frieden und die Constitution endlich wieder hergestellt war, sich von den Wunden, die ihm ein ganzes Jahrhundert der Mißregierung und des Bürgerkriegs geschlagen hatte, zu erholen. Die Regierung Matthias des II. war vergleichsweise eine ruhige, der König begünstigte zwar die römischkatholische Kirche augenscheinlich, doch wurden die Protestanten nicht gewaltsam verfolgt. Cardinal Franz Forgács der Erzbischof von Gran und sein Nachfolger der berühmte Peter Pázmán, beides zum Katholicismus bekehrte Protestanten, führten nur mit den Waffen der Ueberredung und der Wissenschaft einen erbitterten Krieg gegen den Protestantismus. Sie errichteten Schulen und höhere Erziehungsanstalten für den Clerus, und da sie dabei nicht aufhörten, Patrioten zu sein, gelang es ihnen, bedeutende Männer der Reformation zu entfremden. Doch gerade, während diese ausgezeichneten Männer den Katholicismus in Ungarn neu zu kräftigen bemüht waren, erhob sich in Siebenbürgen Gabriel Bethlen, der bedeutendste Ver-

theidiger der ungrischen Protestanten, auf den Fürstenstuhl.

Gabriel Báthory, ein leichtsinniger Tyrann, der sich bald in Siebenbürgen verhaßt gemacht hatte, konnte sich nicht lange in Siebenbürgen halten, seine Freunde verließen ihn, und die Türken unterstützten Gabriel Bethlen gegen ihn. Báthory wurde 1610 erschlagen, und Bethlen auch durch Matthias als Großfürst anerkannt, obgleich die Wiener Räthe des Königs zum Kriege gerathen hatten.

Matthias hatte noch eine große Aufgabe zu erfüllen, nämlich die Thronfolge für Erzherzog Ferdinand von der Steirer Linie zu sichern, er fand in dieser Hinsicht keinen Widerstand bei dem Landtag, Ferdinand wurde 1618 zum Könige gewählt und sobald durch die Wahl eines Palatins, und neuer Versprechungen, die Verträge heilig zu halten, die Constitution gesichert erschien, wurde der neue König gekrönt.

Noch ehe Matthias gestorben war, mischte sich Ferdinand der II. in die Regierung; die nachgiebige Klugheit, die Cardinal Klesel, der

Freund und Rathgeber des Kaisers als die beste Politik stets empfohlen hatte, erschien dem neuen König als Verrath an der Sache des Katholicismus. Er ließ den Cardinal gefangen nehmen, und sandte, statt versöhnender Proclamationen Truppen gegen die protestantischen Böhmen. Matthias sah mit Schmerz das erste Auflodern des dreißigjährigen Krieges, und starb 1619 mit dem trostlosen Bewußtsein, daß sein Nachfolger alles durch rücksichtslose Härte zerstöre, was er mühsam aufgebaut hatte. — In Ungarn war Matthias der populärste aller Habsburger gewesen, der einzige, der den aufrichtigen Willen hatte, seine Versprechungen gewissenhaft zu erfüllen. —

Ferdinand der II., der Schüler und Freund der Jesuiten, hatte schon im Jahre 1600 zu Loretto das Gelübde abgelegt, die römische Kirche auf den Trümmern des Protestantismus in ihrem alten Glanze und ihrer frühern Macht herzustellen. Dieser seiner Lebensaufgabe ordnete er jede andre Rücksicht unter, er entzündete wissend und wollend den blutigsten aller Religionskriege. Um sein Ziel zu erreichen war ihm jedes Mittel recht, List und Grausamkeit, Verstellung und

offne Gewalt, das Schwert und das Henkerbeil. Sein treuester Diener und Rath war in Ungarn Peter Pázmán, erst Jesuit, dann Erzbischof von Gran, gelehrt, gewandt, beredt, uneigennützig, der gefährlichste Feind der Protestanten, aber sein Vaterland liebend, und in der Wahl der Mittel, mit denen er seine Zwecke durchsetzte, gewissenhafter als sein Herr auf dem Throne. An Pázmán schloß sich bald Niklas Esterházy an, der Enkel eines unbedeutenden Edelmannes, aber durch seine Talente sich bald auszeichnend, und von Stufe zu Stufe bis zur Palatinswürde sich erhebend. Er kannte seine Landsleute vollkommen, sein Urtheil war kalt und scharf, er liebte sein Vaterland und beherrschte seine Leidenschaften, hauptsächlich aber war er stets der Mann des Moments, der stets aus jeder Verlegenheit heraushalf. Egoistisch vergaß er dabei nie die Interessen seiner Familie, er raffte jenes ungeheure Vermögen zusammen, durch das sein Haus sich später auszeichnete.

Diesen drei Vertretern des Katholicismus gegenüber, stand Gabriel Bethlen, der Fürst von Siebenbürgen, ebenso bedeutend im Felde wie im

Cabinette; Ungar wie Pázmán, Staatsmann wie Esterhazy, und Jesuit wie Ferdinand selbst, weihte er sein Leben und seine Talente der edelsten Idee, der Aufrechthaltung der politischen und religiösen Freiheit in Ungarn. Es war nicht der Protestantismus, sondern Toleranz, für was er stets kämpfte, er unterstützte in Siebenbürgen katholische Kirchen und vertrieb nicht einmal die Jesuiten aus seinem Fürstenthume, während er gegen ihre Intriguen in Ungarn zu Felde zog. —

Noch war Matthias nicht todt, als Ferdinand schon offen gegen die Protestanten auftrat, doch seine Verordnungen erweckten überall den Aufstand, Graf Thurn überfiel ihn an der Spitze der verbündeten protestantischen Stände von Oestreich, Mähren und Böhmen in der Wiener Hofburg und wollte ihn in ein Kloster sperren, als das Reiterregiment Dampierre, vereinigt mit den Wiener Studenten und Bürgern ihn retteten und die Insurgenten vertrieben. Ferdinand unterdrückte die Oestreicher und besiegte nach kurzem Feldzug in der Schlacht am weißen Berge 1620 die Böhmen, die ihn des Thrones verlustig erklärt hatten. Nach dem Siege begann die Arbeit

des Henkers, acht und zwanzig der angesehensten Böhmen wurden öffentlich enthauptet, Tausende in die Kerker geworfen, die Güter der böhmischen Aristocratie confiscirt und unter die Officiere und Günstlinge des Kaisers vertheilt, die Constitution Böhmens aufgehoben, der Protestantismus erdrückt. —

Doch in Ungarn scheiterten die Pläne Ferdinands an dem Genie Bethlen Gabor's. Auch hier erhoben sich die Protestanten, als Ferdinand dem Wiener Frieden entgegen die Religionsfreiheit zu beschränken begann, die Waffen Bethlen's waren siegreich, der Fürst war stets bereit zur Schlacht, aber auch zum Frieden. Bethlen wurde zwar 1620 zu Neusohl zum König von Ungarn erwählt, aber er nahm diesen Landtagsact nur als eine Huldigung an, die die Ungarn seinem Streben darboten, und ließ sich nicht krönen, obgleich die Krone und drei Viertel des Landes in seiner Gewalt waren. Ferdinand war trotz seines Gelübdes von Loretto gezwungen, mit dem Fürsten 1621 zu Nikolsburg einen Frieden zu schließen, der 1622 als Landesgesetz sanctionirt wurde. Der Wiener Friede und die Religions-

freiheit wurden neu bestätigt, und ein Theil Ungarns an Bethlen abgetreten. Als aber die Friedensbedingungen durch Ferdinand nicht gehalten wurden, so oft ihm das Waffenglück in Deutschland lächelte, erhob sich Bethlen zum zweiten und drittenmale, und erkämpfte glücklich durch seine kluge Kriegsführung in Gyarmath und Preßburg neue Friedensschlüsse. Bei diesen seinen Kriegen, in denen er nie eine Schlacht persönlich verlor, gebrauchte er nur selten die Hülfe der Türken, und wenn er Frieden geschlossen hatte, vermittelte er denselben stets auch zwischen dem Kaiser und dem Sultan. Es scheint übrigens, er habe den Plan gehabt, die Moldau, Wallachei, Siebenbürgen und Ostungarn in ein Königreich zu vereinigen, doch der Tod ereilte ihn 1629 und unterbrach seine Bemühungen, durch die Siebenbürgen von neuem aufgeblüht war.

Die Wittwe Bethlen's, Katharina von Brandenburg, war insgeheim durch die Jesuiten zur römischen Kirche bekehrt worden, und begann mit Ferdinand zu unterhandeln, um ihm Siebenbürgen zu übergeben, doch als ihre Intriguen entdeckt wurden, ward der reiche geizige Georg Rá-

kóczy zum Fürsten von Siebenbürgen gewählt, der sich bald als protestantischer Fürst mit Gustav Adolph, dem König von Schweden, dem Vorkämpfer des Protestantismus verbündete. Ferdinand mußte nochmals 1633 die frühern Friedensschlüsse bekräftigen, und Rákóczy als Fürsten von Siebenbürgen anerkennen. In Ungarn verursachte aber Ferdinands Verordnung, durch welche die Ausfuhrartikel des Landes in Oestreich hohen Einfuhrzöllen unterworfen wurden, große Unzufriedenheit, und da der Kaiser die Thronfolge noch während seines Lebens für seinen Sohn Ferdinand nachmals den III. sichern wollte, konnte er hier nicht so offen gegen die Protestanten auftreten, wie er es in Böhmen und Oestreich that. Ferdinand der III. wurde endlich 1636 zum König von Ungarn gewählt und gekrönt, der alte König aber starb wenige Monate darauf, nach ihm in kurzer Frist sein weiser Rathgeber Peter Pázmán. —

Ferdinand der III. hatte wohl dieselben Grundsätze, die seinen Vater in den unabsehbaren Glaubenskrieg verwickelt hatten, aber er war gemäßigter, und nicht so unbeugsam wie dieser. Was

Pázmán für Ferdinand den II. gewesen war, das war der Palatin Niklas Esterházy für Ferdinand den III. Er ermahnte ihn häufig, seine Versprechungen zu halten, die ungrische Constitution zu achten, und nicht durch fortwährendes Deuteln derselben das Mißtrauen des Landes zu erregen; Nachgiebigkeit allein könne den Frieden erhalten, denn nur dann sei der selbst in Siebenbürgen wegen seines Geizes und mißtrauischen Characters nicht geliebte Rákóczy in Ungarn gefährlich, wenn die gerechten Beschwerden, die die Landtage unterbreiten, stets unbeachtet blieben. Doch Esterházy's Stimme konnte nicht durchdringen, Rákóczy fiel 1644 in Ungarn ein, der Krieg dauerte bis 1645 mehr durch geschickte Truppenmärsche, wie durch blutige Schlachten characterisirt, bis endlich Ferdinand, der auch den Krieg in Deutschland ernstlich durch einen Frieden zum Abschluß bringen wollte, in Ungarn nachgab, und zu Lipz abermals einen Religionsfrieden mit Rákóczy schloß, durch den die Wiener und Nikolsburger Verträge nicht nur bestätigt, sondern auch ausgedehnt wurden. — Bald darnach starb der Palatin Niklas Esterházy, der zu dem Abschluß

dieses Friedens bedeutend beigetragen hatte. Doch die Ausführung des Vertrages stieß noch auf viele Hindernisse, die Kirchen, die den Protestanten entrissen worden waren, wurden nicht alle zurückgegeben, und selbst jene, die das Landtagsgesetz von 1647, das den Frieden bestätigte, namentlich angeführt hatte, konnten oft nur durch militärische Execution den rechtmäßigen Besitzern zurückerstattet werden. Die katholische Parthei, die bisher stets in der Minorität war, begann bei dem Landtage die Majorität zu erhalten. Die Discussionen wurden daher in Hinsicht der Religionsangelegenheiten noch heftiger als früher, die Uebergriffe der römischen Kirche wurden häufiger, aber der Friede wurde dennoch leidlich erhalten. Auch mit den Türken gab es keinen eigentlichen Krieg, von Zeit zu Zeit geschahen beiderseits Einfälle in das Nachbargebiet, aber der Friede wurde nicht gebrochen. —

Wie seine Vorgänger suchte auch Ferdinand der III. noch zu Lebzeiten die Thronfolge fortzusetzen, die Ungarn erfüllten seine Wünsche, es wurde zuerst der Sohn des Kaisers, Ferdinand der IV., und als dieser bald darauf gestor-

ben war, Leopold der I. zum König gewählt, Ferdinand selbst starb 1657. Sein Monument ist der Westphälische und der Linzer Friede, durch die er langjährige Kriege in Deutschland und Ungarn beendet hatte. —

Beinahe ein halbes Jahrhundert lang dauerte die Regierung Leopold's des I., von 1657 bis 1705, für Ungarn eine Periode des Schreckens und der Unterdrückung. Und doch war Leopold's persönlicher Character dem seines Vorfahren nicht unähnlich; stolz, beschränkten Geistes, in Privatverhältnissen rechtlich, im öffentlichen Leben jedes gegebene Wort stets verläugnend wie alle die Herrscher seines Hauses, die vor ihm in Ungarn regiert hatten, war er bei weitem nicht so blutdürstig wie der fanatische Jesuit Ferdinand der II. Aber unter keinem König von Ungarn in älterer Zeit, selbst nicht unter Sigmund waren so viel Schaffotte errichtet, so viel große Häuser ihres Besitzes beraubt, so viel Patrioten verwiesen, wie unter Leopold, — und dies alles, weil er keinen Pázmán, keinen Niklas Esterházy an seiner Seite hatte, der ihm gelehrt hätte, Verträge zu achten, und den Schwur zu halten, den er auf die Con=

stitution geleistet hatte. Seine Rathgeber waren stets Deutsche und Böhmen, die Porzia's, die Lobkowitz, die Hocher, die Kollonics, Feinde der Ungarn, und jeder constitutionellen Freiheit. Später genoß wohl auch ein Ungar, Paul Esterházy, der erste Fürst dieses Namens, das Vertrauen des Kaisers, aber nur, weil er jedes patriotische Gefühl in sich erstickte und ein williges Werkzeug der Hofintriguen wurde. Die Patrioten dagegen, Nicolas Zrinyi, der Held von Zerinvar, Franz Wesselényi der Palatin, Georg Szelepcsényi der Erzbischof von Gran, Paul Széchenyi der Erzbischof von Kalocsa, wurden nicht angehört, dem Hofe entfremdet und zurückgesetzt, während die feurigern und heftigern Charactere, Peter Zrinyi, Franz Nádasdy, Franz Frangipan, Emrich Tökölyi und Franz Rákóczy beinahe planmäßig zum Aufstande gereizt wurden. Die Generale Leopold's, die er gebrauchte, um diese sich stets erneuernden Erhebungen zu unterdrücken, und Ungarn zu knechten, die Armpringen, Kobb, Caraffa, Spankau und Heister zeichneten sich nur durch entmenschte Schlächtereien aus, ihr Attribut war nicht das Schlachtschwert, sondern das

Henkersbeil. Dagegen hatte der Kaiser das Glück, im Kriege gegen die Türken drei große Feldherrn nach einander zu finden, die durch ihre Menschlichkeit sich auch die Herzen der Ungarn gewannen, den Herzog Carl von Lothringen, den Markgrafen Ludwig von Baden, und den Prinzen Eugen von Savoyen. Aller Glanz, der die traurige Regierung Leopold's erhellt, strahlt von diesen drei Namen aus. —

Als Leopold den Thron bestieg, hatte sich Georg II., Rákóczy, der Fürst von Siebenbürgen, so eben in die polnischen Händel hineingemischt. In der Hoffnung, mit der Zeit die Krone der Piasten zu erlangen, hatte er die Parthei des schwedischen Carl Gustav, gegen Johann Kasimir ergriffen, und ihn unterstützt. Leopold glaubte diese Gelegenheit benutzen zu müssen, um Siebenbürgen an sein Haus zu bringen, und unterstützte den Polenkönig gegen Georg Rákóczy, den auch der Sultan seines Fürstenthums entsetzte. Rákóczy hoffte zwar die Pforte besänftigen zu können, und stimmte dazu bei, daß zuerst sein Freund Rédey, dann Barcsay zum Fürsten gewählt werde, als ihm dieser versprochen

hatte, seiner Würde zu entsagen, sobald Georg die Gunst des Sultans für sich wieder gewinnen könnte. Doch wie Barcsay als Fürst anerkannt war, begann er sich in seiner Würde zu befestigen und Rákóczy zu verfolgen. Verrathen von seinen Freunden, befehdet von den Türken, entfaltete Rákóczy die ganze Energie der Verzweiflung. Es gelang ihm die Siebenbürger Stände noch zweimal dazu zu bewegen, daß sie ihn zum Fürsten erwählten, er sammelte Heere, schlug Barcsay und fiel endlich im Verzweiflungskampfe gegen die Türken 1660 bei Klausenburg. Nach seinem Tode besetzte Leopold die ungrischen Schlösser Rákóczy's, die Türken dagegen eroberten Großwardein, in Siebenbürgen wurde Johann Kemény, der Schützling Leopold's, zum Fürsten gewählt, während die Türken zuerst Barcsay, und als dieser durch Kemény geschlagen und bei seinem dritten Versuche, das Fürstenthum durch Türkenhilfe zu gewinnen, gefangen und hingerichtet wurde, Michael Apaffy auf den Thron Siebenbürgens setzten. Leopold schickte seinen General Montecucculi Kemény zu Hilfe; doch dieser verlor seine Zeit in Märschen und Gegenmärschen, und ver-

ließ den Fürsten, der endlich 1662 in der Schlacht gegen die Türken fiel. Siebenbürgen wurde durch diese Kriege verwüstet, und der Friede, der zwischen dem Kaiser und dem Sultan mit geringen Unterbrechungen nun schon über ein halbes Jahrhundert gedauert hatte, war factisch gebrochen, jedermann fühlte, der Entscheidungskampf zwischen dem Halbmond und dem Kreuze nahe sich. Und dennoch entfremdete sich Leopold die Protestanten in Ungarn gerade jetzt, und der Uebermuth seines Ministers Porzia und seines Feldherrn Montecucculi beleidigte die katholischen Großen des Reiches. Dagegen suchte Fürst Apaffy die Freundschaft Leopold's schon jetzt, und begann, trotzdem daß er der Schützling und Verbündete der Türken blieb, jene Verbindungen mit ihm zu knüpfen, die endlich nach dem Tode des Fürsten 1691 dahin führten, daß Siebenbürgen sich der Herrschaft Leopold's unterwarf. —

Der Krieg mit den Türken begann 1664. Niklas Zrinyi gleich groß als Held, Staatsmann und Dichter, der Enkel des Helden von Szigeth überfiel noch im Winter die Türken und brachte ihnen manchen empfindlichen Verlust bei, Monte-

cucculi aber, der Feind Zrinyi's und der Ungarn, unterstützte ihn nicht, sondern zog mit seinem Heere lange herum, bis er endlich den Großvezier bei St. Gotthard bedeutend schlug, worauf der deutsche Gesandte des Kaisers, Renninger mit den Türken unbegreiflicherweise einen schmählichen Frieden schloß. Leopold verpflichtete sich zu einem Geschenk von 200,000 Gulden an den Sultan, er erkannte den Status quo als Grundlage des Friedens an, und versprach die Veste Székelyhida zu schleifen.

Die Ungarn waren gekränkt durch diesen Frieden, der ohne ihre Zustimmung geschlossen worden war, noch mehr erbitterten sie aber die Erpressungen der deutschen Söldner Leopolds, „die das Volk so aussaugten, daß selbst das verhaßte Türkenjoch erträglicher schien, als der Druck der Deutschen". Dazu kam, daß die Befehlshaber stets Ausländer waren, und die Ungarn überall zurückgesetzt und von der Regierung ausgeschlossen wurden; Niklas Zrinyi war bei einer Jagd verunglückt, die öffentliche Meinung schrieb seinen Tod dem Meuchelmorde zu. — Die Großen des Reiches, besonders Wesselényi der Pa-

latin, Nádasdy der **Iudex Curiae**, Peter Zrinyi, der Ban von Croatien, der Bruder von Niklas, Franz Rákóczy, der Sohn des Fürsten Georg, traten endlich zusammen und beschlossen, im Sinne der alten Clausel der **Bulla aurea** eine Armee zu sammeln, und auf diese gestützt zu verlangen, Leopold solle seinen Krönungseid erfüllen, sich mit ungrischen Rathgebern umgeben und die fremden Söldner aus dem Lande entfernen. Erst wenn Leopold diese gerechten Bitten des Volkes nicht beachten sollte, greifen die Verschworenen zu den Waffen. — Doch Wesselényi, der kluge Führer dieser Parthei, der nur die Sache des Vaterlandes und der Freiheit berücksichtigte, war plötzlich gestorben, Zrinyi suchte die Verschwörung zu persönlichen Zwecken auszubeuten, es gelang ihm, noch die mächtigen Grafen Frangipani und Tattenbach in seine Pläne zu ziehen, alle wurden aber verrathen, gefangen und mit Verletzung der gesetzlichen Formen zu Wiener Neustadt 1671 hingerichtet. Nádasdy theilte ihr Loos, obgleich ihm kein Hochverrath nachgewiesen werden konnte, er war aber der reichste Graf Ungarns, und dies entschied sein Schicksal. Seine Güter wurden

confiscirt und an Paul Esterházy, den Schwager des Grafen, als Lohn seiner Treue verliehen. — Rákóczy kaufte sich mit 400,000 Gulden von jeder Strafe los. — Nach der Unterdrückung dieser ersten Verschwörung begann das Werk der Ausnahmsgerichte; die Gefängnisse füllten sich, die deutschen Söldner unter Spork plünderten die Güter der Compromittirten und mit diesen auch manche andre. Lobkowitz glaubte, er könne jetzt seine Pläne in Hinsicht der Aufhebung der ungrischen Constitution durchsetzen, er vertheilte daher deutsches Militär im Lande und schrieb schwere Steuern aus, ohne einen Landtag zusammenzuberufen. Die Comitate beklagten sich über diese Willkühr und die Erzbischöfe und Bischöfe Szelepcsényi, Széchenyi, Pálffy und Gubasóczy beschworen Leopold, er möge seine Befehle zurücknehmen und die Verfassung achten, da die ungrische Nation ihre Freiheit höher halte als das Leben. Doch alles dies war vergebens, Lobkowitz verharrte bei seinem Plan. — Der Aufstand, den die jetzt überall offen verfolgten Protestanten in Oberungarn erregten, wurde leicht durch deutsche Truppen unterdrückt und zum Vor-

wand benützt, die ungrische Constitution 1673 förmlich aufzuheben, den Großmeister des deutschen Ordens, Gaspar Ampringen zum Civil- und Militärgouverneur Ungarns zu ernennen und Ketzergerichte und Kriegsgerichte überall walten zu lassen. Die deutschen Generale zogen nun in Begleitung von Jesuiten durch die Comitate, entrissen den Protestanten ihre Kirchen, verjagten die Geistlichen und ließen jene, die sich widersetzten, hängen und rädern und viertheilen, wobei der Verfall des Vermögens natürlich nie vergessen wurde. Dreihundert protestantische Geistliche und Schullehrer wurden ohne Proceß verbannt, siebzig von ihnen wollten sich dieser Ausnahmsmaßregel nicht fügen und verlangten einen regelmäßigen Proceß, um ihre Unschuld zu beweisen, sie wurden ungehört nach Sicilien auf die Galeeren geschickt, wo sie später durch Admiral Ruyter befreit wurden. Die Protestanten flohen nun haufenweise zu den Türken, die ihnen Schutz gewährten, und übten Repressalien gegen die deutschen Söldner, die in ihre Hände fielen. Fürst Lobkowitz wurde zwar in dieser Epoche unerwartet gestürzt, doch Hocher, der an seine Stelle

trat, verfolgte die Pläne seines Vorgängers um so eifriger, je mehr er als Roturier die ungrische Aristocratie haßte. Der Mann, der keine Vergangenheit und Geschichte hatte und durch geschmeidige Kriecherei gestiegen war, achtete weder Freiheit, noch geschichtliche Rechte.

Leopold machte zwar einen Versuch, Ungarn zu versöhnen, er berief 1676 die einflußreichsten Ungarn seiner Parthei nach Wien, um sich über die Beruhigung des Landes zu verständigen; doch diese kannten alle nur ein Mittel, das zum Zwecke führen könnte: die Achtung der Constitution, Palatinswahl und die Entfernung der deutschen Truppen. Dies aber wollte Leopold nie zugeben, er übertrug vielmehr das Commando der Truppen in Oberungarn nach dem Tode des menschlichen Strassoldo an den deutschen Wütherich Kobb. Natürlich erfolgte wieder ein Aufstand. Emrich Tökölyi stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen und drang trotz des häufig wechselnden Kriegsglückes stets weiter vor, stets bereit, Friedensverhandlungen anzuknüpfen, die durch Hocher häufig vereitelt wurden, es kam aber 1681 dennoch zum Waffenstillstand. Leo-

pold mußte wenigstens theilweise nachgeben, er berief endlich wieder einen Landtag, erlaubte die Palatinswahl, die auf den Grafen Paul Esterházy fiel, und schaffte die ungesetzlichen Steuern ab. Er wollte aber auf keinen Fall zugeben, daß die Beschwerden der Protestanten ein Gegenstand der Reichstagsverhandlungen würden, und so war keine Aussicht zum Frieden da, um so mehr, als Leopold in die Beschlüsse des Landtags nicht einwilligte, daß das Verbrechen des Hochverrathes genauer festgesetzt, die Ausnahmsgerichte aufgehoben und die durch dieselben confiscirten Güter den Eigenthümern zurückgegeben werden.

Der Krieg begann von neuem, die Türken zogen 1683 gegen Wien, das durch Günther von Starhemberg heldenmüthig vertheidigt wurde, Sobiesky und seine Polen und Carl von Lothringen mit deutschem Fußvolk und ungrischen Hussaren schlugen den Großvezir, und eine Amnestie, die Leopold ertheilte, begann die Gemüther zu beruhigen. Tökölyi selbst wollte sich in Unterhandlungen einlassen, doch Leopold sandte den Antrag desselben an die Türken, die den Un-

glücklichen als Verräther in Ketten nach Adrianopel schleppten. Aber Helena Zrinyi, die Tochter des enthaupteten Peter, die nach dem Tode ihres Gemahls, Franz Rákóczy, dem Grafen Tököly sich vermählt hatte, vertheidigte das Felsenschloß Munkács noch zwei Jahre lang. Als sie es endlich an die Truppen Leopolds übergab, sperrte dieser sie in ein Nonnenkloster, es gelang ihr, von hier aus verkleidet zu entfliehen und zu ihrem in der Türkei festgehaltenen Gemahl zu gelangen, doch ihre Kinder wurden zurückgehalten und unter strenger Aufsicht durch Jesuiten erzogen.

Auf den Entsatz von Wien folgte eine glänzende Periode von Siegen gegen die Türken; die Heere Leopolds, in denen jetzt nach der Amnestie viele der frühern Tökölyischen Führer dienten, erstürmten 1686 unter Carl von Lothringen die Festung Ofen, schlugen das Jahr darauf bei Mohács die Türken aufs Haupt, eroberten Esseg und Peterwardein und zogen nach Siebenbürgen, wo Fürst Apaffy von jetzt an bis zu seinem Tode unter dem Schutze Leopolds nur eine Scheinregierung fortführte. Aber der Glanz, den diese

Siege der Regierung Leopolds verliehen, wurde durch die Grausamkeit in Schatten gestellt, mit der der kaiserliche General Caraffa in Eperies die angesehenern Protestanten Oberungarns durch Ausnahmsgerichte verurtheilen und unter gräßlichen Martern hinrichten ließ. Der tapfre Ludwig, Markgraf von Baden, einer der Helden des Türkenkrieges, verwandte sich endlich für die Verfolgten und Leopold hob das Blutgericht von Eperies auf, das in der Geschichte mit dem Namen „Laniena Eperjessiensis“ bezeichnet ist. —

Leopold sah endlich ein, daß der Ausnahmszustand Ungarns nicht dauern könne, er suchte seine Zwecke jetzt auf gesetzlichem Wege zu erreichen. Er berief 1687 einen Landtag, dessen große Aufgabe es war, das Recht des Widerstandes in der Clausel der Bulla aurea aufzuheben, auf das Recht der Königswahl Verzicht zu leisten und die Thronfolge für die männliche Linie des Hauses Habsburg nach der Erstgeburt festzustellen. Der Landtag nahm die königlichen Propositionen an, worauf Leopold vollkommene Amnestie gewährte, von der nur der einzige Tökölyi ausge-

nommen wurde, und den Magnaten das Recht ertheilte, Majorate zu errichten. Der Palatin Graf Paul Esterházy, der zu diesem Resultate viel beigetragen hatte, wurde zum Fürsten ernannt, Joseph, der Sohn Leopolds, zum ersten Erbkönig gekrönt, eine Versöhnung hatte abermals zwischen dem Hof und den Ungarn stattgefunden. Doch war auch diese nicht vollständig, die Religionsbeschwerden der Protestanten vermehrten sich täglich, Leopold wollte das Verfolgungssystem gegen sie nicht aufgeben. — Seine Feldherrn erfochten während dessen neue glänzende Siege, der Markgraf von Baden drang bis an die Grenzen von Albanien, — Siebenbürgen huldigte Leopold nach dem Tode Apaffy's, sobald der Kaiser die Erhaltung der Constitution versprochen hatte, und Prinz Eugen von Savoyen, der tapfre Kriegsheld und Freund der Ungarn, vernichtete bei Zentha 1697 das Heer des Großveziers. Er hatte aber, um zu siegen, den Befehlen des Wiener Hofkriegsrathes zuwider gehandelt, er mußte sich daher in Wien verantworten; als man ihm sein Schwert abforderte, übergab er es mit den Worten: „es ist

noch roth von Feindesblut.“ Doch so pedantisch auch Leopold an den Formen hielt, war es selbst für ihn zu stark, daß der größte Feldherr seiner Zeit für einen Sieg zur Rechenschaft gezogen werden sollte, er übergab ihm den Oberbefehl aufs neue. Durch die Vermittelung Englands und Hollands wurde nun der Karloviczer Friede mit dem Sultan geschlossen, in dem die Türken der Herrschaft über Ungarn und Siebenbürgen entsagten und nur das sogenannte Banat behielten. —

Durch den glänzenden Erfolg des Krieges ermuthigt, nahm die absolutistische Hofparthei von neuem ihre Pläne in Hinsicht Ungarns auf, die Constitution wurde vielfach verletzt, kein Landtag gehalten, neue Steuern ausgeschrieben, das Land mit deutschen Truppen überschwemmt, die Protestanten fortwährend verfolgt. — Die Bevölkerung war zum Aufstand reif, es fehlte nur der Führer, es war die falsche Politik Leopolds selbst, die ihn den Unzufriedenen gab. Franz II. Rákóczy, der Stiefsohn Tökölyis, der Enkel des geköpften Peter Zrinyi, der Urenkel des Großfürsten Georg Rákóczy, der den Linzer

Frieden geschlossen hatte, lebte in Wien, kleidete sich nach deutscher Weise und hielt sich von den Ungarn entfernt. Man umgab ihn mit Verräthern, die jedes hingeworfene Wort, jeden Wunsch, jede Klage über seine unglückliche Lage benutzten, um ihn zu verdächtigen; man reizte ihn auf, eröffnete seine Briefe, und stellte ihn, als man glaubte, hinlängliche Data gegen ihn gesammelt zu haben, als Hochverräther vor eine Commission. Sechs Monate lang war er schon im Kerker gewesen, als es ihm gelang, nach Polen zu entfliehen, die Verfolgung hatte ihn wider seinen Willen zum Rebellen gemacht. Als er darauf 1703 die Fahne des Aufruhrs entfaltete, verachtete man in Wien diese Bewegung, die Ungarn wurden fortwährend unterdrückt, Alexander Károlyi, der einige Vortheile über Rákóczy gewonnen hatte, wurde schlecht behandelt, weil er darauf drang, daß der Kaiser die Constitution achten solle, endlich wurde er in Kaschau festgehalten; — er entfloh und schloß sich Rákóczy an. Ganz Oberungarn erhob sich, ein Theil Siebenbürgens erklärte sich für Rákóczy, der, — obgleich Katholik, — wie Bethlen Gá-

bor, für Religions- und politische Freiheit kämpfte. Der überraschte Leopold versuchte Unterhandlungen anzuknüpfen, der Erzbischof von Kalocse, Paul Széchenyi, bekannt als freisinniger Patriot, wurde dazu ausersehen, — aber nur so lang, bis General Heister mit seinen plündernden deutschen Söldlingen einrückte. Doch die fürchterlichen Erpressungen dieser Schaaren entfremdeten die Gemüther der Ungarn noch mehr; troß der Vortheile, die Heister gewonnen hatte, streiften die Hussaren Karolyi's bis unter die Mauern Wiens. Leopold mußte abermals Friedensunterhandlungen beginnen und abermals versprechen, die Constitution zu achten, aber niemand glaubte ihm mehr. Er starb 1705, der Fluch der Ungarn folgte ihm in das Grab, er hatte acht und vierzig Jahre lang regiert, und seinen Zweck doch nicht erreicht, — die ungrische Constitution überlebte ihn. —

Joseph der I., der Sohn und Nachfolger Leopolds, war ein edler Fürst, der die Fehler seines Vaters aufrichtig zu verbessern suchte, er verkündete gleich bei seiner Thronbesteigung eine Amnestie, rief den stolzen und grausamen Heister

ab und sandte eine Proclamation an die Aufständischen, die ganz das Gepräge seines liebenswürdigen Characters trug. Rákóczy, ein eben so edler und hochherziger Mann wie Joseph, wünschte auch den Frieden, aber er betrachtete sich nur als das Haupt der conföderirten Ungarn, und diese, so oft und grausam von den Habsburgern getäuscht, wollten von keinem Vergleich mehr etwas wissen, die Grafen Alexander Károlyi, Daniel und Anton Esterházy, Simon Forgách und Niklas Bercsenyi rissen Rákóczy mit sich fort. Joseph nahm nun die schon früher angebotne Vermittelung Englands und Hollands an, rief 1708 einen Landtag in Preßburg zusammen und war bereit, einen ehrenvollen Frieden zu schließen. Die Unterhandlungen scheiterten vorzüglich daran, daß die Parthei Rágóczy's die Unabhängigkeit und freie Fürstenwahl für Siebenbürgen, für die Freiheiten Ungarns aber die Garantie der europäischen Mächte verlangte. Der Krieg wurde daher fortgesetzt, Rágóczy erlitt 1709 mehrere Niederlagen, aber Graf Johann Pálffy, der patriotische Ban Croatiens, erneuerte nochmals von Seiten Josephs die Frie-

densanträge. Rákóczy nahm sie nicht an, wohl aber sein Feldherr Károlyi, der Frieden wurde 1711 unter Mitwirkung der Gesandten Englands und Hollands geschlossen. Die Bedingungen waren: allgemeine Amnestie für jedermann, selbst für Rákóczy, wenn er binnen drei Wochen persönlich oder durch einen Bevollmächtigten den Eid der Treue leistet; strenge Aufrechterhaltung der Religionsgesetze, der ungrischen und siebenbürgischen Constitution und die Rückgabe der confiscirten Güter.

Rákóczy verkannte den Edelmuth Josephs nicht, der als Sieger einen für die Besiegten so vortheilhaften Frieden schloß, doch er nahm die Amnestie nicht an, von wenigen Freunden begleitet, ging er erst nach Frankreich, dann nach der Türkei, wo er, fürstliche Ehren genießend, in Rodosto bis 1735 lebte. Joseph selbst erlebte den Abschluß des Friedens nicht, er starb 1711. Sein edler Geist und seine humane Politik vererbte sich nicht auf seinen Bruder, in Ungarn Karl den III., als Kaiser Karl den VI. Dieser bestätigte zwar den Szathmárer Frieden, doch manchmal regten sich in ihm Leopoldinische Ge-

lüste des Absolutismus. Da er aber keinen Sohn hatte, und die Krone an seine Tochter Maria Theresia übertragen wollte, war ihm der gute Wille der ungrischen Nation zu wichtig, als daß er den Rathschlägen seiner Wiener Minister gefolgt und die Constitution Ungarns verletzt hätte.

Durch die drei Landtage, die während seiner Regierung gehalten wurden, ward die Verfassung Ungarns bedeutend modificirt, in den Kriegszeiten der letzten zwei Jahrhunderte waren mit Ausnahme der Religionsgesetze keine organischen Gesetze mehr gebracht worden; als nun der Friede eingetreten war, mußten die Institutionen des Landes der Neuzeit angepaßt werden. Die Aenderungen waren dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts angemessen. — Vorerst wurden die Rechte und Freiheiten Ungarns nochmals verbriest, und darauf Collegien eingesetzt, an die Stelle der unabhängigen Reichsbeamten, die jetzt den Vorsitz dieser Collegien erhielten. Die ungrische Hofkanzlei wurde in Wien errichtet, weil es für ein „fait accompli" galt, daß der Monarch trotz aller Versprechungen doch nicht in Ungarn wohnen werde, — im Lande wurde der

Statthaltereirath (Consilium Locum tenentiale Hungariae) eingesetzt, der die Regierung führen sollte. Vier Districtualgerichte in Ungarn und eines in Croatien sollten in Zukunft die bedeutenderen Civilprocesse entscheiden, die königliche Tafel in Ungarn und die Banattafel in Croatien wurden die Appellationsgerichte für Civil- und Criminalfälle, der höchste Gerichtshof aber, die Septemviraltafel, erhielt das eigenthümliche Vorrecht, nicht nur nach dem strengen formellen Recht zu urtheilen, sondern auch die Billigkeit zu berücksichtigen. Der wichtigste Punkt war aber die Einführung eines stehenden Heeres und mit demselben natürlich eines neuen Steuersystems. Die directe Besteuerung lehnte der Adel ab, der Bauer mußte die Steuern allein tragen, die nicht zu hoch sein konnten, und so entschädigte sich der Hof dadurch, daß er durch ein drückendes Zollsystem zwischen Ungarn und den östreichischen Provinzen seine Revenuen mehrte, und dadurch die Industrie Ungarns erstickte. Die Ungerechtigkeit des Adels rächte sich, denn seit dieser Zeit war das Land isolirt und blieb natürlich in der Cultur und Industrie zurück.

Im Jahre 1723 erreichte Carl auch in Ungarn das Ziel seines Strebens, die Annahme der sogenannten pragmatischen Sanction, oder die Anerkennung der weiblichen Erbfolge, zuerst für seine Linie, dann für die seines ältern Bruders Joseph, endlich für alle Descendenten Leopolds des I. Die Ungarn nahmen diese königlichen Propositionen ohne Anstand an, verwahrten aber dabei natürlich von neuem die Rechte und Freiheiten Ungarns, — zu gleicher Zeit wurde das Verbrechen des Hochverraths genauer bestimmt, und den willkührlichen Verhaftungen aus Verdacht des Hochverraths gesetzlich ein Ziel gesetzt. Bei dieser Gelegenheit wurde auch dem unbetitelten Adel erlaubt, Majorate zu errichten, doch weder dieser, noch die Magnaten, die dies Recht schon seit Leopold dem I. besaßen, machten davon häufigen Gebrauch, gleiche Theilung war den Sitten und Gebräuchen des ungrischen Adels mehr angemessen. —

Während alle diese Reformen im Innern durchgeführt wurden, erneuerte Carl den Krieg gegen die Türken im Jahre 1716, Prinz Eugen und sein Freund Johann Pálffy schlug diese bei

Peterwardein und Temesvár, im nächsten Jahre bei Belgrad, er eroberte Servien und die kleine Wallachei bis an die Aluta, und wollte die alten Avulsen des ungrischen Reiches wieder mit diesem vereinigen. Doch der Friede von Passarovicz (Posárovacz) hemmte seinen Siegeslauf. Carl war ein trockener practischer Fürst, dem es vor großen Plänen graute, er begnügte sich, die Türken vollkommen aus Ungarn vertrieben zu haben, und in Belgrad den Schlüssel zu der Türkei zu besitzen. Er that aber viel für innere Verbesserungen, er baute Wege zur ungrischen Küste, verbesserte den Hafen von Porto Re und gab Fiume das Privilegium des Freihafens, denn in jener Zeit wußte man es noch nicht, daß ein Freihafen neben einem Prohibitivsystem nur den Schmuggel und nicht den Handel begünstige und für das Prohibitivsystem nur ein sehr schwaches Correctiv bilde. — In den letzten Jahren der Regierung Carls entzündete sich ein neuer Türkenkrieg, doch Carl hatte nicht den Muth, das Heer einem Ungarn anzuvertrauen, obgleich allgemein Johann Pálffy für den besten General aus der Schule des Prinzen Eugen galt. Die

Unfähigkeit der Generale Königseck, Wallis, Suckow und des Diplomaten Neiperg verlor alle die Vortheile, die das Schwert Eugens erkämpft hatte. Der Friede von 1739 gab Bosnien, Serbien mit der wichtigen Festung Belgrad und die kleine Wallachei den Türken zurück. —

Kaum hatte Maria Theresia, die schöne und kluge Tochter Carls, den Thron 1740 bestiegen, als die continentalen Mächte Europas alle gegen sie auftraten und ihr Erbfolgerecht in den deutschen Provinzen bestritten. Der Enthusiasmus und die Aufopferung der Ungarn rettete ihren Thron. Die Königin wußte mit echt weiblichem Tacte die Eitelkeit der Nation so zu benützen, daß sie jeden ihrer Wünsche leicht durchsetzte. Sie ernannte Ungarn zu den wichtigsten Stellen, sie versäumte nie, dankend der Opfer und der Tapferkeit der Nation zu erwähnen, sie zeigte Vertrauen und erweckte dadurch Vertrauen, und so gelang ihr während ihrer dreißigjährigen Regierung, was die blutige Tyrannei ihres Großvaters nicht durchführen konnte. Der constitutionelle Sinn der Ungarn wurde langsam eingeschläfert, der Protestantismus durch häufige Ueber=

tritte zur römischen Kirche geschwächt, deutsche Sitten in Ungarn eingeführt, die hohe Aristocratie an den Hof gekettet, und dabei blieb Maria Theresia stets die allgeliebte, angebetete Königin der Ungarn. Landtage liebte sie nicht, die Verfassung des Landes wurde unter ihr außerlandtäglich fortgebildet. Sie ließ die Urtheile der höchsten Gerichte durch eine Commission, die aus den Mitgliedern des obersten Gerichtes bestand, sammeln und begründen, diese Urtheile galten für die Zukunft als Gesetz. Als ferner der Landtag von 1764 die königliche Proposition, daß das Verhältniß des Bauern zum Grundherrn fest geregelt und seine Rechte und Pflichten genau bestimmt würden, nicht erledigte, führte sie durch einen Machtspruch ihr „Urbarium" in Ungarn ein, das bei großen Fehlern und Mängeln doch für die damalige Zeit sehr liberal war, und manchen Fortschritt enthielt, und daher troß der ungesetzlichen Art seiner Einführung von den spätern Landtagen stets provisorisch anerkannt wurde. Aber Maria Theresia berief keinen Landtag mehr, und die Würde des Palatins, dieses Wächters der Constitution, wurde nicht mehr besetzt, —

ohne daß die Nation ihr entfremdet worden wäre, — sie war der größte Staatsmann von allen Regenten aus dem Hause Habsburg. —

Ihr Sohn und Nachfolger, der bekannte Kaiser Joseph der II., der erste Lothringer auf dem Throne, war es nicht. Er war ein deutscher Philosoph; herrisch, keinen Widerspruch ertragend, kein historisches Recht achtend, die alten Einrichtungen keck über den Haufen werfend, aber ohne die nöthige Energie, seine doctrinären Erlasse ins Leben zu führen und daher überall nur Verwirrung und Aufruhr verbreitend. Er wäre die Zierde jedes Katheders geworden, daher paßte er nicht für den Thron; doch eben diese seine Eigenschaften machten ihm bei den europäischen deutschen Schriftstellern einen großen Namen; — sie erheben ihn und bewundern seine Grundsätze, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß das Resultat seiner Regierung ein kleinliches und verwirrendes war. Joseph verließ gleich, als er 1770 durch den Tod seiner Mutter zur Macht gelangt war, die Bahn, auf der Maria Theresia so glücklich regiert hatte. Er ließ sich in Ungarn nicht zum König krönen, er erkannte die Consti-

tution nicht an, und führte eine deutsche Administration im Lande ein. Alle Comitatscongregationen, alle Gerichte und Regierungscollegien protestirten gegen diese Nichtachtung der Grundverträge zwischen dem König und den Ungarn, und erinnerten ihn an die Versprechen, Krönungseide und Friedensschlüsse seiner Voreltern; Joseph hatte aber keinen Sinn für historisches Recht, sein Mangel an öffentlicher Moral hatte sich schon bei der Theilung Polens gezeigt. Vergebens proclamirte er daher Toleranz, vergebens bemühte er sich, nach den Grundsätzen des Vernunftrechtes zu regieren, seine Verordnungen wurden nicht geachtet, weil er die Grundlagen des öffentlichen Rechtes erschüttert hatte, die Municipalautoritäten widerstrebten überall. Joseph glaubte sich gezwungen, um consequent zu bleiben, die Municipalinstitutionen aufzuheben, und die Centralisation einzuführen, aber er fand keine Werkzeuge dazu, kein rechtlicher Patriot diente ihm in Ungarn, seine Beamten waren Fremde, oder unbedeutende Leute; die Administration war verachtet. Dazu kam noch sein Unglück im Türkenkriege, den er leichtsinnigerweise begonnen hatte,

in Belgien war ein bewaffneter Aufstand ausgebrochen, in Ungarn drohte er auszubrechen. Joseph sah nach zehnjähriger Regierung, an Körper und Geist gebrochen, endlich doch ein, daß sein Streben ein vergebliches war, auf seinem Todbette widerrief er alle Verordnungen, die er erlassen hatte, mit der einzigen Ausnahme des Toleranzpatentes. Als die Nachricht seines Todes 1790 sich im Lande verbreitete, wurden überall Freudenfeuer angezündet, seine Beamten zur Flucht gezwungen, seine Verordnungen, selbst die weisesten, z. B. die Documente der Landesvermessung, verbrannt. —

Josephs Bruder, Leopold der II., unter dessen weiser Regierung Toscana aufgeblüht war, ersetzte den Philosophen auf dem Throne. Die Ideen der französischen Revolution hatten in ganz Europa die Völker aufgeregt und die Throne erschüttert. Doch Leopold knüpfte in dieser allgemeinen Crisis die Ungarn fester als je an sein Haus. Sein erster Regierungsact war, daß er den Landtag zusammenrief, die Constitution Ungarns, die Freiheit und Unabhängigkeit des Landes von jedem andern Staate oder Volke aner-

kannte, das Recht Gesetze zu bringen, abzuschaffen und auszulegen, ausschließlich dem Landtage und der Zustimmung des Königs zuwies, und ausdrücklich erklärte, das Land könne nie durch kaiserliche Patente regiert werden, der König selbst könne in die Gerichtspflege nicht eingreifen, noch in Fällen des Hochverraths die Angeklagten vor ein anderes Gericht als die königliche Tafel ziehen. — Endlich wurde das Toleranzedict Joseph's, das zwar beschränkter war, als der Wiener, Nikolsburger und Linzer Friede, aber dennoch die unter Carl und Maria Theresia häufigen Uebergriffe der römischen Kirche für die Zukunft verhinderte, zum Landesgesetz erhoben. Mit Enthusiasmus wurde Leopold in Ungarn empfangen und gekrönt, sein Sohn Alexander wurde zum Palatin erwählt, alles erwartete eine glänzende Zukunft, als er plötzlich, wahrscheinlich von weiblicher Eifersucht vergiftet, 1792 starb. —

Franz der I., der Sohn Leopold's, war ein eigensüchtiger, engherziger, mißtrauischer Herrscher, ein Feind der Wissenschaften, so gemein in seinen Gesinnungen, daß er nicht einmal ein richtiges Deutsch sprechen lernen wollte. Doch ge-

rade dieser sein Wiener Dialect, und seine derben Ausfälle gegen höhere Bildung machten ihn bei den niedern Classen in Wien populär. In Ungarn konnte er die Liebe, die seinen Vater begleitet hatte, nicht erlangen. Gleich bei dem Beginne seiner Regierung, und nach dem räthselhaften Tode seines Bruders, des populären Palatins Alexander, der bei einem Feuerwerke in Laxenburg sein Leben verlor, wurden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen; der Abt Martinovics, Graf Sigray, die Herren Laczkovics, Szent Mariay und Hajnóczy wurden als Hochverräther hingerichtet, andre zu langwieriger Kerkerstrafe verurtheilt — unter ihnen alle ausgezeichneten ungrischen Schriftsteller, es hieß, sie seien in eine große Verschwörung verwickelt gewesen. Bloß die Urtheile wurden bekannt gemacht, die Processe dieser Verschwörer wurden bei verschlossenen Thüren geführt, und als Staatsgeheimniß betrachtet. —

So lange als die französischen Kriege dauerten, hielt Franz regelmäßig Landtage in Ungarn, die stets Mannschaft und Subsidien votirten; als aber die Stände 1807 gegen die heillose Finanz-

verwaltung ihre Stimme erhoben, und sich für die Principien des Freihandels erklärten, als sie ferner 1812 den Staatsbankrott Oestreichs nicht durch ihre Zustimmung sanctioniren wollten, wurden sie dem Wiener Ministerium ungelegen, und nach dem Abschluß der heiligen Allianz suchte Franz, gleich seinen Vorfahren, ebenfalls sich der unbequemen ungrischen Constitution zu entledigen. Franz hatte die Loyalität der Ungarn schnell vergessen, mit der sie während des Krieges jedes Opfer bereitwillig gebracht hatten. Als Napoleon 1809 bei Raab vordrang und in einer Proclamation ihnen die Trennung von Oestreich, und Selbstständigkeit unter einem eignen König versprach, hielt alles fest am Haus Lothringen, die Proclamationen wurden überall zerrissen. Zum Lohne dieser Treue wurde zunächst kein Landtag mehr zusammen berufen, man erlaubte ferner keine regelmäßigen Comitatswahlen mehr, die Obergespane ersetzten die Lücken in der Municipaladministration durch provisorische Ernennungen, dann wurde 1816 vom Adel ein freiwilliges Subsidium verlangt. Der Adel verweigerte dieses in den meisten Comitatscongregationen, aber

trotzdem wurden Ende des Jahres 1822, als auch in Italien und Spanien der Constitutionalismus angegriffen wurde, die Steuern außerlandtäglich erhöht, und eine Aushebung von Recruten angeordnet. Alle Comitate protestirten, sie sahen es sehr wohl ein, daß es sich nicht um die Steuer handle, sondern um das Princip, und da das Steuerbewilligungsrecht allein die Garantie der Constitution bildet, erregte diese Maßregel den bittersten Unwillen. Franz suchte seinen Willen anfangs selbst mit den Waffen durchzusetzen, aber an dem passiven Widerstande der Comitate scheiterten seine Versuche. Er berief daher 1825 abermals den Landtag, bestätigte auf demselben nochmals die Constitution und regierte seitdem mit sorgfältigerer Beachtung der gesetzlichen Formen; doch blieb er jeder Reform abhold, für ihn war Fortschritt, Bildung und Revolution vollkommen gleichbedeutend. — Aber der Geist der Zeit läßt sich in die Länge doch nicht hemmen. — 1832 begann der Landtag zum erstenmal seit einem Jahrhundert, die einzelnen Theile der ungrischen Verfassung zu revidiren. Die Majorität der Deputirten war liberal, aber

die Majorität der Magnaten und die Regierung widersetzten sich hartnäckig jeder Verbesserung des Loses der Bauern, jeder Veränderung und Reform der Feudalinstitutionen. Franz starb während dieses Landtags, unbetrauert von seinen Völkern, denen er als Andenken an seine Regierung eine bedeutende Staatsschuld hinterließ, trotzdem daß Oestreich unter Kaiser Franz drei Staatsbankrotte gemacht hatte, durch die besonders die Mittelclassen zu Grunde gerichtet wurden. —

Im Namen des geistesschwachen Ferdinand herrschte seit 1835 der starre beschränkte Erzherzog Ludwig und der Doctrinär des Absolutismus, Fürst Metternich. Ludwig glaubte, die Kunst zu regieren bestehe darin, die Lösung jeder wichtigen Frage in die Zukunft hinauszuschieben, und Metternich fühlte es zu gut, er sei nicht im Stande kräftige Völker zu regieren, seine Hauptaufgabe war daher, sie in ihrer Entwicklung niederzuhalten, oder wo dies nicht mehr möglich war, gegen einander aufzureizen, und die Partheien abwechselnd zu begünstigen und zu verfolgen, um die Kraft der Völker stets im Partheikampf zu zersplittern. —

Der dritte Staatsmann, der bedeutenden Einfluß auf die Regierung Ungarns hatte, war der Palatin Erzherzog Joseph, ein feiner Kopf, mit durchdringendem Verstand, bedeutend ausgebildeter Verstellungsgabe, Ungarn, das er als sein Vaterland betrachtete, wahrhaft liebend, ein Mann der ruhigen Entwickelung, der aber nicht die Energie besaß, seinen Rathschlägen in Wien Nachdruck zu verschaffen. —

Der Landtag, der 1832 zusammentrat und ununterbrochen bis 1836 beisammen blieb, hatte seine Aufgabe, das Urbarium von Maria Theresia zu revidiren und die Rechte und Pflichten der Bauern fest zu setzen, nur mühsam gelöst; — der Hof widersetzte sich allen Anträgen, die auf eine gänzliche Emancipation des Bauern lauteten, er wollte dazu nicht beistimmen, daß die Feudalinstitutionen angegriffen würden. Kanzler Graf Reviczky, der für die ungrische Nationalität glühte, aber in Hinsicht seiner Grundsätze nur halbliberal war, wurde durch den Reactionär Grafen Fidel Pálffy ersetzt, einen Mann ohne Talent, der nicht einmal ungrisch verstand. Er ließ gleich Verhaftungen vornehmen und politi-

sche Processe beginnen, B. Wesselényi, Kossuth, Ujházy, Balogh, Madarász, Graf Ráday, gehörten unter die Verfolgten. Die höchsten Gerichte vergaßen ihre Stellung und Würde so sehr, daß sie die Verletzung der gesetzlichen Formen in Hinsicht der Vertheidigung erlaubten, als daher der Urtheilspruch publicirt wurde, der Wesselényi, Kossuth und einige junge Leute des Hochverraths schuldig fand, erhob sich der Unwille des ganzen Landes gegen die Regierung und die höchsten Gerichte. Graf Pálffy, Graf Cziráky und Herr von Somssich, der Kanzler und die Präsidenten der höchsten Gerichte, hatten nicht den Muth, den Zusammentritt des Landtags zu erwarten. Sie traten in den deutsch-östreichischen Staatsdienst. Graf Anton Mailáth ward Kanzler, geschmeidig, liberal, schönredend, viel versprechend. Seine Administration dauerte von 1839 bis 1844, und ist durch eine Amnestie in Ungarn, die Einführung des Wechselrechtes und die Anerkennung der Religionsgleichheit wichtig. In dieser Zeit begann der Streit zwischen Croatien und Ungarn bittrer zu werden, die Croaten wollten auch in Zukunft die Protestanten von ihrem Lande

fern halten, und ihre Deputirten, die in der Gesellschaft stets ungrisch sprachen, wollten in öffentlicher Sitzung nie anders als Latein reden. Sie kämpften übrigens damals noch nicht für den Gebrauch der croatischen Sprache, sondern für die Beibehaltung der lateinischen, es war das letzte Aufflammen des durch den Hof begünstigten Conservativismus, der aber natürlich sehr bald einer nationalen Bewegung weichen mußte. —

Intriguen stürzten den Grafen Mailáth, an seine Stelle trat Graf Apponyi, jung, stolz, und da ihm die Erfahrung fehlte, eigensinnig, Metternich gegenüber nachgiebig, die Centralisation liebend und daher mit dem Erzherzog Joseph in Opposition, der die Municipalinstitutionen Ungarns vertheidigte. Der Erzherzog starb, nachdem er gerade fünfzig Jahre lang Palatin gewesen war, sein Sohn Stephan wurde Statthalter in Ungarn. Enthusiastisch durch die Nation empfangen, hatte er die besten Absichten, das Interesse seines Vaterlandes mit jenem seiner Familie zu vermitteln, im November 1847 wurde er zum Palatin erwählt. Auf dem Landtage war unter der Führung Kossuths die Opposition

bei den Ständen in der Majorität, die Magnaten waren beinahe getheilt, aber die Mehrheit der Talente stand augenscheinlich ebenfalls auf der Seite der Opposition, die im Magnatenhaus durch den Grafen Louis Batthyány geführt wurde. Eine allgemeine Reform der ungrischen Verfassung war eben im Werke, schon war die Steuerfreiheit des Adels aufgehoben, und die Municipalverfassung und Repräsentation der Städte in der Revision, als die Nachricht kam, die französische Revolution sei ausgebrochen, Frankreich eine Republik geworden. —

Fr. Pulszky.

Erstes Kapitel.

In Wien erzogen, wußte ich kaum etwas über Ungarn, da ich im Jahre 1845 dahinging. In meiner Kindheit hörte ich von diesem Lande nur wenn ich Unterricht in der Geographie erhielt, wenn es in den geschichtlichen Unterrichtsstunden erwähnt wurde, geschah dies in einer Weise, die meine Aufmerksamkeit nicht besonders fesselte.

In der Erziehungsanstalt, in der ich zehn Jahre zubrachte, waren mehrere ungrische Zöglinge; wir übrigen Kinder hielten sie für stolz, denn sie steckten immer beisammen und überschritten manchmal die Hausregel, die uns die französische Sprache ausschließlich vorschrieb, indem sie mit einander ungrisch sprachen. Die fremden Töne erweckten Mißtrauen und Spott in uns, wir glaubten, dieser eigenthümliche Dialect habe

im Grunde keinen wirklichen Sinn und könne nur durch conventionelle Zeichen und eine Art intuitiver Kenntniß verstanden werden.

In die Gesellschaft eingeführt, traf ich später manchmal mit Ungarn zusammen, doch waren dies meist Damen, in Wien erzogen, oder Herren, die seit Jahren da wohnten. Sie hatten nichts Eigenthümliches an sich, ausgenommen, daß die letzteren Schnurrbärte trugen. Sie hatten dieselben nie aufgegeben, und trotz dem, daß Kaiser Franz die Bärte aller Civilbeamten abschaffte, hatten die Ungarn trotz der spanischen Etikette das Vorrecht, mit Schnurrbart, Säbel und Sporen bei Hof zu erscheinen.

Wir besuchten von Zeit zu Zeit ungrische Familien, die in Wien ihren Sitz hatten, wir fanden bei ihnen mehr Gastfreundlichkeit und weniger Ostentation des Aufwands als in den deutschen Häusern; ihre Bälle waren unterhaltender, die jungen Leute tanzten mit mehr Lust, sie waren lauter aber auch aufmerksamer gegen die Mädchen, als die Herren in andern Salons, die stets den Anschein hatten, als ob sie ihren Tänzerinnen eine große Gnade erwie-

sen, wenn sie mit gelangweilter Miene eine Quadrille abschritten.

Ich erinnere mich, als Kind die ungrische Deputation gesehen zu haben, die dem Kaiser Franz zur Vollendung seines vierzigsten Regierungsjahres Glück wünschte, und die ungrische Nobelgarde im vollen Kostüme mit dem wallenden Tigerfell um die Schultern, und die ungrischen Hoffräulein, mit dem Perlmieder und Silberschleier, bei der Vermählung König Ferdinands des V. mit der Prinzessin von Sardinien; als ich später die Mährchen von Tausend und einer Nacht las, schienen mir in den Ungarn die tapfern arabischen Ritter und die schimmernden orientalischen Damen verkörpert; ein Eindruck, den die jährliche Frohnleichnamsprocession bestärkte, wo die männlichen Gestalten der Ungarn auf ihren reichverzierten Rossen sich stets auszeichneten.

Doch diese glänzenden Bilder waren bald in meiner Erinnerung verlöscht, ich sah selten solche Aufzüge, und meine Gedanken hatten jahrelang eben so wenig mit Ungarn zu thun, als die der Wiener im Allgemeinen. Trotz dem, daß die

Grenze nur wenige Stunden entfernt war, erweckte dies Land äußerst selten die Aufmerksamkeit in eleganten Cirkeln, und wenn dies manchmal doch geschah, so sprach man darüber, wie über China, das durch eine Mauer von der übrigen Welt getrennt ist.

Erst im Jahre 1845 ward meine Aufmerksamkeit mehr auf Ungarn gerichtet, als der ungarische Schutzverein und mehrere polemische Artikel über denselben in der Augsburger Allgemeinen Zeitung zu so lebhaften Discussionen in den Salons führten, wie ich sie früher nicht gehört hatte. Als ich Jemanden fragte, der großen Antheil an der Controverse nahm, was denn eigentlich der Gegenstand der Discussion sei, erhielt ich die Antwort: „Nichts als eine lächerliche Demonstration der Ungarn gegen Oestreich, sie wollen nur ihre eignen Fabrikate tragen, und da sie nichts als grobes Tuch erzeugen und Baumwollstoffe blau färben, kleiden sich die Damen zu den Soireen in diese Stoffe, statt des Wiener Sammtes und der Seide, die sie vorher trugen.“

Dies schien mir zwar eine sehr sonderbare Laune der Ungarn zu sein, doch ich konnte nicht begreifen, warum sie in Wien mit so viel Heftigkeit angegriffen und als Verbrechen den Ungarn angerechnet wurde. Um das Räthsel zu lösen, las ich einige der Artikel dieser Polemik und fand, daß der Stimmführer der Ungarn sich mit viel mehr ruhiger Würde aussprach, als seine Gegner, die häufig in ihren Angriffen persönlich wurden. Ich sah übrigens, der ausgesprochene Zweck der Ungarn sei, die östreichische Regierung durch indirecte Mittel zu zwingen, nachdem die directen, die Vorstellungen des Landtages, ohne allen Erfolg geblieben waren, den Tarif zu ändern, der der ungrischen Industrie augenscheinlich feindlich war. Er machte die Ausfuhr der Erzeugnisse ungrischer Industrie nach Oestreich durch schwere Ausfuhrzölle unmöglich, die bei Tischlerwaaren z. B. sich auf 100 Procent erhoben; bei andren Artikeln war die Ausfuhr in die angrenzenden Provinzen geradezu verboten, z. B. bei Sensen, Blech und selbst Reifeisen, so, daß die Galicianer statt ihre Bedürfnisse aus der nächsten Nachbarschaft, den Ge-

spanschaften von Zips und Gömör, zu decken, sie aus Steiermark kommen lassen mußten. Im directen Gegensatze gegen diese Restrictionen waren die östreichischen Fabricate frei mit einem bloß nominalen Zoll nach Ungarn eingeführt, die französischen und englischen Industrieerzeugnisse dagegen vollkommen ausgeschlossen.

Die Ungarn verlangten daher eine vollständige Anwendung entweder des Freihandelsprincips oder des Schutzsystems, sie protestirten aber laut gegen ein System, das zu gleicher Zeit die fremden Erzeugnisse des Auslandes von Ungarn ausschloß und dabei die ungrische Industrie nicht im Geringsten schützte. Ich verstand zwar nichts von Nationalökonomie, aber diese Schlußfolge schien mir doch logisch zu sein, es wunderte mich nur, von ungrischer Industrie zu hören: ich hatte ja immer gehört, hinter der March und Lavtha dehnten sich ungeheure Ebenen aus, mit großen Heerden und uncivilisirten Hirten, wo einzelne Städte nur wie Oasen der Cultur in der Wüste der Barbarei auftauchten, ein Land voll verborgener Schätze bewacht durch trotzige Natursöhne, die nach der Ansicht eines großen

deutschen Schriftstellers erst über die Theiß gedrängt werden mußten, wie die Rothhäute über den Missisippi, damit deutscher Fleiß diese Schätze heben könne.

Meine Neugierde war daher nicht wenig gespannt, als einer unsrer Bekannten meine Mutter um Erlaubniß bat, den ungrischen Verfasser der erwähnten Artikel der Allgemeinen Zeitung bei ihr einzuführen. „Doch müssen Sie," sagte er, „den groben ungrischen Rock meines Freundes schon entschuldigen, da dieser fest an seinen nationalen Vorurtheilen hängt." Ist es möglich, dachte ich mir, daß ein Ungar so gut deutsch schreibt und dabei so fanatisirt ist! Er kann nicht jung sein, da nur eine lange Uebung ihm eine fremde Sprache so vollkommen mächtig werden ließ, und er muß ein Sonderling sein, daß er an so excentrischen Eigenthümlichkeiten hängt. Das Bild, das ich mir von ihm machte, war natürlich das eines hagern tiefäugigen Mannes von fahler Gesichtsfarbe und bärenhafter Kleidung; doch es glich durchaus nicht dem jungen blühenden Mann, der mir im schwarzem Fracke vorgestellt wurde, nicht minder als jeder andere

Schüler französischer Moden. Wenige Monate darnach ward er mein Mann.

Trotz der hellen Farben, mit denen meine Einbildungskraft jenes Land nun ausmahlte, das bald mein Vaterland werden sollte, sah ich es doch nur im Zwielicht unbestimmter Begriffe, die ich darüber früher mir geformt hatte, und war daher nicht wenig überrascht, als eine neue Welt sich mir eröffnete, schimmernd im Silberlichte einer großen Vergangenheit, und meine neue Heimath mich mit der Purpurpracht des Morgens lieblich begrüßte, als ich an ihrer Schwelle stand.

Wer sollte wohl den Rhein nicht kennen von Düsseldorf bis Mainz; wo ist der Reisende, der nicht entzückt sich an die Rebenhügel und Schloßruinen, an die freundlichen Städtchen und ihre ernsten gothischen Kathedralen am schönen deutschen Flusse erinnerte; ein eigener Zauber der Poesie ruht auf diesen Ufern wie eine Glorie, die sie verklärt, und jeder Dichter, den sein Weg durch diese Gegend führt, beeilt sich, dem Ruhmeskranz des Rheins ein neues frisches Lorbeerblatt beizufügen. Ueber dem Rhein wird aber die Donau ganz vergessen, deren Lauf von

Passau bis hinab in die ungrische Ebene noch viel romantischer und an Naturschönheiten reicher ist, als der Rhein; aber die Sagen und Gedichte, die den Hauptreiz seiner Schloßruinen ausmachen und sie dem Gedächtniß so tief einprägen, sind in Hinsicht der Donaugegenden vollkommen stumm. Den Schatz historischer Erinnerungen, der in den Wellen dieses Stromes ruht, haben die Dichter noch kaum zu heben versucht, das schwere Bleigewicht, das die östreichische Censur dem Flügel des Genius anhing, um ihn an den Boden fest zu ketten, verhinderte jede freiere Bewegung des Dichters und Geschichtsschreibers.

Wenn der Rhein der liederreichste ist von allen europäischen Flüssen, so ist die Donau der klangloseste. Ich hatte ihren obern Lauf von Regensburg bis Wien öfters gesehen, ich war entzückt über die dunkeln Fichtenwälder ihrer Ufer, die bald mit freundlichen Buchen, bald mit sonnigen Weingärten abwechselten. Der prachtvolle ehrwürdige Dom von Regensburg, die Walhalla, dieses Monument der Excentricität unserer Zeit, die Schloßruine Dürrenstein, wo

der gefangene Richard Löwenherz die Stimme des Sängers Blondel erkannte, die fürstlichen Klöster von Mölk und Göttweih auf der Anhöhe, der Strudel und Wirbel der Donauwellen in der Tiefe, das liebliche Linz, alles dieses verband sich in der Erinnerung zu einem wunderbaren Gedicht, in dem die alte Nibelungensage, deren letzter Theil in dieser Gegend spielt, den Hintergrund bildete. Aber hinter Wien, so glaubte ich, hört auch jedes Interesse auf und jede Schönheit; wenn man von Ungarn sprach, so war es stets die fruchtbare baumlose Ebene ohne Wege, ohne Civilisation, durch die die Donau strömt, stumm wie die Wolga durch die asiatische Steppe. Wie war ich daher erstaunt, als uns, von Wien auf dem Dampfschiff nach Pesth hinabgetragen, beinahe die Zeit mangelte alle Erinnerungen fest zu halten, die sich an die Ufer knüpfen, die an uns vorüber flohen. Mein Mann, der, wie alle Ungarn, in den Schulen die Geschichte mit Vorliebe studirt hatte, kannte natürlich die Donauufer viel besser als die Elegants der Wiener Gesellschaft, für die, dem östreichischen Studien-

system zufolge, die Geschichte ein verschlossenes Buch war.

Kaum hatte das Dampfschiff die schöne Praterau verlassen, so machte er mich auf Kaiserebersdorf aufmerksam, einst das Hauptquartier des ungrischen Königs Matthias Corvinus auf seinem Zuge gegen Oestreich, in dem er Wien eroberte und für einige Jahre zur Hauptstadt seines Reiches machte; später das Hauptquartier Kaiser Napoleons im Jahre 1809, ehe die verhängnißvollen Schlachten von Aspern und Wagram geschlagen wurden, in denen den ungrischen Regimentern die Ehre des Tages zu Theil wurde. Wer konnte damals glauben, daß nach wenig Jahren nur eine kleine Strecke weiter hinab bei Mannswörth und Schwechat, deren Kirchthürme wir sahen, eine Schlacht zwischen Oestreichern und Ungarn werde geliefert werden!

Weiter hinab liegt das schöne Schloß der Grafen Traun in Petronell, mitten im Park, wo ehemals das römische Carnuntum stand. Es war eine der Hauptstationen der römischen Donauflotte, ein wichtiger Punkt, um die Markomannen im Zaum zu halten, ein Lieblingsaufenthalt des

philosophischen Kaisers Marc Aurel. Noch sehen wir auf der Säule Antonins in Rom ein Bild dieser römischen Pflanzung, wunderbare Säulengänge führen hinab an's Ufer, Tempelgebäude und Thermen schmücken dasselbe, in der Höhe prangt das Theater, der Fluß ist belebt mit Schiffen. Doch die Römerherrlichkeit ist begraben, ein einziger hochgewölbter Bogen, den das Volk das Heidenthor nennt und einzelne Bronz-Anticaglien, die der Pflug manchmal aufwirft, erinnern allein an die alte Schönheit. Der Fluß ist todt, und bloß von dem täglichen Dampfschiff durchfurcht; denn die östreichisch-ungrische Zollgrenze, die wenig Meilen tiefer besteht, hemmt jeden Grenzverkehr zwischen Oestreich und Ungarn auf der Donau. Kein Schiff, das aus Ungarn kommt, nicht einmal das Dampfschiff, darf an einem andern Orte landen, als in Haimburg oder Wien, wo Zollämter bestehen, und wenn der Graf Traun von seinen Gütern in Ungarn nach Hause reiset, darf er vom Dampfschiff nicht in sein Schloß, — er muß zu Lande fahren, oder den Umweg nehmen über Wien.

Nicht weit von Petronell erinnert ein hoch-

aufgeworfener Erdhügel (Tumulus) an das gewaltige Hunnenreich des Attila, den die modernen Schriftsteller ganz einseitig bloß als einen verheerenden asiatischen Häuptling behandeln, während ihn die Sage von dem äußersten Norden durch alle germanische Völker bis zum romanischen und slavischen Süden mit Zügen des schönsten Edelmuthes, der größten Toleranz und jener Ritterlichkeit schmückt, die der Romane Carl dem Großen, der Walliser dem König Arthur zuschreibt. So viel ist sicher, daß er der Vater der Telegraphie in Europa ist. Von seinem doppelten Sitze, dem nomadischen Zelt an der Theiß und der prachtvollen Etzelburg (dem alten Aquineum jetzt Ofen an der Donau), waren überall strahlenförmig bis an die Grenzen seines Reiches auf natürlichen oder künstlichen Hügeln Wachtposten aufgestellt, die durch Zeichen sich verständigten, und jede Nachricht mit der größten Schnelligkeit zum Sitze Attila's beförderten. — Der hohe Erdhügel bei Petronell ist einer jener Wachtposten, von denen die alten Chroniken erwähnen.

Weiter hinab schaut vom steilen Hügel die Ruine des Schlosses Haimburg auf die Donau,

die östreichische Grenzfestung gegen Ungarn, während schräg gegenüber auf dem letzten senkrechten Felsen am Einfluß der March in die Donau die Ruinen der Bergfeste Theben sichtbar sind, des Grenzschlosses von Ungarn. Die Schloßruine Haimburgs gehört jetzt zu den Anlagen eines Landgutes, das vor ungefähr zwanzig Jahren die Exkönigin von Neapel Caroline, die unglückliche Witwe des Reiterkönigs Murat, als Gräfin Lipona besaß; am Donauufer aber erhebt sich das Fabrikstädtchen Haimburg, dessen mittelalterliche feudale Mauern jetzt als Zollschranke und Mittel zur Verhinderung des Schmuggels dienen; denn Haimburg ist der Sitz der großen Aerarial-Tabackfabrikation, wo der ungrische Taback für den Verbrauch der Erbstaaten künstlich zugerichtet wird; es wird ihm nämlich durch Beizen ein eigenthümlicher schlechter Geruch mitgetheilt, durch den er sich von dem unverdorbenen ungrischen Taback gleich unterscheidet, so daß in der ganzen Monarchie jeder feinriechende Zollbeamte augenblicklich jene Raucher herausriecht, die echten ungrischen Taback verbrauchen, und sie nöthigenfalls, wenn sie sich nicht durch einige

Zwanziger oder eine Tabacksbollette legitimiren, zur Verantwortung ziehen kann.

Das Felsenschloß Theben war vor dem Jahre 1809 bedeutend mahlerischer; die Franzosen sprengten damals den größten Theil der schönen Ruine aus Muthwillen und Uebermuth in die Luft, aber ein schönes, achteckiges Thürmchen, das eine senkrecht über die Donau sich erhebende schmale Felsenspitze krönt, entging der Zerstörung und bildet die schönste Zierde der herrlichen Landschaft. — Der alten Sage nach war Theben in vorungrischer Zeit, in der Epoche des slawischen Königs Swatopluk der Sitz seiner Tochter Devojna, die mit ihren Amazonenartigen Jungfrauen hier lebte, und als sie durch ihren Vater zu einer Heirath gezwungen wurde, aus dem Fenster des Wasserthürmchens sich in die Donau hinabstürzte. [1])

In den Zeiten der Religionskriege in Ungarn hatte Bocskay, der Führer der Protestanten, 1606 Theben besetzt, und als die Oestreicher

---

[1]) Ein eigenthümlicher Zug in den Slawensagen sind die Amazonenköniginnen Libussa, Wanda, Wlasta, Devojna.

Nachts eine Flotille mit Truppen nach Preßburg hinabsandten, wurde sie von der Höhe in Brand geschossen: die Truppen stürzten sich in die Donau, und statt des kaiserlichen Heeres brachte nur eine Reihe von flammenden Schiffen nach Preßburg die Nachricht von dem vergeblichen Versuch Kaiser Rudolphs, seine Macht über die March wieder herzustellen.

Kaum eine Meile tiefer liegt der verfallene Thurm von Wolfsthal auf der rechten Seite der Donau, an dem jene Ungarn, die 1526 den östreichischen Ferdinand zum König von Ungarn gewählt hatten, ihn in feierlicher Deputation empfingen und ihm das Versprechen abnahmen, daß er die Constitution und die Gesetze Ungarns stets heilig halten wolle.

Eine Reihe von Waldhügeln und Weinbergen zieht sich von Theben bis Preßburg, das an den Abhängen des Schloßberges mahlerisch zu den flachen Ufern der Donau sich hinabzieht. Die Stadt ist weder schön noch alterthümlich gebaut, doch die Schönheit ihrer Lage und Umgebungen, so wie ihre historischen Erinnerungen machen sie bemerkenswerth. Es ist die Krönungs-

stadt Ungarns, auf ihrem Platze schwört der König auf seinem Krönungszuge unter freiem Himmel, vor dem versammelten Landtag und Volke, Treue der Constitution und ein kleiner künstlicher Hügel an der Donau ist der Ort, auf dem der König zu Pferde das Schwert des heil. Stephan nach allen Weltgegenden schwingt, um symbolisch anzudeuten, daß er die Integrität des Landes, mag sie von welcher immer Seite gefährdet werden, stets vertheidigen wolle. Preßburg war auch der gewöhnliche Sitz des Landtags; es war der Schauplatz jener merkwürdigen Scene, die die Loyalität der Ungarn auf die glänzendste Weise bewies, als Maria Theresia 1741 im September von dem größten Theile Europa's angegriffen, bei dem ungrischen Landtag um Schutz flehte. Die Bayern waren schon in Linz, die Preußen in Schlesien, Prag war auf dem Punkt, sich dem Feind selbst zu überliefern. In Deutschland hatte man den Prätendenten Carl von Bayern zum Kaiser gewählt, als die schöne jugendliche Königin vor die versammelten Stände Ungarns in Preßburg trat, in lateinischer Rede ihre verzweifelte Lage darstellte und wie ihre einzige Hülfe nur in der

Loyalität der Ungarn läge. Unter den versammelten Magnaten und Abgeordneten waren noch Manche da, die unter Rákóczy die Waffen gegen das Haus Oestreich getragen hatten, und eine große Anzahl von Söhnen und Enkeln der verfolgten Patrioten aus der Epoche des grausamen Leopold des Ersten; alle hatten aber das Unrecht der Vergangenheit in diesem Augenblick vergessen und einstimmig riefen sie: „Blut und Leben für unsern König Maria Theresia!“ — ganz Ungarn bewaffnete sich, und zog in's Feld. Die großartige Scene hatte aber der schönen Königin so gefallen, daß sie es bedauerte, daß der Königsgemahl, später Kaiser Franz der Erste, nicht zugegen war bei diesem Ausbruch des Enthusiasmus; die ganze Vorstellung wurde daher noch einmal in Gegenwart der fremden Gesandten und ihres königlichen Gemahls wiederholt, und um dieser Wiederholung einen hinreichenden Grund zu geben, nahm die Königin ihr Windelkind, den Erzherzog Joseph auf den Arm, und empfahl ihn dem versammelten Reichstag. Nochmals donnerte das „Vitam et sanguinem“ durch die Halle, es war aber nicht mehr der frische Enthusiasmus,

wie bei dem erstenmale, es war eine gemachte Staatsaction, nicht der naive Ausdruck des Gefühls. — Die ungrischen Truppen und Generale der Königin retteten sehr bald ihren Thron, und die Nachfolge für das Kind, das sie dem Reichstag empfohlen hatte; als aber dieses zur Regierung gelangt war, da war seine ganze Politik ausschließlich dahin gerichtet, die ungrische Constitution zu vernichten, und ein einheitliches Oestreich neu aufzubauen. Drum wird der Ungar gewöhnlich bitter, wenn er sich der Zeiten Maria Theresia's erinnert, denn er erinnert sich zugleich jenes Dankes, der ihm für seine Aufopferung von Joseph dem Zweiten zu Theil wurde.

Unter Preßburg werden die Ufer der Donau ganz flach, man sieht von beiden Seiten die kleine ungrische Ebene, fruchtbares Weide- und Ackerland, vielfach durchschnitten durch verschiedene Arme der Donau. In der Ferne erhebt sich mehrere Stunden weiter hinab die Benediktiner-Abtei auf dem Martinsberge (Mons Pannoniae) von Stephan dem Heiligen gegründet, in früheren Jahrhunderten ein Mittelpunkt theologischer Bildung in Ungarn. Hier war es, wo

Arpád, der Fürst der nomadischen Ungarn, sich rings umsah, nachdem er die Kriegsmacht Swatopluk's gebrochen hatte, und er fand die weite Ebene, die der Berg beherrscht, so reizend, die Weide so fett und das Wasser der Donau so schmackhaft, daß er beschloß, sich hier anzusiedeln, und ein neues Reich zu gründen. — In der Klosterkirche wird aber der marmorne Thronsessel Stephans des Heiligen, d s ersten Königs von Ungarn, aufbewahrt, und das Volk an der Donau schreibt demselben wunderbare Heilkräfte zu. Am 20. August strömt die Masse der katholischen Wallfahrer hieher, wo sie, nach gehörter Messe und abgelegter Beichte, einer nach dem andern, sich in den Sessel hineinsetzen mit der festen Ueberzeugung, daß sie dadurch von allen Kreuzschmerzen erlöst werden. Bei dem großen Andrang der Wallfahrer geschieht es häufig, daß einige zwei bis drei Tage lang warten müssen, bis die Reihe an sie kömmt, und ihnen den Sitz im rothen Marmorsessel gewährt.

Rasch fuhren wir an der Stadt und Festung Komorn vorbei, die bei ihrer tiefen Lage durchaus nicht geeignet ist, jene Idee der Unüberwind-

lichkeit einzuflößen, die an ihren Namen geknüpft ist. Nie ward diese Festung durch einen Feind genommen, und mit Recht steht an ihrem Wall auf der Westseite die Bildsäule einer Jungfrau, die dem Feind zum Hohn eine Feige zeigt.

Unter Komorn erreichten wir bald links Zsitvatorok, wo unter Leopold dem Ersten der erste günstige Friede mit den Türken geschlossen wurde; rechts die flachen Weinhügel von Almás und Neszmély. In letzterem Ort, berühmt durch seinen Wein, starb König Albrecht von Ungarn, der erste Erzherzog Oestreichs, der (durch Heirath) die Krone Ungarns erlangte (1437); er konnte das ungrische Clima nicht vertragen und starb an einer Krankheit, die er sich durch den übermäßigen Genuß der Wassermelonen zugezogen hatte. Es scheint, die Prinzen des Hauses Oestreich fürchten noch immer das Schicksal ihres Ahnherrn; denn trotz dem, daß es jeder der Könige von Ungarn bei seinem Regierungsantritt stets versprochen hatte, einen Theil des Jahres immer in Ungarn zuzubringen, hat seit dreihundert Jahren noch keiner von ihnen dieses sein Versprechen wirklich gehalten. In der Ferne be-

grenzen die Vértes-Gebirge (Schildberge) den Horizont, wo im Jahre 1051 die Truppen des deutschen Kaisers Heinrich des Dritten, als dieser den König Peter, den Deutschen, den Ungarn aufdrängen wollte, und das Reich zum Lehen des deutschen Kaiserthums zu machen versuchte, durch die Ungarn in wilde Flucht geschlagen, so daß sie ihre Rüstungen alle wegwarfen, um leichter fliehen zu können, wodurch dem Gebirge der Name der Schildberge wurde.

Unter Neszmély beginnen die ausgedehnten rothen Marmorbrüche am Donauufer; im Dorfe Piszke ist jeder Thürstock, jede Hausschwelle von Marmor, das Dorf aber trotz des Marmorreichthums von dem ärmlichsten Aussehen. Bald aber heben sich von beiden Seiten die Ufer, und in der Ferne beherrscht der neue Dom von Gran die Gegend. Es ist ein colossales Gebäude, auf einer steilen Anhöhe, in dem die ganze Bevölkerung des Städtchens Gran vollkommen Platz finden könnte. Eine gewaltige Kuppel krönt den hohen Bau, aber die Architektur dieser größten Kirche von Ungarn ist eine ganz eigenthümliche, die die Freunde der Kunstgeschichte einst in nicht

geringe Verlegenheit setzen wird. Sie findet unter allen Baudenkmahlen der Welt nur zwei, an die sie sich reihen kann, nämlich die National-Gallerie auf Trafalgar Square, und die spitzige Kirche an dem Ende von Regent Street in London. Ich glaube, es ist ein eigenthümlicher slowakischer Baustyl, der dem Bauherrn, dem Erzbischof und Primas Alexander Rudnay nicht zur höchsten Ehre gereicht. Freilich sollte nach dem Originalplane sich an die Cathedrale noch ein prachtvoller erzbischöflicher Pallast, und ein Seminar anschließen, daneben überdies von beiden Seiten die Wohnungen von vier und zwanzig Domherrn; da aber die colossalen Revenuen des Erzbisthums seit mehr als zwanzig Jahren nicht hinreichten, die Kirche selbst zu beenden, so wird, besonders unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen, der ursprüngliche Plan wohl kaum ausgeführt, und das ästhetische Gefühl der Donaureisenden nicht noch mehr verletzt werden. Von der Ferne nimmt sich übrigens das hohe Kuppelgebäude, mit dem blinkenden Goldkreuz an der Spitze, recht mahlerisch aus. — Hier war es, wo im Jahre 1000 Stephan der Heilige den Herzog von Sümegh

Kupa, den Anführer jener Ungarn, die dem Christenthum und Königthum sich widersetzten, und ihren alten Glauben mit der alten losen Stammesverfassung gegen die Usurpation Stephans verfochten, — auf's Haupt schlug. Dieser Sieg machte die Ungarn zu einem europäischen Volke, und führte sie ein in die Völkerfamilie westlicher Civilisation. Vor der Schlacht ließ sich noch Stephan von dem Anführer seines Heeres, dem deutschen Ritter Wenzelin von Wasserburg, nach der Art des Westens zum Ritter gürten: denn es war nicht nur das Christenthum, aber auch die Ideen der ritterlichen Ehre und der europäischen Civilisation, die König Stephan annahm; ungleich darin den Russen, bei denen bloß das Christenthum einen Eingang fand, nicht aber der Begriff der Ehre, der Verpflichtung zum Kampf für Ideen, nicht nur für materielle Interessen, und der Drang zur Forschung. Beide Völker erhielten ihren Typus bis in unsere Zeit, die Ungarn blieben die ritterlichen Vorkämpfer europäischer Freiheit, die Russen die Söldlinge des asiatischen Stillstandes.

Ein charakteristischer Zug der Donauansichten

in Ungarn sind die Schiffbrücken. Wir sehen sie bei Preßburg, Komorn und Gran; sie sind die einzigen Communicationsmittel zwischen den beiden Ufern für die Dauer von neun Monaten, drei Monate lang muß man über das Eis gehen, oder bei gelindem Wetter mit Gefahr zwischen den Eisschollen auf schwankenden Kähnen sich durchwinden. Die Donau duldete von Wien aus kein bleibendes Joch; die Trajansbrücke an der serbischen Grenze wurde sehr bald durch die Gewalt des Stromes gebrochen, und erst in neuerer Zeit munterte der ungrische Unternehmungsgeist, griechische und jüdische Capitalien, und die englische Geschicklichkeit auf, eine Brücke von Ofen nach Pesth zu bauen, die ein Wunder der Welt ist und die größte Weite überbrückte, die je in einem Bogen überspannt wurde.

Von Gran bis Pesth ist die Donaugegend reizend. Trachytkegel heben sich hier steil und buschig vom Wasserspiegel bis zu bedeutender Höhe und der breite Strom windet sich in mannigfaltigen Krümmungen durch das enge Gebirge, bei jeder Windung eine andere Ansicht darbietend, bald gleicht er einem Gebirgssee, bald sehen

wir seinen Lauf auf bedeutende Strecken, die Berge treten zurück und lassen breiten grünen Thälern Raum. Die schönste Zierde dieser Gegend sind aber die Ruinen des Schlosses Visegrád (Blendenburg). Es ist, wie Theben, eine jener Burgen aus der Slawenzeit, die die Ungarn im Lande vorfanden. In der ersten Epoche unserer Könige aus dem Stamme Arpád's ist Visegrád nur als Gefängniß des Königs Salomon bekannt, wo den leichtsinnigen Tyrannen sein ausgezeichneter Vetter Ladislav der Heilige festhielt. Der Volkssage zufolge verfluchte der gefangene König von der Höhe des Thurmes das Volk, das sich von ihm abgewandt hatte und weihte es ewigem Zwiespalt. — Aber im vierzehnten Jahrhundert, unter der Regierung der glänzenden Anjous, war die Höhe von Visegrád der Königssitz Ungarns, die kahle Fläche, die sich jetzt an der Felsenkuppel hinabzieht, war damals ein großer Blumengarten, auf der obern Fläche des Berges wurden glänzende Turniere gehalten, die jetzt düstern Ruinen waren damals die heitere Residenz des mächtigsten Königs seiner Zeit, denn Ludwig von Anjou war König von Pohlen

und Ungarn, Herr der Donaufürstenthümer und Souzerain von Neapel; sein Reich erstreckte sich vom Baltischen Meere bis zum Schwarzen und Adriatischen, und sein Einfluß bis an den Pharus.

In der Zeit des ersten Anjou-Königs Carl Robert (dessen Vater Carl Martell, auch ein Prätendent der ungrischen Krone, der Freund Dante's war und von diesem in seinem Paradiso verherrlicht wurde) war Visegrád der Schauplatz einer furchtbaren Tragödie. Clara, die Tochter Felician Zach's, eines der mächtigsten Reichsbarone und Kronbeamten, Hoffräulein der Königin, ward das Opfer der Verführung Casimir's, des Prinzen von Pohlen, des ausschweifenden Bruders der Königin, die, von schwesterlicher Liebe verblendet, dem Verbrechen nicht fremd war. Als Felician die Schandthat erfuhr, stürzte er in den königlichen Speisesaal, um blutig die Ehre seiner Tochter zu rächen; doch Casimir war schon geflohen, Felician fand nur die Königin, ihren kleinen Sohn auf dem Schooße, allein bei der Mahlzeit, und führte mit dem Schwert einen Hieb gegen sie. Unwillkührlich hatte sie die Hand erhoben, um das Kind vor dem Streich zu schützen;

Felician's Schwert traf daher nicht ihr Haupt, sondern verstümmelte nur ihre Finger, der Erzieher des Königs Poháros von Kapivár („der Becherheld," wahrscheinlich ein Spottname) entwaffnete ihn. Der König strafte dies Attentat auf die furchtbarste Weise, nicht nur Felician, auch die unglückliche Clara, und alle ihre nächsten Verwandten wurden auf das grausamste hingerichtet und das ganze Geschlecht der Zach seiner Güter beraubt und aus Ungarn verbannt. Die Stände des Reichs wurden ausdrücklich zusammenberufen, um diese Verbannung zu bestätigen. Aber trotz der gesetzlichen Sanction dieses Justizmordes lebt in der Umgegend noch jetzt, nach fünf hundert Jahren unter dem Volke die Sage von der schönen Clara, dem unschuldigen Opfer der Grausamkeit eines Königs, dessen weise Institutionen, besonders durch die Regelung des Handels und Städte-Wesens, in Ungarn nur der Historiker kennt. Nicht mit Unrecht bemerkt ein deutscher Dichter, daß die Erinnerung des Druckes und der Grausamkeit viel länger dauert, als die der Wohlthaten: der Baum verewigt den Namen desjenigen, der ihn mit scharfem Eisen in seine

Rinde eingegraben hat, während Niemand den Namen des Gärtners kennt, der ihn gesetzt und gepflegt hat.

Je mehr der Reisende sich der Hauptstadt des Landes, den Schwesterstädten Ofen und Pesth nähert, um so häufiger werden die Erinnerungen an die Türkenzeiten und Bürgerkriege, an die Grausamkeiten der deutschen Generale gegen die Ungarn und ihre Feigheit gegen die Türken. Nur der Prinz Eugen von Savoyen, Prinz Carl von Lothringen und der Markgraf von Baden bildeten in dieser Hinsicht eine ehrenvolle Ausnahme.

Ganz nahe an der Hauptstadt finden wir wieder gewaltige Römerruinen, die Wasserleitung von Aquincum, ebenfalls eine Hafenstation der römischen Donauflotte, nur eine Viertelmeile höher als die jetzige Schiffswerfte der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft. Später stand hier die Burg Attila's, hochberühmt in den nordischen Sagen, der Schauplatz der Catastrophe des Nibelungenliedes.

Siegfried, der Burgundenkönig, der Drachentödter, wie der klassische Achilles nur an einer Stelle verwundbar, wird am Rhein auf Befehl seines Schwagers Günter ermordet, und sein un=

ermeßlicher Schatz, an dem ein Fluch lastet, in den Rhein versenkt. Seine Witwe, die schöne Krimhilde, vermählt sich darauf dem mächtigen Attila, und ladet ihre Brüder zu einem Fest an die Donau. Sie kommen hinab nach Ofen in die Etzelburg, wo beim Königsmahle auf Veranlassung Krimhildens sich ein Streit entspinnt, Attila's Bruder Blödel wird getödtet, die Rheinländer angegriffen, wehren sich bis auf den letzten Mann, und kommen endlich unter dem Schutte des den Flammen übergebenen Festsaales alle um, doch mit ihnen auch Krimhilde, die, als sie die Sterbenden verhöhnt, von dem grimmigen Hagen niedergehauen wird. Das ist die grause Rache Krimhildens, eine Sage, die wir in verschiedener Ausbildung, von Island angefangen durch alle germanische Völker verfolgen können. In Ungarn ist jede Tradition von ihr erloschen, oder vielleicht nie vorhanden gewesen; der ungrische Attila ist ganz verschieden von dem Etzel der nordischen Sage, obgleich es keinem Zweifel unterliegt, daß dieselbe historische Erscheinung der Ursprung der germanischen wie der ungrischen Tradition sei.

Nicht weit von der Anhöhe, auf der einst die Etzelburg stand, und die jetzt das Militärre-convalescentenhaus Kleinzell trägt, fällt ein kleiner Bach in die Donau; in seinem Thale liegt, den Chroniken zufolge, der Begräbnißplatz Arpád's, des ersten Ungarfürsten, der seine Zelte, auf nomadische Art, auf der Donauinsel Csepel aufgeschlagen hatte, wo seine Pferde weideten.

Die Lage der Schwesterstädte Ofen und Pesth, an den beiden Ufern der Donau, ist eine der mahlerischesten. In der Sandfläche links, die sich unabsehbar ausdehnt, vergrößert sich Pesth, die lebendige Handelsstadt, von Tag zu Tag; elegante Paläste fassen die Ufer ein; charakteristisch aber ist der Mangel an Kirchthürmen und alterthümlichen Gebäuden, es ist eine durchaus moderne, nicht monumentale Stadt. Gegenüber auf der Fläche eines steilen, grünen Hügels steht die Festungsstadt Ofen, mit engen Gassen, vielen Kirchen und Palästen, der wahre Gegensatz von Pesth. Der Festungshügel ist aber nach allen Seiten von andern Anhöhen umgeben, an deren Fuß sich bescheidenere Stadttheile hinziehen,

während auf ihren Höhen die Landhäuser und Gärten der Pesther den Anblick verschönern.

So wie Visegrád der Königssitz der Anjou's war, so ist Ofen durch König Matthias Corvinus verherrlicht; zu seiner Zeit, in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, überstrahlte der Hof von Ofen alle andern Königssitze Europa's. König Matthias umgab sich gern mit ritterlichen Helden; ganz Europa erkannte in ihm den Vorkämpfer und die mächtigste Stütze des Christenthums gegen die Türken, und seine westlichen Nachbarn Podiebrad von Böhmen und der deutsche Kaiser Friedrich von Oesterreich hatten es beide gefühlt, was es heiße, den König von Ungarn zu verletzen. Dabei standen die Zierde der Gelehrsamkeit und der Künste Italiens im Briefwechsel mit dem König, und Martius Galeotti, dessen der Leser sich wohl noch aus Sir W. Scotts Quentin Durward erinnert, lebte viele Jahre am Hofe Matthias; sein Werk „De dictis gestisque Matthiae" ist eine Fundgrube für charakteristische Züge aus dem romantischen Leben des großen Ungarkönigs.

Die Sandfläche um Pesth herum, Rákos ge-

nannt, spielt die wichtigste Rolle in der Geschichte von Ungarn; es war, mehrere Jahrhunderte hindurch, der gewöhnliche Versammlungsort der Landtage; der niedere Adel, und die Städtedeputirten lagerten in Zelten auf der Ebene, der hohe Adel berieth sich mit dem König im Ofner Schloß. Natürlich knüpfen sich zahllose Erinnerungen an diese Gegend; aber zwei Ereignisse vor Allem sind noch jetzt bei dem Volke unvergessen: Die Hinrichtung von Ladislav Hunyady, und die Königswahl seines Bruders Matthias.

Johann Hunyady, der große Gubernator von Ungarn während der Minderjährigkeit Ladislav's des Nachgebornen, des Sohnes des zu Neszmély verstorbenen östreichischen Albrecht, war in der Glorie des Sieges gestorben, wenig Wochen nachdem er die Grenzfestung Ungarns Belgrad, die von den Türken belagert war, entsetzt hatte. Sein Sohn, der vierundzwanzigjährige Ladislav, blieb im Besitz der Festung. Der König sah sie ungern in den Händen des populärsten Mannes von Ungarn, der trotz seiner Jugend sich im Feld schon bedeutend ausgezeichnet hatte; er suchte sich durch List in Besitz derselben

zu setzen. Von deutschen Truppen begleitet ging er hin, um sie selbst von Hunyady zu übernehmen; als er aber mit seinem Gefolge über die Zugbrücke geritten war, ward diese rasch in die Höhe gezogen, und den deutschen Söldnern der Eingang verweigert; denn nach uraltem Gebrauche durfte in die Grenzfestungen nie eine fremde Besatzung eingeführt werden. Der König sah, daß Hunyady unter seinem Kriegsvolk vollkommen sicher sei, und beschloß daher, ihn durch Meuchelmord aus dem Wege zu schaffen. Ulrich Graf von Cilly, der Rathgeber und mütterliche Oheim des Königs, suchte einen Streit mit Ladislav Hunyady, bei dem er ihn unversehends niederzuhauen versuchte. Doch ein Goldring am kleinen Finger des jungen Helden hielt den Hieb auf, und Graf Ulrich ward durch die herbeieilenden Freunde Hunyady's getödtet. Ladislav überbrachte die Nachricht von diesem verhängnißvollen Ereigniß dem König, und flehte um Verzeihung, die ihm der König sogleich gewährte; aber die Mutter Ladislav's, die Witwe des großen Gubernators, kannte den Characterzug der Familie des Königs, und ruhte nicht eher, als bis dieser

zur Bekräftigung der Verzeihung mit ihrem Sohne zu Temesvár, gemeinschaftlich das Sacrament nahm, und mit ihm die geweihte Hostie theilte. Nach einigen Tagen, während denen dem König zu Ehren glänzende Turniere gefeiert wurden, reiste dieser nach Ofen zurück, wohin ihm Ladislav Hunyady bald nachfolgte, der auf Veranstaltung des Königs sich mit der Tochter des Palatins Gara vermählen sollte, um so der alten Fehde, die zwischen den zwei gewaltigsten Häusern Ungarns, den Hunyady's und Gara's gewüthet hatte, ein Ende zu machen. Glänzende Feste sollten der Vermählung vorangehen, und beide Söhne des alten Hunyady erschienen in Ofen, trotz dem, daß der Vater von dem Gefühl durchdrungen, sein Name und seine Popularität seien eine viel zu gefährliche Erbschaft für die Söhne, es ausdrücklich verordnet hatte, daß nie Beide zugleich an demselben Orte weilen sollten. Kaum waren sie mit ihrem Gefolge in Ofen eingezogen, als sie auch gleich auf Befehl des Königs verhaftet wurden. Matthias, der jüngere, wurde zwar durch seine Freunde aus dem Kerker gerettet, und zu Podiebrad nach Böhmen ge-

bracht, der dort dieselbe Rolle spielte, wie der große Hunyady früher in Ungarn; aber Ladislav wurde ohne Proceß verurtheilt, hingerichtet zu werden. Als Bräutigam geschmückt, ging der junge Held zum Richtplatz, und so groß war die Bestürzung und das Mitleid um den jungen Helden, daß selbst die sichere Hand des Henkers zitterte, und er mit drei Hieben nicht im Stande war, das Haupt vom Körper zu trennen; Ladislav raffte sich empor und sagte: „Nach dem Gebrauch meines Vaterlandes bin ich frei, nach dem dritten Hieb hat der Henker keine Macht über mich." — Das versammelte Volk umringte ihn und wollte ihn jubelnd nach Hause begleiten, aber durch den Blutverlust erschöpft strauchelte der Unglückliche, verwickelte sich in seinen langen Purpurmantel, und stürzte zu Boden, wo ihn der Henker rasch tödtete. Wenig Monate darauf starb der König in Prag plötzlich am Vorabend seiner Hochzeit — und es ging die Sage, seine Geliebte, die schöne Agnes, habe ihn aus Eifersucht vergiftet, indem sie einen Apfel mit ihm theilte, den sie mit einem Messer zerschnitten hatte, an dem die eine Fläche vergiftet war.

Der Thron von Ungarn war erledigt, und das Volk versammelte sich zur Königswahl auf dem Rákos. Die Großwürdenträger des Reichs waren in Ofen versammelt, und Intriguen für die Interessen der Nachbarkönige wurden eifrig gesponnen; doch ein plötzlicher Frost stellte die Communication zwischen den zwei Ufern der Donau rasch her; Hunyady's Anhänger, vierzigtausend an der Zahl, unter der Anführung Szilágyi's, des Oheims des jungen Matthias, lagerten sich auf dem Donaueise und als ihr Ruf: „Es lebe König Matthias!" zum Schloß hinauftönte, fanden es die Reichsbarone am zweckmäßigsten, die Krone dem noch minderjährigen Sohn Johann Hunyady's zu geben. Eine Gesandtschaft wurde zu Podiebrad geschickt, die den jugendlichen König abholen sollte, aber Podiebrad entließ den vierzehnjährigen Matthias nicht, bevor dieser seine Tochter Kunigunde (die die Ungarn dann Catharina nannten) geheurathet hatte.

Die romantische Geschichte des Königs Matthias gehört nicht hieher, er blieb der populärste aller Könige von Ungarn, und das Volk sagt noch jetzt, wenn es das Opfer einer Ungerechtig=

keit wird: „Gestorben ist König Matthias, und mit ihm die Gerechtigkeit.“ —

Ich habe länger bei der Donaureise von Wien nach Pesth verweilt, denn wenn sie für jeden Reisenden, der den geschichtlichen Boden kennt, den er durchfliegt, von dem höchsten Interesse sein muß, so war sie für mich, als der Eintritt in mein neues Vaterland, in dem ich die vier glücklichsten Jahre meines Lebens verlebte, noch viel wichtiger, und prägte sich mit unauslöschlichen Zügen meiner Erinnerung ein.

Zweites Kapitel.

Das Schloß, das wir gewöhnlich bewohnten, lag in einem fruchtbaren durch sanfte Hügel unterbrochenen Thale, es beherrschte die ganze Gegend, die zum Park zu gehören schien, denn nur ein tiefer Bach trennte diesen von den durch weidende Kühe belebten Wiesen, die sich bis an die Silberlinie der Eipel hinzogen. Hinter dem Flusse aber lagen in weitem Halbkreis acht Dorfschaften auf der Hügelreihe, deren Thurmspitzen uns freundlich begrüßten; im Hintergrunde aber erhoben sich dunkle Gebirgsmassen mit eigenthümlicher trachytischer Glockenform, scharf sich vom Horizont trennend, ein schöner Gegensatz zu dem grünenden Thal und den freundlichen Hügeln, bedeckt mit goldner Saat und üppiger Rebenflur.

Dieses gemüthliche Bild war für das Auge, was ein Vatersegen für das Herz, es war unmöglich seinem milden erfrischenden Einfluß zu widerstehen.

Das Schloß von Szécsény war ein stattliches Gebäude, im 18. Jahrhundert an die Stelle der Ruine der alten Festung gebaut, es steht gebietend an einer steilen Terrasse, die durch Gruppen von Orangebäumen und Rosen beschattet war, zwei Reihen von Stufen führten hinab in den Park. Wir hatten das Gut 1846 gekauft und fanden dasselbe, so wie das Schloß und dessen Umgebungen sehr vernachlässigt, aber der schönste Schmuck des Parkes, die ehrwürdigen Jahrhunderte alten Linden, Pappeln, Ulmen und Eichen, die dunklen Erlen am Teiche, die Fichten und Föhren auf der Höhe, die freundlichen Buchen und Birken gaben dem moosigen Grund ein Ansehn von stattlicher Würde, ihr Schatten verdeckte den vernachlässigten Rasen. Da diese alten Stämme noch kräftig da standen, war es nicht schwer den Park im alten Glanz wieder herzustellen.

Ein kühler schattiger Pfad führte aus dem Parke durch dichtes Gebüsch hinauf zu dem kleinen Blumengarten, wo blühende Rosenlauben unsere Kinder mit ihrem Dufte bewillkommneten, die hier den größten Theil des Tages sich der Blumen erfreuten, selbst blühend wie die rosigen Gegenstände ihrer Spiele. — In diesem anziehenden Garten stand das elegante Gewächshaus, durch welches das moderne Schloß mit einem alten runden Festungsthurm verbunden war, es war eins der Reste der alten Veste, die im 17. Jahrhundert in der Hand der Türken war. Nur drei solche Thürme überdauerten die verfallenen Mauern, der erste dieser Thürme war unter den Türken als Moschee benutzt worden, wozu sein Inneres mit leichten Halbsäulen verziert sich besonders eignete; durch eine Oeffnung im durchbrochenen Gewölbe und ein großes Fenster an der Seite fällt das Licht hinein, und die Aussicht auf die herrliche Landschaft ist selbst ein beredtes Gebet der Natur. — Später wurde die türkische Moschee zu einem kühlen Frühstückspavillon umgewandelt, wir weihten denselben zur protestantischen Kapelle, der einzigen in Szécsény, denn die Mehrzahl der

ungrischen Bewohner des Ortes war katholisch, doch jenseits der Eipel lagen mehre slawische Ansiedelungen, alle protestantischen Glaubens und diese füllten den Raum, wenn Gottesdienst gehalten wurde.

Ein zweiter Thurm am andern Ende des Parkes war weniger mahlerisch, er war nicht umschlungen von üppigem Epheu wie der erste, auch war seine Bestimmung eine verschiedene. Unter dem frühern Besitzer war es ein Kerker, in den die Criminalgefangenen der Herrschaft gesperrt wurden, denn sie besaß die feudale Gerichtsbarkeit erster Instanz. Wir legten durchaus keinen Werth auf das Vorrecht und übergaben daher, sobald wir in den Besitz des Gutes kamen, die Gerichtsbarkeit dem Comitate, wo die Gefangenen in einem großen Zellengefängniß, das der Adel auf eigne Kosten erbaut hatte, nach pennsylvanischer Art behandelt wurden. Für uns war es sehr angenehm, der Pflicht enthoben zu sein, die Uebertreter des Gesetzes in unsern feuchten Kerker sperren zu müssen, und fanden, daß dasselbe bei weitem besser als Keller jener armen Familie verwendet werden könne, der ich den obern Theil

des Thurmes, die ehemalige Wohnung des Kerkermeisters, überließ. — Der dritte wohlerhaltene Thurm der alten Festung war als Getreidekammer benutzt; trotz seines finstern mittelalterlichen Aeußern war er geeigneter zur Aufbewahrung der Körner, als die größern luftigen Scheunen, in denen die größern Massen des Getreides der Fechsung verwahrt wurden.

Auf die Spitze des Thurmes, in dem an Feiertagen oft mehr als hundert Personen sich zum Gottesdienst versammelten, führte eine leichte Wendeltreppe, und von der Gallerie oben konnte das Auge frei durch das weite Thal schweifen, das Johann Sobieski im Jahre 1686 als ritterlichen Befreier begrüßte.

Das Schloß Szécsény war eine jener Vesten, die in den Zeiten der Türkenkriege sehr oft den Gebieter wechselte; es lag an der Grenze, und war daher bald in den Händen der Ungläubigen, bald in jenen der Ungarn. Als Sobieski von seinem Siegeszug nach der Befreiung Wiens über Ungarn nach Polen zurückkehrte, kam er nach mehreren Gefechten in die Nähe von Szécsény, das damals von Türken besetzt war. Die

Besitzerin davon, die junge Witwe Forgács, war vor ihnen geflohen. Dem bekannten ritterlichen Character des Polenkönigs vertrauend, schrieb sie ihm einen Brief, indem sie ihn aufforderte, er möge im Vorbeigehen die Türken aus ihrem Erbgute vertreiben und als Beschützer der Witwen und Waisen ihr Besitzthum, das ihr so ungerechterweise entrissen worden war, ihr zurückgeben. Die Bitte war so ganz im Sinne des Polenkönigs, daß er ohne Verzug mit seiner Armee nach Szécsény eilte, das Schloß stürmte und nach hartem Widerstande einnahm. Er übergab es gleich der Besitzerin, die ihn begleitet hatte, und um die That zu feiern, dem ritterlichen Fürsten ein Festmahl und einen Ball im halbzerschossenen Schlosse gab; — auf den blutigen Tag folgte eine Nacht des Tanzes und der Heiterkeit. Der nächste Morgen erwachte nicht mit dem Donner der Kanonen, wie der vorhergehende, sondern mit dem freudigen Danke, der den König in seine Heimath begleitete.

Von unserm hohen Standpunkt konnten wir sehr gut zwei Heerstraßen übersehen, die eine

nach Südosten, die andere nach Norden; beide führten zu bedeutenden Marktplätzen, die eine nach Balassa Gyarmath, dem Sitz der Comitatsbehörden, die andre nach Lossoncz. Beide Orte lagen nicht besonders weit von unserer Herrschaft, was in Hinsicht des Verkaufs unserer Producte sehr vortheilhaft war, besonders da Lossoncz den Markt für die Bergstädte bildete, für dies Californien von Ungarn, reich an Gold- und Silberminen, und für die nördlichen Theile des Landes, wo wenig oder gar kein Korn wächst, während es in unsrer Gegend in Ueberfluß erzeugt wurde.

Hinter den Mauern des Blumengartens erhob sich ein großes Mönchskloster, dessen Aeußeres den Eindruck von viel mehr Bequemlichkeit machte, als wir gewohnt sind in der Wohnung von solchen Bettelmönchen zu finden, wie die Franciscaner sind. Vor der Regierung Kaiser Josephs des II. waren in Ungarn viel mehr Mönchsklöster als jetzt, er hob sie auf und zog ihre Güter ein. Jetzt sind die wichtigsten Orden, die der Benedictiner, Prämonstratenser, Cisterciten und Piaristen (Scholarum piarum), die

alle mit den katholischen Schulen und Erziehungsanstalten verbunden sind; dann die barmherzigen Brüder, beliebt als Krankenpfleger, deren Klöster wohleingerichtete Hospitäler sind, endlich die eigentlichen Bettelmönche, die Franciscaner und Capuciner. Die Franciscaner werden häufig in armen Gemeinden zur Seelsorge verwendet, da sie dieselbe beinahe unentgeldlich versehen, an andern Orten sind sie Schullehrer. Da sie kein Vermögen haben dürfen, leben sie von jährlichen Spenden; zur Zeit der Ernte und der Weinlese werden jährlich stets einige Mönche vom Kloster ausgesendet, die im Bezirk des Klosters herumwandern, und ohne Unterschied von Herren und Bauern eine Unterstützung für den Orden bitten. — Sie nehmen alles an, Geld, Feldfrüchte, Wein, Geflügel, hauptsächlich aber Gänse, die gewöhnlichste Gabe der Bauern für das Kloster, wo daher im Herbste natürlich Hunderte und Hunderte von Gänsen vereinigt sind, die zum Theil zum Braten in die Klosterküche wandern, zum Theil vorzüglich an Juden verkauft werden; denn diese halten in Ungarn noch äußerst streng am talmudischen Gesetz, und er=

setzen die Butter sowohl als das Schweinsfett in den Speisen durch Gänsefett.

Unsere Franciscaner versahen die Gemeinde von Szécsény und waren durch das Volk nicht sehr freigebig dafür belohnt. Sie standen in keinem besonders hohen Ansehn und erhielten ihren kargen Tribut nur schwierig, was mit dem gastfreundlichen Character des ungarischen Bauers so wenig im Einklang steht, daß die Ursache davon natürlich im Orden selbst zu suchen war und in seinem Verhältniß zum Volke. In unserm speciellen Falle sah ich sehr bald einen doppelten Grund, der diese Erscheinung erklärte. Unsere Mönche, höchst unwissende Diener der hierarchischen Dogmen, waren auf der Kanzel oft wild fanatisch, ihre Predigten handelten häufig von dem finstern Abgrund der unbekannten Ewigkeit, der blos durch das Höllenfeuer etwas erleuchtet wird, in dem die Ungläubigen langsam gebraten werden, — die gefährlichsten von diesen aber waren für sie stets die Protestanten, diese Rebellen gegen die alleinseligmachende Kirche. Der strenge Kanzelredner aber mit dem Anathema gegen die Abtrünnigen auf den Lippen, wie war

er verschieden von dem feisten Mönch, der am selben Sonntag wenig Stunden nach dem Gottesdienst sich an unsre Tafel setzte und Theil nahm am Mittagsessen der Protestanten, ohne eine Scheu zu zeigen darüber, daß er in Berührung mit Ketzern kam; auch war er nie von christlichem Eifer hingerissen, unsere Seelen von der sichern Verdammniß zu retten. — Im Gegentheil hörte er mit großem Interesse die Unterredungen oder gar die Anecdoten an, die wohl ein recht angenehmer Zeitvertreib sein mochten, aber sicher kein Thema für ascetische Reflexionen. Und es war nicht aus unausweichbarer Artigkeit, daß der Franciscaner uns seine Gesellschaft zum Besten gab, aber er erklärte es offen und unterthänig, wie glücklich er sei, in das Schloß des Gutsherrn geladen zu werden. Auch war dies keine individuelle Ausnahme, es war die Regel der ganzen Corporation, und jedes Mitglied derselben nahm ganz frei jedes Gastmahl an, zu dem es geladen wurde, bei Lutheranern und Calvinisten oder Griechen, in dieser Hinsicht war ihre Toleranz grenzenlos. — Auf dem ungrischen Bauer machte dies aber einen bedeutenden

Eindruck, seine gastfreundlichen und phlegmatischen Gewohnheiten machen ihn einerseits der Intoleranz unzugänglich, andrerseits entging seinem gesunden Verstand der Gegensatz zwischen dem Wort und der That seiner Prediger nicht, er empfing daher die Lehren des Seelenarztes mit eben so wenig Vertrauen, als die Arzneien des leiblichen Arztes, zu dem er so selten als möglich, seine Zuflucht nahm, denn er fürchtete die Apothekerkosten und die bittern Arzneien viel mehr, als die Krankheit selbst.

Die zweite Ursache der Gleichgültigkeit und der theilweisen Verachtung, mit der unsere Franciscaner behandelt wurden, war eine locale; einer ihrer Brüder war nämlich aus seiner Sphäre zu sehr herausgetreten, als er in der Eigenschaft des Schloßcaplans unter dem frühern Besitzer das Regiment über die ganze Haushaltung führte und hier mit sehr weltlichen Intriguen sich abgab. Nicht nur jene, die ihm unmittelbar untergeordnet waren, selbst jedermann in der ganzen Nachbarschaft, ob er dabei ein Interesse hatte oder nicht, begann einen Guerillakampf unermüdeter Klatscherei gegen den Haushalter-Caplan, der

aus seinen Verschanzungen endlich hinausgetrieben wurde und seinen Posten aufgab, ohne etwas anders für die Brüder erwirkt zu haben, als den Unwillen des Szécsényer Publicums, welches mit dem Instinct, das der Stimme des Volkes das Gewicht eines Verdicts gibt, die Macht der unsichtbaren Bande der mönchischen Association wohl fühlte, und seine gegründete Abneigung gegen einen der Väter auf sie alle ausdehnte. Solche Eindrücke werden im gesellschaftlichen Verkehr mit Einzelnen schnell verwischt, nicht aber gegenüber des allgemeinern Einflusses einer Brüderschaft. —

Die breite Vorderseite des Schlosses mit vorspringenden Seitenflügeln und großem Hofe, der mit Blumenparterres verziert war, machte den Eindruck eleganter Abgeschlossenheit, da es durch ein hohes Eisengitter von dem Flecken geschieden war. Da aber dies Gitter ganz nach den Principien einer Leiter errichtet wurde, diente es nicht zum Schutz, sondern nur zur Zierde, es konnte ohne die geringste Beschwerlichkeit erstiegen werden. Eines unserer jungen Küchenmädchen bewies dies practisch sehr oft; eine leidenschaftliche Tänzerin fand sie stets bei offnen, wie bei

verschlossenen Thoren den Weg hinaus, so oft der Ton der Fiedel ihr zu Ohren kam und ihre Füße electrisch in Bewegung setzte. Trotz dieses vollkommen freien Verkehrs stieß uns nie die geringste Unannehmlichkeit zu, obgleich der ganze Flecken vom Mönch bis zu den Zigeunern täglich und stündlich den Hof, den Garten und den Park besuchten.

Der Flecken, mit dessen Bewohnern wir in diesem ununterbrochenen Verkehr standen, hatte seinen Ursprung in der Zeit, wo nach der Vertreibung der Türken die Besatzung der aufgelassenen Veste rings um dieselbe angesiedelt wurde; daher führte auch der höchste Beamte des Fleckens den Titel des Lieutenants, nicht den des Bürgermeisters. Alle Bewohner, jung und alt waren stolz auf ihren Flecken und glaubten sich beleidigt, wenn kurzsichtige Unwissenheit für ein Dorf nahm, was sie Stadt hießen. — Die Einwohnerzahl belief sich auf drei bis viertausend, ein Viertheil davon waren Juden, gegen Hundert Zigeuner. Es war ein Marktplatz kleineren Maßstabes, oft besucht von der nächsten Umgebung, und sah recht freundlich aus, man sah

Gewölbe aller Art, natürlich nicht wie jene in Regent's Street, und mit dem zwanzigsten Theil eines Londoner Nebels wäre auch das unvollkommne Pflaster vollkommen verschwunden, nicht nur für das Auge, sondern auch für den Fuß; ein kleiner Regen war hinlänglich, den leimigen Grund in flüssigen Schlamm zu verwandeln. Meine Wiener Seidenschuhe wurden daher natürlich bald gegen starke Lederstiefel vertauscht.

Die Mehrzahl der Handeltreibenden war jüdischen Glaubens; sie sind in Ungarn thätiger als irgendwo sonst, um so mehr, als der ungrische Bauer es liebt, daß ein andrer für ihn kaufe und verkaufe, während er sich soviel als möglich in orientalische Behaglichkeit versenkt. Dies und die gutmüthige Gemüthsart des ungrischen Volkes giebt den Juden eine viel bessere Stellung in Ungarn als jene, die ihnen in Deutschland unwillig zugestanden wird. Auch in Ungarn ist es hauptsächlich das deutsche Element, welches besonders in den Städten in der Classe der Kaufleute vorherrscht, das an den alten Vorurtheilen gegen die Söhne Israels festhängt, die, wenn arm, gewöhnlich schmutzig, wenn reich,

oft arrogant sind, immer aber sehen wir sie industriös und wohlthätig. — Auch in Szécsény fand ich sie so, die meisten von ihnen waren arm, aber trotz dem Mangel an großen Mitteln vereinten sie sich doch, um jene zu erhalten, die am meisten der Hilfe bedurften, und trotz ihrer strengen Anhänglichkeit an ihre ausschließlichen talmudischen Formen in ihrer Lebensweise, schlossen sie sich für wohlthätige Zwecke bereitwillig an die Christen an; aber obgleich sie in häufigem und freundlichem Verkehre mit dem Volke sind, unterscheiden sie sich doch entschieden von ihm. In ihrer wohlgehaltenen Synagoge glaubte ich mich unwillkührlich an die Ufer des Sees von Tiberias versetzt, — nichts kann uns ein lebendigeres Bild von der unauslöschlichen Lebenskraft einer auf die Religion basirten Nationalität geben, als die historische Erscheinung des Judenthums und die Erhaltung seiner versteinerten Formen durch die Stürme des Mittelalters und der Neuzeit. —

Als ich zuerst mit unsern Juden in Berührung kam, war ich nicht wenig erstaunt über die Menge ihrer Familiennamen, jeder von ihnen hatte mehrere. Es ist wohlbekannt, daß die Ju-

den in ihrem alten Reiche keine Familiennamen hatten, zur individuellen Bezeichnung der Personen wurde bloß der Name des Vaters dem ihrigen beigesellt. Doch war dies nicht nur eine jüdische Gewohnheit, sondern eine allgemein semitische, die wir aber auch bei den Griechen wiederfinden, während Aegypter und Römer von mehr aristocratischem Gepräge die Familiennamen und Genealogien höher hielten. Die Juden, die die meisten characteristischen Züge ihrer Voreltern ererbten, behielten auch diese eigenthümliche Gleichgültigkeit für Familiennamen, erst der systematische Kaiser Joseph II. befahl ihnen, daß sie der allgemeinen europäischen Sitte sich fügen. Da dies in derselben Zeit geschah, wo der Monarch mit Gewalt die deutsche Sprache in Ungarn allgemein machen wollte, nahmen die Juden natürlich lauter deutsche Namen an, unter denen sie seit der Zeit den Behörden bekannt sind; aber weder die Juden selbst, noch das Volk nimmt die geringste Notiz von diesen Namen, die erstern bezeichnen sich mit ihren Tempelnamen, das letztere giebt ihnen Spitznamen, und kennt sie nur nach diesen.

Obgleich die Juden während langer Jahrhunderte von Erniedrigung stets von den Christen streng geschieden ihre Nationalphysiognomie nicht verloren haben, sind sie dennoch Europäer geworden, naturalisirt durch gemeinschaftliche Interessen, und den Wechselverkehr mit denen, in deren Hütte sie lebten, — ganz anders ist dies mit den Zigeunern, wie sie in Ungarn sind. Ich habe Monate lang die Gelegenheit gehabt, sie zu sehen und zu beobachten, da sie täglich in den Hof mit geschwätziger Unverschämtheit und einer auffallenden Gefräßigkeit sich eindrängten. Ihre schlanke Gestalt, ihr reiches schwarzes Haar, ihre glänzenden Augen, blendenden Zähne und dunklen Züge geben ihnen ein mehr fremdartiges als anziehendes Ansehen, um so mehr, als ihr Reich das Reich des Schmutzes ist. Ihre erwachsenen Söhne und Töchter decken ihre Blöße mit zerrissenen Fetzen, während die Kinder sich selbst über diesen Luxus hinaussetzen, vergnügt wenn sie sich im Koth herumwälzen können. Manche dieser kleinen Kobolde sind wirklich wunderschön, mit Augen von so klarem Dunkelblau, als ob der Himmel des Ostens sich in ihnen spiegelte,

was um so mehr auffällt, als es eine nicht allzu gewöhnliche Ausnahme von dem so eigenthümlichen schwermüthigen Glanz der tiefschwarzen Augen der Mehrzahl unter ihnen bildet. Dieser Volksstamm kam gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts nach Ungarn, und ist wahrscheinlich indischen Ursprungs, Kastenlose, die durch Tamerlan von ihren Sitzen vertrieben wurden, und immer weiter und weiter nach Westen wanderten.

In Ungarn sind sie verachtet und beinahe ausgestoßen aus der Gesellschaft des Volks, wie sie es in Indien waren, doch ist dies nicht eine Folge ihrer Abstammung, sondern ihrer Unreinlichkeit, Faulheit und körperlichen Schwäche. Sie scheinen sich schwer an den Begriff des Eigenthums zu gewöhnen, und ein nomadischer Wandertrieb erinnert stets an ihren asiatischen Ursprung. Sie werden zu jedem schmutzigen Werke gebraucht, wozu sich niemand anders leicht hergibt, daher sind sie auch stets bei dem Kneten von Kothziegeln beschäftigt, wie einst die Juden in Aegypten. Die Zigeunerinnen helfen dabei ihren Männern, und unterscheiden sich dadurch

bedeutend von den Jüdinnen, die in Ungarn nie arbeiten. —

Nichts erklärt übrigens die Verachtung genügender, in der die Zigeuner stehen, als ihr Behagen am gefallenen Vieh. Todtes Geflügel, Schweine, Ochsen oder Pferde sind ein Festmahl für sie, ohne Rücksicht ob diese durch Zufall oder Krankheit umgekommen sind, wobei sie diesen abnormen Geschmack durch folgende Schlußfolge rechtfertigen: Wenn das Fleisch der Thiere gut ist, die der Metzger schlachtet, wie sollte es nicht viel besser sein bei Thieren, die Gott selbst getödtet hat?

Unkriegerisch in ihrer Erscheinung und bekannt als Feiglinge, lesen wir doch von ihnen, daß sie im Mittelalter durch Foltern nicht bezwungen werden konnten. Die besten von ihnen sind Söhne Jubals, „von dem herkommen die Geiger und Pfeifer" und Thubalkains „des Meisters in allerlei Erz und Eisenwerk." — In der Musik zeichnen sie sich häufig aus; Künstler ohne künstlerisches Wissen treten sie oft in Musikbanden zusammen, die ein vollkommenes Orchester bilden, und führen die schwierigsten Compositionen meister-

haft aus, ohne selbst eine Note zu kennen. Gleich dem Chor der Singvögel im Walde verschmelzen sie untermischte Klänge zu einer eigenthümlichen magischen Harmonie. Mit raschem Uebergange verwandelt sich der Ausdruck des wildesten Enthusiasmus in klagende Weisen der tiefsten Melancholie, als ob glänzende Erinnerungen einer großen Vergangenheit aus der Asche von Freuden und Hoffnungen aufflammten, aber das aufflammende Licht erlöscht, und nichts bleibt zurück als der glimmende Funke der Sehnsucht. —

Dies ist der Eindruck, den die Zigeunermusik auf das Gemüth ausübt, und die dem Geiste der ungrischen Nationalität vollkommen angemessen ist. Dabei kann man sich auch in Ungarn kein Festmahl ohne Zigeunerbande denken, die eben so unentbehrlich ist bei der Hochzeit der Bauern, wie bei dem eleganten Balle im Comitatshause, zu dem regelmäßig jung und alt meilenweit zusammenströmen. Die Zigeuner wissen dies wohl, und machen es sich bei jeder Gelegenheit zu nutze, und die von der Muse weniger begünstigten, die natürlich weniger Beschäftigung finden, erhaschen jeden Vorwand, Geburtstag

und Taufe, Genesung und Rückkehr, um das Ohr ganz mitleidslos zu foltern. — Ich hatte oft die Gelegenheit, dies bei uns zu erfahren, denn wir hatten nicht weniger als drei solcher Musikbanden im Flecken, alle sehr untergeordneter Art, die, nicht zufrieden abwechselnd zu fiedeln, manchmal im Schloßhof zusammentreffend zu gleicher Zeit, jede ihre eigne Weise, fortspielten und unsre Gehörsnerven mißhandelten, bis sie durch einige Kupfermünzen weggelockt wurden; doch auch dies gelang nur dann, wenn damit ein scharfer Befehl verbunden war, daß sie sich augenblicklich forttrollen möchten. — Doch des Raben Gekrächze ist dem Schmettern der Nachtigall nicht unähnlicher, als die Mißtöne unsrer Zigeuner den melodischen Weisen der Bunko's, Pityu's, Bihary's, der Merczi von Gömör, des Ferkej in Raab. Alle diese waren, oder sind noch zum Theil jetzt Kapellmeister wohlzusammengestellter Musikbanden, und Compositeurs, oder richtiger Compilatoren der alten ungrischen traditionellen Nationalmelodien. In unsern Tagen hat wohl Niemand die Eigenthümlichkeit der ungrischen Nationalmusik besser aufgefaßt, als der Pesther Jude

Markus Rózsavölgyi, dessen Talent Tausende von Bewunderern entzückte, und der trotzdem in der bittersten Armuth von Hunger gepeinigt starb. —

Die ungrischen Zigeuner behielten noch einen indischen Dialect als Sprache bei, den von Guzerat in der Halbinsel Kutsch; aber keine Erinnerung der Hindureligion erhielt sich bei ihnen, nicht einmal eine entfernte Ahnung, die in ihnen jene natürlichen Gefühle rege gemacht hätte, deren Ausdruck ein Bedürfniß menschlicher Natur ist. Ich sah, daß sie ihre Kinder in der Religion des Gutsherrn taufen lassen, es verging selten ein Monat, ohne daß ich zu einer Zigeunertaufe als Pathin gerufen worden wäre; in der Kirche machten sie die Ceremonien mit, aber ohne das Bewußtsein der eigentlichen Bedeutung derselben.

Wenn es Erziehung heißen kann, den Instinct der gewerbmäßigen Bettelei ihren Kindern einzuflößen, so erfüllen sie diese Elternpflicht auf das gewissenhafteste. Ich glaube nicht, daß sie eine klare Vorstellung von einem „zu Hause" haben; ihre elenden Hütten wenigstens haben keine Aehnlichkeit mit irgend etwas, was dieser Begriff

ausdrückt. Das Zigeunerviertel war stets das vernachlässigteste im Orte, und vom Morgen bis zum Abend fand man hier täglich einen Theil seiner Bewohner auf der Erde hockend, die Ellbogen auf die Knie gestützt, ihr Haar in wilder Verwirrung, das Bild sorgloser Trägheit, in ihren verfallenen Leimhütten, in denen offne Löcher die Stelle der Thüren, Fenster und des Rauchfangs vertraten. Um das Bild zu vervollständigen, dürfen wir die nackten Kinder nicht vergessen, die sich in einer Wolke von Staub herumkugeln; ich erinnere mich kaum, daß andre Kinder mit denen dieser armen „Kastenlosen" gespielt hätten. In reiferem Alter kommen wohl die Intelligenteren von ihnen besonders als Schmiede und Pferdemäkler in häufigere Berührung mit den Juden und dem Bauer, aber dieser liebt in dieser Gestalt sie doch viel weniger, selbst wenn er glaubt ein gutes Geschäft gemacht zu haben (obgleich dies selten genug der Fall ist, denn die Zigeuner sind die verschmitztesten Roßtauscher), als wenn er den Musikanten unter ihnen zuruft: „Húzel ré Czigany" (Fiedle, Zigeuner; eigentlich „Zieh auf"). Da ertönen die wildernsten Weisen, der Bauer

führt mit feierlicher Artigkeit seine Tänzerin in die Mitte, und der ernste Tanz beginnt, mit Bewegung der Hände wie der Füße, die Augen beleben sich, sie tanzen mit allen Gliedern, — der Csárdás beginnt, sie nähern sich einander, sie weichen sich aus, wie geschickte Kämpfer im Turniere, und wenn sie zuletzt sich erreichen, wirbeln sie ungestümer im Kreise herum, als ob ein Orkan sie entführte.

Musik, Taback und Wein machen die Hauptausgaben des Bauers in baarem Gelde aus. In unserm Flecken konnte er leicht wohlleben, er besaß zwanzig bis vierundzwanzig Joch des fruchtbarsten Landes, doch stolz darauf, daß er Bewohner eines „Város", Marktflecken, und nicht eines Dorfes war, hielt er sich für einen „Bürger", vornehmer als ein Bauer, und verschmähte die Beschäftigungen desselben. Er hielt zu diesem Zwecke lieber einen oder mehrere Knechte, je nach seinem Einkommen, und nahm an den Arbeiten nur insofern Theil, als er, mit der Pfeife im Munde, große Rauchwolken ausstoßend sie beaufsichtigte. Das einzige Geschäft, das er sich vorbehielt, war der Kauf und Verkauf von seinem

Vieh und Getreide, wenn er aber zum Markte fuhr, vergaß er selten die Flasche. Oft ersparte er sich aber auch die Mühe zu Markt zu fahren, indem er zu Hause den Verkauf mit dem geschmeidigen Juden abschloß. Der bequeme Hausvater bekümmerte sich nur auf diese Art um den Haushalt, und ging nie als Taglöhner in Arbeit, als solche erwerben sich blos die Zsellér (wahrscheinlich vom deutschen „Siedler“) ihr Brod, die nicht mehr besaßen als ein Haus, einen Garten und allenfalls einen kleinen Weingarten, was nicht hinreicht, um sie das ganze Jahr hindurch zu erhalten, sie arbeiteten daher mit ihren Familien im Taglohn. —

Unsre Herrschaft umfaßte nahe an vierundzwanzigtausend Joch, die Hälfte in der Hand der Bauern, die andre als Allod in eigner Administration. Ich mischte mich natürlich nicht in die Bewirthschaftung dieser Strecken, ich hatte im Hause selbst hinreichende Beschäftigung, aber trotzdem interessirte mich die äußere Wirthschaft nicht wenig. Es war eine Unterhaltung für mich, die Felder anzusehn und die Wirthschaftsgebäude zu besuchen, besonders im Winter die Schaafställe

und die Branntweinbrennerei, neben der die Ochsen gemästet wurden. —

Wir hatten sechstausend Schaafe, Abkömmlinge spanischer Merinos, die unter Maria Theresia nach Ungarn verpflanzt, und wegen der Wolle, nicht fürs Fleisch gezüchtet wurden, weswegen sie auch mit der größten Sorgfalt gepflegt werden. Ihre Wolle geht häufig nach Belgien und England, wo sie unter dem Namen „deutsche Wolle" mit der sächsischen und schlesischen zusammen verkauft wird. Die Schaafzucht hat in den letzten zwanzig Jahren in Ungarn bedeutende Fortschritte gemacht; Emerich Klauzál, einer der talentvollsten Agriculturisten, die Ungarn je besaß, hatte einen großen Einfluß auf diesen Zweig der Landwirthschaft, der für Ungarn von der größten Wichtigkeit ist, als er den bedeutendsten Theil des Einkommens der ungrischen Besitzer bildet. —

Im Januar und Februar, zur Zeit der Lämmerung, war es ein Fest für unsre Kinder, den Schaafstall zu besuchen, sie hätten so gern mit den Lämmern gespielt, sie konnten aber den Sprüngen der muntern Thierchen nicht folgen, die erschreckt massenweise aus einer Ecke des Stalls

in die andre flohen. Wir hatten stets das Glück, daß die Mortalität unter den Lämmern sehr gering war, was wir zum Theil der Sorgfalt des Schaafmeisters verdankten, den ein von der Anzahl der aufgezogenen Lämmer abhängender und mit derselben wechselnder Geldgewinn zur Thätigkeit anspornte. Aehnliche Prämien waren in mehrern Gutsadministrationen in Ungarn eingeführt, und in einigen das System der Procentuation gewissenhaft durchgeführt. —

Die Branntweinbrennerei war ein großes Gebäude, wo vom October bis zum April täglich 150 Metzen Kartoffeln, großentheils eignes Erzeugniß, zum Theil in der Nachbarschaft angekauft, in Alcohol verwandelt wurden, wobei die Abfälle zum Futter des Zugviehes und der Schaafe und zur Mästung der Ochsen dienten.

Doch die Besichtigung aller dieser Beschäftigungen, die mich im Winter häufig aus dem Zimmer lockte, war bald vergessen, wenn der Frühling erwachte und uns mit belebendem Lächeln begrüßte. Ich vertauschte gern das gemüthliche Winterleben, die gewärmten Räume, mit langen Spaziergängen. Aber gleich unter dem

Park waren meine Schritte, denen kein grünes Fleckchen zu entfernt war, durch die Fluthen der Eipel gehemmt; die Wiesen in der Ebene waren vollkommen überschwemmt, und wir beobachteten täglich mit Angst die wachsenden Wasser des Gebirgsstroms, ob sie den Saaten, die gleich Inseln aus den Fluthen hervorragten, keinen Schaden zufügten, während im Sommer das Wasser des Flusses oft so sehr hinabsank, daß die zahlreichen Mühlen am Ufer still standen, und ich bemüßigt war, Wochen lang auf mein Mehl zu warten.

So zeitig im Frühling begann schon die Sorge in Hinsicht des Einflusses des Wetters auf die Saaten, ich nannte es immer das Wetterfieber, und es endete nicht früher, als bis die Erde unter der weißen Schneedecke in ihren Winterschlaf versank. Auf mich hatte dies Fieber einen größern Einfluß, als das sogenannte ungrische, vor dem die Unacclimatisirten so oft gewarnt werden. Nicht ein einziges Mitglied unserer Familie wurde davon ergriffen, und so viel ich bemerkt habe, kann man sich davor in großem Maße schützen, wenn man sich dem plötzlichen empfindlichen Temperaturwechsel entzieht, der wäh-

rend des Augenblickes der Thaubildung bei Sonnenuntergang eintritt, und der für jene, die nicht daran gewöhnt sind, gefährlich wird. Auf diesen kurzen Moment von verrätherischer Kühle folgt oft eine Nacht von südlicher Milde. — Nicht weniger ungesund als der atmosphärische Einfluß ist aber der unmäßige Genuß der Melonen, die den Fremden ihrer durstlöschenden Eigenschaft willen häufig verführen. Sie werden in unsrer Nachbarschaft häufig erzeugt, knapp an den Mohnfeldern, die mit ihren üppigen Purpurblüthen die Landschaft zauberisch schmückten. Diese Pflanze wird zwar nicht auf großen Strecken gebaut, aber doch in hinlänglicher Menge, um den Bedarf im Lande zu decken, wo von den Karpathen bis zum eisernen Thor die Mohnnudeln das gewöhnliche Weihnachtsgericht auf der Tafel des Herren und bei dem bescheidenen Mahle des Bauers bilden. Keine Weihnachten in Deutschland ohne Christbaum, in Ungarn keine ohne Mohnnudeln. —

Wir fuhren oft auf unsre Pusten. Meine Lieblingspusta war Bátka, wo die Saatfelder knapp unter dem Eichenforst lagen, und weiter von den Ruinen des Felsenschlosses Hollókö mah-

lerisch überragt wurden. Die verfallene Bergveste war einst der Mittelpunkt einer bedeutenden Herrschaft, zu der auch Szécsény gehörte, während im Laufe der Zeit es zur Dependenz des Fleckens herabsank. Im sechzehnten Jahrhundert gehörte es dem gewaltigen Valentin Török von Enying, der 1540 Ofen für Isabella, die Witwe König Johanns von Zápolya, gegen Roggendorf, den Feldherrn König Ferdinands von Habsburg, siegreich vertheidigte [1]). Später wurde er von den Türken gefangen und starb in den sieben Thürmen. — Am Abhange des Felsenschlosses liegt in einem engen Gebirgspaß das Dorf Hollókö, ganz von der Welt abgeschieden, und im Winter beinahe unnahbar. Hier leben die Nachkommen der alten erblichen Besatzung der Veste, in dieser Gegend die vorzüglichsten Obstzüchter. Nichts konnte lieblicher sein, als der Anblick der Fruchtbäume, bedeckt mit duftenden Blüthen mitten unter Felsen und Ruinen.

---

1) Bekanntlich waren beide, Johann und Ferdinand, als rechtmäßige Könige Ungarns beiderseits anerkannt, der eine regierte im Osten, der andere im Westen.

Die Reize des Frühlings erblichen vor der goldnen Fülle des Sommers, die nirgends reicher erschien, als in jenen üppigen Waizenfeldern, jedes **150** bis **200** Joch groß, die dem erfreuten Auge endlos schienen, und bei der Ernte von Schnittern belebt waren.

Da es in unsrer Gegend an Händen mangelte, um das Getreide einzubringen, so mußten wir Verträge mit Slovaken machen, die von den nördlichen Gegenden, wo schon sechs Meilen von uns die spärliche Ernte um einen Monat später eintrat, mit ihren Weibern herabzogen, um sich durch ihre Arbeit das nöthige Korn für den Winter zu schaffen. Dies konnten sie ganz gut, denn sie erhielten regelmäßig keinen Taglohn für den Schnitt, sondern den zwölften bis vierzehnten Theil der Ernte, und für das Dreschen wieder ein Zwölftel oder Dreizehntel. Obgleich in Ungarn auf einigen wohleingerichteten Gütern die Dreschmaschinen eingeführt sind, so sind doch die Dreschflegel viel mehr im Gebrauch, — in Unterungarn aber wird der Waizen und die Gerste gewöhnlich ausgetreten, aber nicht nach dem in dem schönen Gesetz der Bibel erwähnten Gebrauch

durch langsame Ochsen, sondern durch rasche Pferde, denen übrigens das Maul auch nicht zugebunden wird. —

Auf dem sorgsam gereinigten Grund unter freiem Himmel werden hier die aufgelösten Garben in einen Kreis gestreut, in dessen Mittelpunkt der Bauer steht, in einer Hand die Leine, an der fünf bis sechs Pferde gebunden sind, die er mit der Peitsche in der andern Hand antreibt, im Cirkel über die Aehren zu laufen, wodurch die Garben viel schneller und ebenso vollständig ausgedroschen werden, als mit dem Flegel. So lange, als die Ernte dauert, sind diese Slovaken auf dem Felde in kleinen Nothhütten gelagert, sie erhielten Mehl, Schweinsschmalz, Schöpsenfleisch, Speck, Salz und Grütze für ihren Unterhalt, und während sie mit Sense und Sichel arbeiten, bereiten einige ihrer Weiber bei offnem Feuer das Mahl. Kömmt ein zu großer Regen, so finden sie stets bei irgend einem gutherzigen Bauer ein Obdach, denn die Gastfreundschaft ist eine der schönsten Tugenden der ungrischen Race.

Als ich zuerst in das Haus meines Mannes nach Ungarn gebracht wurde, war ich nicht wenig

erstaunt, als oft knapp vor dem Essen ganze Familien mit zwei oder mehr Dienern zu Gast kamen. Ich hatte noch keinen Begriff, wie man es so unerwarteten Gästen wohnlich machen könnte, doch mit weiblichem Tact war ich mir bewußt, daß das Selbstvertrauen allein den Mangel an Gewandtheit in dieser Hinsicht ersetzen könne, — ich versuchte es, und noch vor dem Ende des Mittagsessens war ich mit meinen Gästen vollkommen wie mit alten Bekannten.

Herzlichkeit, dieses erstgeborne Gefühl eines edlen Gemüths, die nie durch die gesuchteste Höflichkeit ersetzt werden kann, ist so vorherrschend bei den Ungarn, daß es ganz unmöglich ist, ihnen fremd zu bleiben; ihre Herzensgüte ist so erwärmend und wohlthuend, ihre stattliche Gastfreundschaft so anziehend bei Herrn und Bauer, daß man ohne Umstände von Fremden gesellige Freundlichkeiten annimmt und ihnen bietet, welche in andern Ländern sich erst aus langen freundschaftlichen Beziehungen entwickeln. Die Ungarn halten nicht viel auf steife Convenienzen; sie freuen sich, wenn man sie in ihrem Hause freundlich besucht, und vergessen ganz die Entfernungen,

um ihre Zufriedenheit für solche Aufmerksamkeit zu beweisen; ich erfuhr dies in den Tagen des Glücks und in den langen Monaten von Kummer. Einen Ausdruck der Gastfreundschaft konnte ich aber nie leiden, die langen ungrischen Diners, mit wenig Abwechslung in jedem Hause dieselben, wenn sie auch nicht überall so lange dauerten, wie bei dem Bischof von Kaschau Ocskay, wo sechs und dreißig Speisen an der Tagesordnung waren, die alle ganz gemächlich durch die Masse der Bedienten von Gast zu Gast herumgetragen wurden, wodurch das Essen oft die Dauer von vier Stunden erreichte. Ocskay war aber doch nur ein unwürdiger Schüler Raffay's, des ehemaligen Bischofs von Diakovár, der einst merkwürdigerweise an Unverdaulichkeit leidend, durch seinen Arzt zu strenger Diät angehalten, sein Mittagsessen bis auf dreißig Speisen reducirte, stets klagend, daß sein Arzt ihn verhungern lasse.

Ich verwahrte mich immer gegen jede Verschwendung dieser Art, obgleich sie bei der allgemeinen Wohlfeilheit der Lebensmittel bei weitem nicht von der Bedeutung war, wie sie in andern

Ländern gewesen wäre [1]). Uebrigens machte die Hungersnoth im Winter und Frühling 1847, verursacht durch eine Mißernte von zwei Jahren und durch die Kartoffelseuche, wenigstens für einige Monate eine große Aenderung in diesen Gewohnheiten. Wer hätte auch gedankenlos sich eines luxuriösen Mahls erfreut, wenn Tausende und Tausende ungewöhnt des Entbehrens ihr Leben nur kümmerlich fristeten, — die Noth wüthete eigentlich nur in einigen der obern Gebirgsbezirke, bei uns war es blos eine Theuerung der Producte, kein absoluter Mangel derselben. Wir folgten natürlich dem allgemeinen Impuls, Hilfe zu leisten, und richteten während der Zeit der größten Noth tägliche Suppenvertheilungen für fünfhundert Personen ein. Ich setzte nicht nur alle Hausmägde mit ihren Kesseln in Bewegung, sondern auch alle Geistliche und Schulmeister in unserer Herrschaft, um den Austheilungen vor-

---

1) Ein Pfund Rindfleisch kostete 3—5 Xr., ein junges Kalb 8—10 fl., ein gemästetes Schwein 15—25 fl., ein Pfund Butter 12 Xr., ein Pfd. Schweinsschmalz 10 Xr., ein Metzen Waizen 2 fl. bis 2 fl. 40 Xr., eine Maaß Landwein 6 Xr. C. M.

zustehn, und überall fand ich die vollkommenste Bereitwilligkeit. In unserm Marktflecken vereinte sich Jedermann, der Mönch und der protestantische Geistliche, der Haus-Arzt und Comitats-Chirurg, der Kaufmann und Bauer, ja selbst unsre Dienerschaft, um mit ihrer Thätigkeit und ihren Sparpfennigen der Noth zu steuern. In unserm Hofe versammelten sich täglich zu Mittag um den siedenden Kessel hundert und funfzig Personen jeglichen Alters, vom Kind bis zum Greise, ohne daß es unter ihnen auch nur ein einziges Mahl zum Streit gekommen wäre, trotz dem, daß die Zigeuner dabei häufig ihre Aufwartung machten.

Schwieriger aber war es, die Hungrigen dazu zu bewegen, sich selbst zu helfen; mein Mann versprach ihnen eine gute Zahlung für das Fällen des Holzes im Walde, um sie zur Arbeit zu bringen, sie hockten aber apathisch in ihren Häusern und antworteten stets „Éhen vagyank" wir sind hungrig. Um sie in dieser Hinsicht zu befriedigen, erhielten sie erst ein Essen, und wurden so in den Wald geschickt, aber viele von ihnen glaubten, es sei der Gesundheit zuträglicher, nach dem Essen zu ruhen, und so war mein

Versuch vereitelt. Nicht erfolgreicher waren meine Bemühungen, die Jüdinnen zur Handarbeit zu bewegen; ich versuchte sie zu überreden, es sei zuträglicher, ihre Nadeln in Bewegung zu setzen, als die Hände in den Schooß zu legen, und daß es ihnen weit weniger Ungelegenheit machen werde, wenn in Folge davon ihre Kleinen ein Stück Brod in den Händen hätten, als wenn sie um Brod schrieen. Mit Mühe brachte ich einige dazu, Federn zu schleußen, aber nie zu einer Beschäftigung, die eine größere Kraftentwickelung erfordert. Die Zigeunerinnen dagegen pflückten und brachten mir so viel Sauerampfer, als sie sahen, daß sie dafür gezahlt würden, daß ich die Kühe hätte damit füttern können.

Am Weihnachtstage erschienen jährlich die Kinder aller unserer Dienstbothen und Knechte zwischen drei und sechs Jahren, es waren ihrer über Hundert, um von mir zum Christgeschenke Stiefelchen, Bänder und Tücher zu erhalten. Im Nothjahre glaubte ich diesen Tag der segensreichen Erinnerung, am besten durch eine Austheilung von Kartoffeln und Mais als Saatkorn für jeden unserer 108 Bauern zu feiern, sie erhielten

diese unter der Bedingung, daß sie dieselbe Maaß nach der Ernte wieder sparen, wo die Preise nieder sind, und sie thaten dies im nächsten Sommer beinahe ohne Ausnahme, da sie dazu aufgefordert wurden.

Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich unter den Versammelten, die dies Früchteanlehn empfangen sollten, auch einen unserer wohlhabendsten Unterthanen erblickte. „Ihr Szenogrady, bedürft doch keiner Unterstützung" rief ich ihm zu.

„Soll ich denn dafür, weil ich fleißiger und sparsamer bin als die übrigen, und mir auf diese Art etwas ersparte, leer ausgehen, wo alle übrigen unterstützt werden?" antwortete er mir ganz logisch.

Dieser Mann war ganz der Repräsentant der Classe der alten Bauern, die sich ein kleines Vermögen erworben haben, und mit einem eigenthümlichen Geize sich selbst nichts erlauben und andern nichts gewähren. Ihre Häuser sehn ganz wohnlich aus, in der Küche sehn wir blanke Zinnteller und Becher, im Zimmer hochaufgethürmte Federbetten, ihre mit großen Blumen bemalten Kästen sind voll von Leinwand, ihre Speisekam-

mer und der Schüttkasten sind gefüllt mit Mehl, Speck, Schinken und Pökelfleisch, im Keller liegt der Wein, und im großen Fasse das Sauerkraut, ohne das der Ungar sich keinen Haushalt denken kann. Doch alles dieses wird nur selten von der Familie genossen, sie schläft nicht im Bette, sondern auf der schmalen harten Bank, und ißt den Speck oft erst, wenn er die Reise von drei Jahren erreicht hat. Bloß eine Hochzeit, eine Taufe oder der Besuch eines Gastes brechen die Strenge dieser Sparsamkeit.

Der arme Bauer hat selten die Gewohnheit zu sparen, und sorgt gewöhnlich nur für den Augenblick, daher sind auch die in mehreren Comitaten errichteten Kornkammern für ihn stets sehr nützlich, obgleich in Nothjahren durchaus nicht hinlänglich. In Folge freiwilliger Beiträge des Adels wurden in mehreren Theilen des Landes zweckmäßige Magazine erbaut und gefüllt, und das Korn unter öffentlicher Controlle im Frühling dem Bauer geliehen, mit der Verpflichtung, den gestrichenen Metzen nach der Ernte gehauft wieder zu erstatten, was er leicht thun konnte, da die Preise die höchsten waren, wenn

es den Vorschuß erhielt, die niedrigsten, wenn er ihn zurückerstattete. Bei dieser Gebahrung, gewissenhaft durchgeführt, wurde die ursprüngliche Menge des Korns in funfzehn bis zwanzig Jahren verdoppelt, und die Administration selbst bezahlt. Wäre diese Einrichtung allgemeiner gewesen, so hätte sie sich für's Land segensreich erwiesen, da aber die Gründung dieser Magazine von freiwilligen Gaben abhing, war sie natürlich auf die fruchtbarern Theile des Landes beschränkt, die dürftigen der obern Comitate hatten keine solche Hülfsquellen.

Die Noth hörte mit der Ernte auf, aber nicht die Dankbarkeit im Gemüthe des Volkes, und obgleich Wohlthaten nie mit der Erwartung von Anerkennung gegeben werden sollen, so that es doch wohl, den Eindruck zu sehen, den sie gemacht hatten.

Jeden Sonntag kamen die Bauern, die zur Herrschaft gehörten, nach der Kirche mit ihren Klagen zu meinem Manne, sie zogen seine Entscheidung dem Processiren vor dem Gerichte vor. In einem Falle konnte diese Entscheidung freilich nicht gegeben werden, so viel Genugthuung es

ihm auch gewährte, daß er darum ersucht wurde. Ein Bauer, der einen Anspruch auf einige Aecker zu haben glaubte, die jetzt im Besitz der Herrschaft waren und in dieser Hinsicht schon einen Proceß angefangen hatte, kam einst mit einem ganzen Fascikel voll Schriften, seinen sämmtlichen Beweisstücken zu meinem Manne, und bat ihn, er sollte sie untersuchen und die Angelegenheit auf einmal definitiv entscheiden. Natürlich wollte mein Mann nicht Richter in eigener Angelegenheit sein, doch der Bauer schüttelte den Kopf und sagte, es wäre doch besser, die Sache auf diese Art zu erledigen.

Die katholische Schule neben dem Franciscanerkloster war nicht eben geeignet, solche oder überhaupt gute Gefühle bei dem Volke zu entwickeln, trotz der häufigen Anwendung der Ruthe, — die hier für das einzige Mittel galt, um die Gefühle zu bilden. — Schien diese dem gestrengen Schulmeister nicht hinreichend wirksam, so gab er häufig eine Anweisung auf eine schärfere Züchtigung dem Schuldigen in die Hand, und sandte ihn in's Stadthaus, wo die Executivgewalt des Fleckens nicht ermangelte, die Anwei-

sung gebührend zu honoriren. — Natürlich protestirte ich gegen ein solches systematisches Ertödten jedes Ehrgefühls so laut und ernst, daß der Franciscaner-Guardian, der die Oberaufsicht über diese Schule hatte, zuletzt nachgab. Wir wollten diese Gelegenheit benutzen, um für die Erziehung etwas zu thun, wir versprachen daher unentgeldlich einen Baugrund, die Baumaterialien, und einen jährlichen Beitrag zur Erhaltung der Schule, wenn die Gemeinde den Rest dazu herbeischaffte und uns ein Veto bei der Wahl des Schulmeisters zugestanden würde. Der Dechant, der die Oberaufsicht der katholischen Districtsschulen hatte, ging ganz in unsre Ideen ein, und übernahm es, der Gemeinde den Vorschlag in unserm Namen selbst vorzutragen; doch die ehrwürdigen Väter waren jedem, wenn gleich indirecten Einfluß von protestantischer Seite so abhold, daß sie listig mit so viel Erfolg das ohnehin populäre Thema des Nichtzahlens so lange bei der Gemeinde ausbeuteten, bis unser Vorschlag verworfen wurde. Ich mußte die Angelegenheit von einer andern Seite anfassen, und da ich dachte, die Concurrenz könnte einen wohlthätigern Einfluß ausüben, als der

rationellste Vorschlag, gründete ich eine protestantische Schule mit so viel Erfolg, daß sie sehr bald mit Schulkindern, nicht nur protestantischen, sondern auch katholischen Glaubens überfüllt war, und der Lehrer, unser protestantischer Geistlicher, der sich dieser Mühe gern unterzogen hatte, nicht mehr im Stande war, ihnen zu genügen. Jetzt versuchte ich abermals mein Glück bei den Mönchen, und machte sie aufmerksam auf den Proselytismus, der ohne unser Zuthun, und gegen unsern Willen stattfinden muß, und nur in ihrem Eigensinn eine Erklärung findet, der es verschmäht, die Schule, die unter ihrer Aufsicht steht, zu verbessern.

Vielleicht hätte dies Argument gewirkt, und mein Vorhaben gefördert, doch die Revolution unterbrach meine Diplomatie und ich glaube kaum, daß die östreichische Centralisation und Militärdictatur meine Bemühungen zur Verbesserung des Volksunterrichts in Szécsény in demselben Geiste fortführte.

Drittes Kapitel.

Meine Schwiegermutter lebte im nördlichen Theile Ungarns in einer Gegend, die ganz verschieden war von jener, die uns umgab; dort erhob sich statt der sanften Hügel der Donaugegend die steile Karpathenkette, einzelne Spitzen erreichten die Schneeregion, und ihre scharfen Kanten am Horizonte wurden nur dann milder, wenn die sinkende Sonne einen rosigen Schleier über sie warf.

Diesen Gebirgszügen entspringen viele Mineralquellen, nahe an der polnischen Grenze finden wir Bartfeld, das am Ende des vorigen und im Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts oft ungewöhnlich belebt war, denn der Krieg, der in Deutschland wüthete, vertrieb die Spieler von Spaa, Baden und Wiesbaden, und sie versammelten sich aus ganz Europa in dem abgeschlos-

senen Bad am Fuße der Karpathen, das seitdem wieder ganz verlassen wurde. Trencsin, Tapolcsán und Pöstény sind jetzt häufiger besucht, da sie als Heilquellen wirksamer sind. Aber keines dieser Bäder hat eine Lage, die sich mit der romantischen Umgebung von dem Badeorte Schmecks messen könnte. Dieses ungrische Gräfenberg liegt auf der halben Höhe der Karpathen, wo die Vegetation spärlich zu werden beginnt, und die kahle Felsenspitze von Lomnicz, die höchste der Karpathen, von ewigem Schnee bedeckt, sich kühn zu den Wolken hebt. Dieser reizende Ort verdiente wohl häufiger besucht zu werden, aber außer dem König von Sachsen, den seine botanischen Studien her führten, kömmt kaum ein Fremder in die Grenzthäler zwischen Ungarn und Galicien.

Obgleich Ungarn beinahe in jedem seiner Theile viele Mineralquellen jeder Art besitzt, sind die Badeorte doch nicht stark besucht. Das Landleben ist mit der Geistesrichtung der Ungarn so innig im Einklang, die Gewohnheit der Gastfreundschaft bringt ihn so oft in Berührung mit seinen Nachbarn, daß er jene Erschlaffung, die der Ueberreiz der Wintersaison in den Hauptstädten

erzeugt, oder die Langeweile, die bei ganz abgeschlossenem Landleben sich des Geistes bemächtigt, gar nicht kennt. Jener Nervenreiz und jene Abspannung, die auf dem übrigen Continente die Bäder zu füllen pflegt, kömmt in Ungarn selten vor. —

Die schroffern Karpathenausläufer in den Gespanschaften von Trencsin und Liptau, und die sanftern in Sohl und Hont erheben sich über dem Waag- und über dem Granthale, beide reich an schönen Naturscenen, beide bekannt durch die Schlachten, die im Jahr 1849 die Wellen dieser Gewässer blutig färbten.

In allen diesen nördlichen Gespanschaften herrscht die slawische Bevölkerung vor, im Westen gehört diese der csechisch-mährischen Race an. Wir finden hier die Nachkommen jener zwanzigtausend Hussiten zerstreut, die im funfzehnten Jahrhundert unter Giskra von Brandeis sich für König Ladislav den Nachgebornen gegen Wladislaw den Ersten und Johann Hunyady schlugen, erst mit König Matthias Corvinus Frieden schlossen und sich ansiedelten. Wir finden sie besonders in den Comitaten Nógrád, Gömör und Lip-

tan und erkennen sie an dem Kelch, der bis jetzt an der Thüre ihrer Kirchen ausgehauen ist, und sie als ursprüngliche Calixtiner bezeichnet. Als im sechzehnten Jahrhundert das Licht der Reformation durch die Nebel mittelalterlicher Vorurtheile brach, trugen diese Böhmen, die schon vorbereitet waren für die neue Lehre, bedeutend dazu bei, daß die Reformation sich rasch in den slawischen Theilen von Ungarn ausbreitete. Dies geschah hauptsächlich durch die Verbreitung der böhmischen Uebersetzung der Bibel aus den Zeiten des Huß, die nächst Luthers deutscher und der englischen Bibelübersetzung nicht nur wegen ihrer Treue hochgehalten wird, sondern auch durch ihren Stil in der Literatur dieser Völker Epoche machte. Durch diese Uebersetzung ward das Böhmische zur Kirchensprache bei allen protestantischen Slawen in Ungarn, selbst dort, wo der Dialect der Gegend ein ganz verschiedener ist. —

Die Slawen in den Gespanschaften Zipsen, Sáros, Abauj, Zemplin und Torna sind in Sprache und Eigenthümlichkeiten weit mehr mit den Polen verwandt, als mit den Mähren; sie sind indolenter und ihre Schulen schlechter einge-

richtet, als die ihrer westlichen Brüder. Ueberhaupt sind die Schulen in Ungarn stets der Höhenmesser der Volkscultur bei allen Confessionen, mit Ausnahme der Katholiken, denn da die römische Kirche für die Staatskirche gilt, hängen ihre Erziehungsanstalten direct von der Regierung ab, während die Protestanten, Griechen, Unitarier und Juden ihre Kirchen und Schulen selbst erhalten müssen, und daher sie auch in jeder Hinsicht selbst regeln und beaufsichtigen. — Dagegen hält die Regierung so fest an ihrer unbeschränkten Oberaufsicht der katholischen Erziehungsanstalten, die sie übrigens häufig an die Bischöfe, Domherren und Pröbste überträgt, daß ich selbst mehrere Fälle kenne, wo die gutgemeinten Anträge protestantischer Gutsbesitzer zur Schulverbesserung nicht angenommen wurden, als sie auf ihren Gütern Schulen unter der Bedingung errichten wollten, daß es ihnen zustehen solle, den Schulmeister ernennen zu dürfen, und dies geschah in einem Lande, wo das Patronatsrecht als Reallast betrachtet wird, die mit dem Gute an jeden Gutsherrn übergeht, ohne Rücksicht, ob er katholisch ist oder nicht. Die Pflicht aber, die

Kirche und Pfarre zu erhalten, ist mit dem Rechte verbunden, den katholischen Pfarrer zu ernennen, den der Bischof bestätigen muß, wenn er ihm nicht einen canonischen Fehler nachweisen kann. —

Es knüpft sich manche slawische Sage an die Felsen, Wasser und Thalgründe der Karpathen, aber noch hat sich hier kein Schüler Grimms gefunden, der ihren alten Glauben aus ihren Sagen und Sprüchwörtern wieder hergestellt hätte. Wir können hier nur bemerken, daß die Felsblöcke in den Thälern (erratische Blöcke), die unter den Karpathen häufig vorkommen, sehr oft zum Gegenstand von Sagen wurden, die mit dem Teufel in Verbindung stehen.

So liegt z. B. in einem abgeschlossenen Buchenthale bei der Mineralquelle von Czeméthe in der Nähe von Eperies, dem Hauptorte des Saroser Comitats, ein großer Quarzblock mit einem tiefen Loche an der obern Fläche, der der slawischen Sage zufolge meist Gold war. Ein Hirt hatte nämlich um Mitternacht seine Seele an den Teufel verkauft um den Preis von hundert Centnern Goldes, die dieser vor Tagesanbruch ihm bringen sollte. Doch kaum war der Pact geschlos-

sen, und der Teufel fortgegangen, als Reue den Hirten erfaßte, der, um seine Seele zu retten, sich schnell erhing, ehe der Teufel sie in Empfang nehmen konnte. Als nun dieser einige Stunden später stattlich einherschritt, das Gold auf seinem Zeigefinger künstlich balancirend, fand er statt des Schäfers nur dessen todten Körper. Als er sich auf diese Art um die Seele betrogen sah, warf er wüthend das Gold auf den Leichnam, es ward zu milchweißem Quartz, und der Eindruck des Teufelsfingers blieb im Blocke.

Noch unterhaltender ist aber die Sage vom erratischen Blocke, der in Zipsen unter dem Schlosse Lublau in der Popper liegt. Der Schloßherr, so heißt es, wollte sein Schloß nach einer Feuersbrunst prächtiger aufbauen, aber es fehlte ihm an Gelde. Er beschloß daher, den Teufel zu Hilfe zu rufen, ging hinab zum Teufelstein, und verschrieb dem Bösen alle Seelen derjenigen, die im Schlosse sein würden im Augenblicke, wo der Schlußstein in die Wölbung der Ritterhalle eingefügt würde. Der Teufel gab ihm dafür sieben Kisten voll Goldes und der Neubau begann rasch unter Pauken- und Trompetenschall. Aber nicht

nur das Gold des Teufels förderte den Bau, zum großen Erstaunen des Bauherrn erhoben sich die Mauern nächtlich in demselben Maaße, in dem sie über Tags gebaut wurden, es blieb kein Zweifel übrig, der Teufel war ungeduldig geworden und baute selbst mit. Der ausgedehnte Bau nahte sich augenscheinlich seiner Vollendung und der Schloßherr wurde täglich beklommener; vergebens wollte er den Plan vergrößern, jeder Vorsprung des Felsens trug schon einen Thurm, und die Stunde der Zahlung war da. In seiner Verzweiflung ging er jetzt hinab zum rothen Kloster und beichtete seine Sünde dem Abt, den er seit dem Beginne des Baues nicht mehr besucht hatte. Dieser verlangte natürlich, daß ihm vorerst die drei Goldkisten überliefert würden, die von des Teufels Darlehen noch übrig geblieben waren, denn nur der Segen der Kirche und die Verwendung fürs Kloster könne den Fluch abwenden, der auf ihnen lastete, und sandte dann eine geweihte Glocke in das Schloß, mit dem Befehl, sie in dem Momente ertönen zu lassen, wo der Schlußstein in die Wölbung des Rittersaals eingefügt wird. Der Teufel war schon im Anzug,

als dies geschah; einen ungeheuren Felsblock im Arme, kam er daher geflogen, um die Arbeiter im Schlosse darunter zu begraben, aber der erschallende Ton der geweihten Glocke lähmte ihn, seine Kraft verließ ihn, und der Felsen stürzte hinab in die Popper. Der Teufel verfluchte nun den Schloßherrn wegen des gebrochenen Vertrages, daß er und seine Nachkommen nie Geld haben und nie Credit finden sollten. Die financiellen Wirren der Schloßbesitzer und der Eindruck der fünf Teufelsfinger im Blocke gelten noch jetzt als Beweis der Wahrheit dieser Sage für das Volk in der Umgegend.

Eben so interessant ist die Sage vom Bache an der Branyiskomühle. Er war versiegt, die Mühle stand still, und der Müller irrte in Verzweiflung im Walde herum, um Schwämme zu suchen, denn Frau und Kinder hungerten. Hier fand er einen eleganten Herrn mit krummem Fuße, rothem Mantel und der Hahnenfeder auf dem Hute, der ihm versprach, der Mühle Wasser zu schaffen, wenn er ihm das schenken wolle, was er besitze, ohne es zu wissen. Der Müller erkannte zwar den Herrn, aber er schlug ein und

eilte nach Hause. Schon von ferne hörte er das Mühlrad lustig klappern, und freudig kam ihm seine Schwiegermutter mit der Nachricht entgegen, seine Frau hätte so eben einen Sohn geboren. Den Müller tödtete der Schreck, denn der rothe Herr folgte ihm auf dem Fuße nach, wickelte den Säugling in den Mantel und nahm ihn mit sich. Lange hörte die arme Mutter nichts von ihrem verlornen Sohne, doch plötzlich kam die Nachricht, er sei wegen seiner ausgezeichneten Erziehung ein gewaltig großer Herr geworden, erst Doctor und Rechtsgelehrter, dann Minister in Wien. — Er vergaß auch seiner Geschwister nicht, er versorgte sie und alle Verwandte in größter Eile mit den besten Stellen, denn als er sein Werk gethan hatte, holte ihn der rothe Herr aus seinem Bureau, — und niemand hörte mehr von ihm. —

Wie im Nordwesten die einzelnen Slawen sich in Sprache und Sitten mehr den Böhmen, im Norden den Polen nähern, so sind sie im Nordosten alle ruthenischer Race. Sie kamen im vierzehnten Jahrhundert unter ihrem Fürsten Theodor Koriatovics aus Lodomerien (Roth-Ruß-

land, Wolodimir, Ost-Galicien). Sie sind von allen slawischen Stämmen die schwächlichsten, faulsten und unwissendsten. Alle sind in religiöser Hinsicht unirte Griechen, aber ihre Geistlichkeit ist nicht gerade durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet, und trägt nicht viel dazu bei, ihnen westliche Ideen einzuflößen. Sie erkennen die Supremathie des Papstes an, aber sie ertheilen und empfangen das Sacrament unter beiden Gestalten; die Geistlichen heirathen, aber nur einmal, die zweite Ehe ist diesen verboten. Um das Hauptdogma, das die östliche Kirche von der westlichen Kirche scheidet, ob nämlich der heilige Geist vom Vater allein, oder vom Vater und Sohn zugleich ausgehe, kümmern sie sich nicht viel. Ihre Bibel und Liturgie ist in der altslawischen Kirchensprache ihrer Apostel Cyrillus und Methodius abgefaßt, die auch ihr Alphabet erfanden. Die jetzigen Priester der Ruthenen kennen übrigens die Sprache der Liturgie gar nicht, und ihre Charactere nur wenig, und da sie kaum einige Schulen besitzen, sind die Ruthenen auch der abergläubischeste aller Volksstämme, die in Ungarn wohnen. — Eins der merkwürdigsten Bei-

spiele davon sehen wir in ihrer Wallfahrt im Ungvarer Comitat. Hier steht über dem Bache Latorcza am Fuße eines steilen Abhanges ein Basilitenkloster, zu dem die Ruthenen jährlich aus der ganzen Umgegend zusammenströmen, um Ablaß für ihre Sünden zu erlangen. In langen Processionen kommen die Gemeinden mit Gesang und wehenden Kirchenfahnen auf dem Wege zum Kloster zusammen, und wandern bis zur Höhe, an deren Fuße die Latorcza strömt. Dem Volksaberglauben zufolge ist aber der Ablaß für jene der vollständigste, die sich zuerst im Wasser des Flusses baden, wie die Griechen des Homer wollen sie ihre Sünden in die Wellen werfen. Wie sie daher die Anhöhe erreicht haben, verstummt plötzlich der Gesang und ein Wettrennen eigenthümlicher Art beginnt; die ganze Masse des Volkes wälzt sich hinab zum Wasser, stürzt einer der Vorderen zu Boden, so fallen dutzendweise seine Hintermänner über ihn. Der Lärm, das Geschrei und Gekreisch erfüllt die Luft, und Männer, Weiber und Kinder stürzen sich in wilder Unordnung in die Wellen des glücklicherweise im Sommer seichten Flusses. Es ist eine Scene, die

mehr an Jaggernath erinnert, als an Europa, denn selten geht eine solche Procession vorüber, ohne daß einige der Wallfahrer ein Opfer von Krankheit oder von der Anstrengung werden. Alle sind aber glücklich, ihre Sünden in der Latorcza ertränkt zu haben, niemand jedoch mehr als die Mönche, denn nach dem kalten Bade geht das Volk in nassen Gewändern in das Kloster, kniet dort vor jeder Kapelle betend nieder und läßt in jeder derselben als fromme Opfergabe einige Kupferkreuzer.

So sehr die niedern Classen in der obern Gegend sich in Sprache, Bildung und Kleidung von den Bewohnern der südlichern Comitate unterscheiden, so fand ich, daß die höhern Classen sich in ganz Ungarn ziemlich glichen. In Oberungarn ist zwar der Adel im allgemeinen ärmer, und hat viel mehr Hang zur Ostentation, als anderswo, daher hat auch Sáros den Spottnamen der ungrischen Gascogne erhalten; trotz dem gibt aber die herrschende Herzlichkeit dem gesellschaftlichen Verkehr einen solchen Reiz, daß manches nur gutmüthiges Lächeln erregt, was, mit affectirter Prätension gepaart, unerträglich wäre.

In den nördlichen Comitaten ist die Wolfsjagd ein häufiges Vergnügen, und Bären- und Eberjagden sind nicht selten. Im Winter kommen die Wölfe nicht nur in die Nähe zerstreuter Hütten, sondern besuchen manchmal selbst die nächste Nachbarschaft der Städte. Ein solcher Besuch erregt natürlich eine so allgemeine Bewegung, daß der unglückliche Wolf seine Neugier sehr bald mit dem Leben büßen muß. —

Jagden, Bälle, Hochzeiten, Namenstage und improvisirte Feste sind stets ein willkommener Vorwand für ein beständiges Gehen und Kommen. Uebrigens braucht es keines Vorwandes, um sich in einem Lande häufig zu sehen und zu versammeln, wo die Gastfreundschaft zu den bezeichnendsten Characterzügen des Volkes gehört. In neuerer Zeit haben zwar die allgemein europäischen Gebräuche sich auch in Ungarn bedeutend ausgebreitet, aber die Eigenthümlichkeiten des Volkes noch nicht ganz verwischt. Gute Wege und verbesserte Communicationsmittel, so angenehm für den Reisenden, so wichtig für den Handel, sind für jene patriarchalischen Verhältnisse nicht vortheilhaft, die eigentlich die Lichtseite des Feudal-

systems bildeten, wenn sie gleich häufig in die lächerlichste Excentricität übergingen. — Solchen Eigenthümlichkeiten konnte man in Ungarn noch im Beginne dieses Jahrhunderts begegnen.

Als eines der merkwürdigsten Beispiele feudalen Uebermuthes hörte ich oft Baron Palocsay nennen, er erlaubte nie, daß ein Comitatsbeamter auf seinen Gütern die Verordnungen des Comitats ausführe, er bat die Beamten, sie möchten sie ihm zusenden, und er vollzog sie auf das Gewissenhafteste, selbst wenn sie seine eignen Interessen verletzten; denn er wollte nicht, daß auf seinen Gütern außer ihm noch jemand anderer befehle. Da er oft große Summen auf Wahlen verwendete und durch seine großartige Hospitalität und Wohlthätigkeit bedeutenden Einfluß auf die Beamten ausübte, gaben sie oft diesem seinem aristocratischen Dünkel nach. Trotz seiner Gastfreundschaft war aber sein Schloß manchmal dennoch leer, besonders im Winter, denn er kam stets nur in Geschäften in die Stadt, ohne dort lange zu verweilen, und so kam es, daß der Baron sich langweilte. Da schickte er denn seine Leute aus, Gäste zu holen; sie gingen auf die

Landstraße, die von Sáros nach Zipsen und Galicien führt, und wenn sie einen anständigen Reisewagen sahen, zwangen sie die Reisenden mit Gewalt, in das Schloß zu kommen, wo der Baron sie stets drei Tage lang zurückhielt, ohne sich an ihr Protestiren zu kehren, und sie fürstlich bewirthete. Er sagte stets, drei Tage lang dürfe man jeden Fremden als Gast zurückhalten, bleibt er länger, so ist es eine Ehre für den Wirth. —

Diesen Begriff von Gastfreundschaft haben übrigens noch immer viele Ungarn, und ich kannte einen Herrn von Sz., der, einst zum Besuch geladen, im Hause und auf dem Gute seines Wirthes sieben Jahre lang blieb. Dies war freilich eine Ausnahme, aber Besuche von zwei drei Monaten sind nicht selten in Ungarn, und zeitweise hört man Leute, die mit zwei, drei kleinen Kindern zu Besuch kommen, um Verzeihung bitten, daß sie nicht alle die „Kleinen" mitgebracht hätten.

Das merkwürdigste Schauspiel bot übrigens das Schloß des Barons jährlich im Herbste dar. Dies ist in Oberungarn die Jahreszeit der Bauernhochzeiten, die Feldarbeiten sind zu Ende, die Ernte füllt die Scheunen, der Bauer hat die Zeit

zum Heurathen und die Provisionen zum Hochzeitsschmaus. Um diese Zeit versammelte der Baron jährlich alle Mädchen von sechzehn bis zwanzig und alle jungen Burschen von zwanzig bis vier und zwanzig Jahren aus seiner Herrschaft, es waren sämmtlich Slovaken. Er stellte sie in zwei Reihen auf und sagte musternd: „Du Janko, du paßt gerade für Maresa (Marie), du Andris für die Hanesa" (Anna) und so fort, die Paare traten zusammen und gingen in die Schloßcapelle, wo der Caplan sie sogleich als Brautpaare verkündete und in vierzehn Tagen traute. Jedes dieser Paare erhielt eine Kuh und sonstige Hauseinrichtung für den neuen Haushalt. Wenn aber zufällig einer der Burschen protestirte, und meinte, er möge die Hanesa nicht heurathen, ihm sei die Ilya (Helene) lieber, so sagte der Baron, er glaube dies nicht, und der Bursche mußte hinausgehen und als Beweis seiner wahren Liebe fünf und zwanzig Stockprügel aushalten. Bebte er vor dieser Probe seiner Gefühle nicht zurück, so durfte er frei unter den Mädchen wählen.

Dieses merkwürdige Exemplar alter Feudalsitten starb am Anfang des Jahrhunderts, sein Sohn erbte seine Eigenthümlichkeiten, aber er wurde ein moderner philosophischer Conservativer aus der deutschen Schule, der dabei in der Landwirthschaft die keckſten Reformen einzuführen bemüht war und dadurch erkleckliches Geld verlor; der Enkel, der jetzige Herr der ausgedehnten Herrschaft, ist der vollkommenste Angloman in Ungarn, der stolz darauf ist, daß er oft von Fremden für einen Engländer gehalten wird. —

Ein Original ganz anderer Art war der alte Graf Festetics, der reichste Magnat Ungarns, dessen Güter am Plattensee lagen. Im Mannesalter als Officier bei der Bewegung im Jahr 1790 compromittirt und einige Zeit eingekerkert, zog er sich ganz auf seine großen Güter zurück und lebte hier in fürstlicher Weise. Er war nicht nur gelehrt, sondern auch sehr vernünftig, seine satyrische Ader und seine Weltverachtung verbarg er unter der Maske der auffallendsten Höflichkeit, die beinahe an Blödigkeit grenzte, man wußte nie, ob er im Ernst oder Scherz spräche. Da er die Menschen verachtete und die Ueberzeugung

hatte, Jedermann habe einen Preis, um den er gekauft werden könne, ward es zur Manie bei ihm, die Leute ohne Unterschied zu bestechen, ohne dabei einen andern Zweck zu haben als den, zu wissen, daß sie ihm verpflichtet seien. Diese Manie ging so weit, daß er einst selbst seinen Monarchen, den Kaiser Franz zu bestechen versuchte. Der Kaiser war auf seinem Wege nach Croatien in das Schloß des Grafen gekommen und übernachtete daselbst. Längst war die politische Untersuchung gegen ihn vergessen, der Kaiser war huldreich, der Graf empfing ihn mit Festlichkeiten im glänzendsten Stil. Als sich aber der Kaiser zur Ruhe begeben hatte, kam der Graf noch einmal zum Oberstkämmerer und verlangte noch die Gnade einer Audienz bei dem Monarchen. Vergebens stellte dieser dem Grafen vor, der Kaiser sei schon zu Bette, der Graf wiederholte aber, die Angelegenheit, die er mitzutheilen habe, sei von der höchsten Wichtigkeit, so daß der Oberstkämmerer es für seine Pflicht hielt, dies dem Kaiser zu melden. Kaiser Franz ließ dem Schloßherrn sagen, er könne ihn zwar nicht mehr sehen, er möge aber sein Anliegen

dem Oberstkämmerer mittheilen. — Graf Festetics begann nun mit der unterthänigsten Miene zu erzählen, wie er zu Ehren des Kaisers ein großes Feuerwerk und eine Illumination habe veranstalten wollen und zu diesem Zwecke hunderttausend Gulden bestimmt hätte; daß aber der Herr Comitatsgeschworene dies wegen der Strohdächer im Dorfe nicht erlaubte, damit die Gefahr einer möglichen Feuersbrunst beseitigt werde. Da nun die hunderttausend Gulden schon einmal zum Feuerwerk bestimmt seien, nicht sowohl um den Kaiser damit zu überraschen, der natürlich viel prachtvollere Feuerwerke schon gesehen hat, sondern um den guten Willen zu beweisen, der dem Kaiser überall entgegen kömmt und ihn auf jede Art zu ehren bemüht ist, so hätte der Graf um die Gnade bitten wollen, die hunderttausend Gulden in k. k. östreichischen Einlösungsscheinen an der Nachtlampe des Kaisers verbrennen zu dürfen, da ihm aber dies Glück nicht mehr zu Theil werden könne, bitte er den Oberstkämmerer, er möge dies Alles Seiner Majestät melden und die Einlösungsscheine, die er ihm dabei einhändigte, in seinem Namen verbrennen. — Der

Oberstkämmerer, ganz verblüfft über die sonderbare Zumuthung, ging zum Kaiser hinein, der schon neugierig war, was denn eigentlich das Geheimniß des Grafen sei und erzählte ihm die ganze Unterredung. Franz der Erste, für den Geld stets einen unwiderstehlichen Reiz hatte, nahm die Noten in Empfang und sagte: „Der Graf ist ein Narr, wir werden aber das Geld nicht verbrennen." — Graf Festetics hatte seinen Zweck erreicht. —

Nicht weniger eigenthümlich wie im Verhältniß zu seinem Monarchen, war der Feudalmagnat, wenn er mit seinen Untergebenen und seines Gleichen zu thun hatte.

Der Graf hörte einst, einer seiner Beamten sei nachlässig, läge lange im Bette und komme stets spät zu den Arbeitern. Um sich in Hinsicht dieser Anschuldigung zu überzeugen, fuhr der Graf vor Tagesanbruch zu dem Beamten und trat um sechs Uhr zum größten Schreck desselben, — denn er lag richtig noch im Bette, — in das Zimmer ein. „Es ist mir sehr leid, Sie krank zu finden," so begrüßte er den Faulen, „Sie wissen, ich beschäftige mich oft mit Medi-

ein, vielleicht kann ich Ihnen helfen, was fehlt Ihnen?" Der Beamte klagte über Kopfweh, der Graf ließ ihn mit einem warmen Pelz zudecken, Kamillenthee bereiten, den er ihm eigenhändig eingab, und blieb an seinem Bette, indem er sich mit ihm auf das freundlichste über Wirthschaftsangelegenheiten unterhielt und ihn zeitweise an das Kopfweh erinnerte. Der Beamte, der unter der schweren Pelzdecke schon in Verzweiflung war, athmete endlich frei auf, als sein Herr ihn nach sechs tödtlichen Stunden verlassen hatte, aber am Abend erhielt er einen eigenhändigen Brief von demselben, in dem dieser sein inniges Bedauern ausdrückte, die ausgezeichneten Talente des Beamten wegen dessen schwankender Gesundheit nicht länger benutzen zu können, denn er brauche zu der Führung seiner Geschäfte gesunde kräftige Leute; er entlasse ihn daher mit dem Wunsche, daß seine Gesundheit bald hergestellt würde. —

Graf A., der Obergespan des Comitats, erhielt auf ähnliche Weise einst eine Mittheilung vom Grafen. Unser Pair hatte, um seinen einflußreichen Freund zu verbinden, ihm ein schö-

nes Gut wohlfeil in Pacht gegeben. Nach einigen Jahren sah er aber, daß seine Interessen im Comitate nicht besonders vertreten wurden; die Landstraße, die durch die Güter des Grafen führte, wurde vernachlässigt, seine Angelegenheiten stets vertagt, seine Wünsche nicht berücksichtigt, seine Protegés zurückgesetzt. Er beschloß, seine Unzufriedenheit dem Obergespan auf feine Art zu wissen zu thun, ließ daher seinen Fiscal kommen und sagte ihm:

„Sie werden zum Grafen A. gehn und ihm sagen, ich hätte beschlossen, das Gut, das er bisher gepachtet hatte, unter eigene Administration zu nehmen. Graf A. wird Sie sicher fragen, warum dies geschehe, — Sie werden ausweichend antworten und endlich gestehen, daß Sie in Hinsicht dieser Angelegenheit eine geheime Instruction hätten. Natürlich wird er diese sehen wollen, Sie werden sie ihm nicht zeigen und bemerken, daß Ihre Existenz, Ihre ganze Zukunft davon abhänge, daß Niemand diese Instruction sähe. Er wird Ihnen darauf für den Fall, daß ich Sie entließe, vollkommne Schadloshaltung versprechen und Sie werden ihm dann folgende

geheime Instruction zu lesen geben." Das Document lautete:

1) Obgleich ich seit Jahren stets jede Rücksicht für den Grafen A. hatte und ihm jede Gefälligkeit gern erwies, in der letztern Zeit aber blos, um ihn zu verbinden, ihm ein Gut unter dem Preis in Pacht gab, sehe ich doch, daß er eigennützig und unloyal (denn er hätte entweder das Gut nicht in Pacht nehmen, oder aber meine Interessen wahren sollen) keine Rücksichten für mich nimmt und meine gerechtesten Forderungen im Comitate vertagen läßt. Wegen dieses seines ganz unerwarteten Betragens habe ich mich entschlossen, ihm den Pacht zu kündigen und das Gut unter eigene Regie zu nehmen.

2) Wenn mein Fiscal diese meine geheime Instruction irgend Jemanden mittheilen sollte, so wird er augenblicklich seiner Bedienstung entlassen werden, seine Zahlung und jeden Anspruch auf eine Pension verlieren. —

Was Graf Festetics vorausgesehen hatte, geschah; nach vielen vorausgegangenen Versprechungen des Grafen A. übergab ihm der Fiscal die geheime Instruction. A. fand zwar seine Er-

wartungen sehr getäuscht, er konnte sich aber des Lachens über die Diplomatie Festetics's nicht enthalten und sagte dem Fiscal, er wolle die Angelegenheit mit dem Grafen persönlich abmachen. Er fuhr gleich nach Keszthely zum alten Grafen, der ihn sehr freundlich empfing, und als A. ihn fragte, warum er eben das fragliche Gut nicht länger bei ihm in Pacht lassen wolle, sagte er: „Ich wußte nicht, daß Sie es behalten wollen, ich lasse es gern in Ihren Händen, aber ich war fest überzeugt, Sie seien des Pachts müde geworden.“ — Er hatte sich nie mehr über den Grafen A. zu beklagen. —

Aber die Ironie Festetics's äußerte sich stets am großartigsten, so oft er in Berührung mit dem kaiserlichen Hause kam. Einst besuchte ihn der Palatin Erzherzog Joseph auf dem Schlosse Csakathurn in der Epoche, als es klar zu werden begann, daß Kaiser Franz die Absicht habe, keinen Landtag mehr in Ungarn zu berufen. Der Graf empfing ihn auf das unterthänigste, und bot sich an, den Cicerone im Schlosse der Zrinyis zu machen. Er zeigte ihm verschiedene Ahnenbilder, historische Denkmäler, und blieb

endlich vor einem Bilde stehn. „Kaiserliche Hoheit,“ sagte er in seiner demüthigen Manier, „dies ist das merkwürdigste Gemälde im Schlosse. Pannonia und die Göttin der Freiheit sind hier vorgestellt, wie sie eine mit der Krone des heiligen Stephan verzierte Säule aufrecht halten, die der böhmische Löwe vergebens umzustürzen bemüht ist, in der Ecke steht die Jahreszahl. Kaiserliche Hoheit werden daraus ersehen, daß dies Bild sich auf die glorreiche Regierung Ihres Urgroßvaters bezieht, unsers unvergeßlichen Königs Carls des Dritten, der als Kaiser den Namen des Sechsten führte. Es ist eine Allegorie, die sich auf eine der merkwürdigsten Regierungsereignisse dieses Monarchen bezieht. Kaiserliche Hoheit wissen, daß unter ihm der alte Plan, Ungarn mit Oestreich zu amalgamiren und die Constitution aufzuheben, abermals aufgenommen wurde. Man bezeichnete dies bei Hofe mit dem Ausdruck „man müsse den Ungarn böhmische Hosen anziehen“ als Erinnerung an den glücklichen Staatsstreich Kaiser Rudolphs, der die hartnäckigen Böhmen doch der Centralregierung in Wien unterwarf, obgleich dies erst nach einem

dreißigjährigen Kriege vollkommen gelang. Dieses Vorhaben symbolisirt der böhmische Löwe, denn die gekrönte Säule soll die Constitution Ungarns versinnlichen. Die zwei Genien aber, die die Säule stützen, sind, wie kaiserliche Hoheit wohl bemerkt haben werden, Porträts, es sind die liebenswürdigen Freundinnen, die Gräfin Strattmann und die Fürstin Pignatelli, deren ersterer bekanntlich der Prinz Eugen von Savoyen, letzterer der Kaiser nie etwas abschlagen konnte und deren vereinten Bitten der Monarch nachgab. Trotz des Rathes seiner Minister blieb er der beschwornen Constitution treu und ersparte dem Lande einen Bürgerkrieg. Dies Bild verewigt nun einerseits die hohe Gerechtigkeitsliebe des Urgroßvaters Eurer kaiserlichen Hoheit, anderseits aber jenen bekannten Zug des kaiserlichen Hauses, seine Politik häufig und glücklich durch liebenswürdige Damen leiten zu lassen. Ich zweifle nicht, daß dieses Bild Eurer kaiserlichen Hoheit ganz besonders gefalle." — Der Erzherzog nahm eine Prise, wandte sich zum Fenster und fand die Aussicht aus dem Schlosse

reizend; — er kannte den Grafen eben so gut wie dieser ihn. —

Wir sehen in B. Palocsay und Gr. Festetics zwei verschiedene sehr characteristische Typen altungrischer Feudalmagnaten, wie sie jetzt nicht mehr zu finden sind. Sie waren übrigens nicht blos durch ihre excentrischen Einfälle ausgezeichnet. Wo immer in der Nachbarschaft Baron Palocsay's ein Unglück sich ereignete, eine Feuersbrunst, Viehseuche oder Hagelschlag, war er stets der erste, der Hilfe spendend sich nahte. Graf Festetics bewies aber noch großartiger seine großartige Munificenz. Er errichtete in Keszthely auf seinem Gute das erste landwirthschaftliche Institut, das Georgicon, das mit einer Musterwirthschaft verbunden war, lange bevor Hohenheim und Möglin gegründet waren. Er liebte und unterstützte Kunst und Wissenschaft und war ein Mäcen für ungrische Schriftsteller zu einer Zeit, wo die ungrische Literatur außer ihm kaum eine Stütze fand. Solchen Männern verzeiht man gern ihre Eigenthümlichkeiten, das Volk gewährt ihnen das Privilegium der Originalität. —

Die Characteristik des Grafen Festetics führte uns unwillkührlich vom Fuße der Karpathen an die Ufer des Plattensee's. Wir kehren zurück zum Norden, zu seinen freundlichen deutschen Städtchen, die besser gebaut sind und mehr Industrie in sich schließen, als die dorfähnlichen Flecken des fruchtbaren Südens. Die schönste und größte Stadt in Oberungarn ist Kaschau, der Centralort des Abaújer Comitats, mit einem herrlichen gothischen Dom, in dem wir das schönste Tabernakel altdeutscher Architectur bewundern, gebaut unter Matthias Corvinus, — ein treuer Freund, der sich in den Stürmen des vorigen Jahres bewährt hat, Dr. Emrich Henszlmann hat vor einigen Jahren in einem Prachtwerk dies Monument würdig publicirt.

Ans Abaúj grenzt das Zempliner Comitat, mit seiner reichen Ebene im Süden, oft von den Wassern des Bodrog und der Theiß überfluthet und mit den Hügeln der Hegyallya, auf denen der kostbare Tokayer wächst. Der Wein führt seinen Namen von dem Marktflecken Tokay, wo die Fürsten Rákóczy ihre Keller hatten; doch der beste Wein wird nicht in Tokay und auch nicht

in den königlichen Weingärten erzeugt, wie man gewöhnlich glaubt, wir finden ihn in Maád, Keresztur, Tolcsva und Szeghi, in den Weingärten kleinerer Besitzer, die dieselben ausgezeichnet bebauen. — Der Wein selbst setzt eine besondere Sorgfalt bei der Bereitung voraus; — die Lese beginnt erst mit dem Monat November, denn die Süße dieses Königs der Weine ist durch die vollkommne Reife der Beeren bedingt. Einige von ihnen schrumpfen auf dem Stocke selbst zu Rosinen zusammen, sie werden unter dem Namen Trockenbeeren sorgfältig ausgelesen, zu einem Brei zerstampft, der Most darauf während der ersten Gährung aufgegossen, wodurch er jene Süße, jenen Geist und Geruch erhält, der ihn vor allen Weinen Europa's auszeichnet. —

Ehe Polen getheilt wurde und selbst später, ehe die hohen Zölle, durch die das russische Leder aus der östreichischen Monarchie ausgeschlossen wurde und den Russen den Vorwand gab, den Einfuhrzoll des ungrischen Weines zu erhöhen, waren die Gärten der Hegyallya blühender, da aber der Wein jetzt bloß nach Schlesien und

Ostpreußen ausgeführt wird, ist der Wohlstand dieser Gegend sehr gesunken. —

Maád hat übrigens nicht nur die besten Weine, sondern es ist auch der gesellschaftliche Centralpunkt der Weinlese. In einem lieblichen Thale gelegen, von Hügeln rings herum geschützt, ist sein Clima so mild, daß ländliche Unterhaltungen dort noch im Spätherbst häufig sind. Mit Wehmuth, wie man sie fühlt, wenn die Bilder vergangener Freuden und späterer Leiden an uns vorübergehen, erinnere ich mich auch jetzt eines fröhlichen Festes auf dem Király, einem Weinberg, der durch seine imponirende Trachyt-Formation den Namen „des Königs" führt. Am 31. Oktober 1845 saßen wir beisammen, uns des goldenen Glanzes der durchsichtigen Trauben erfreuend, deren Hülse so dünn ist, daß sie beim Versenden zerspringt. Die reichen Reben-Gewinde in der Farbenpracht des Herbstes bildeten einen schönen Gegensatz zu den unbestimmten Umrissen der weit ausgedehnten Landschaft zu unsern Füßen; auf der in der Ferne der schimmernde Nebel der Mittagsatmosphäre ruhte, und uns die weite Ebene jenseits der Silberfläche der

Theiß nur gleich einem Traumbild erscheinen ließ. Alles war um uns herum in Bewegung, — die Leser aßen beinahe mit derselben Hast die Trauben, mit der sie sie klaubten, und ließen sich wenig durch die Herren stören, die mit der Pfeife im Munde als Aufseher hinter ihnen hergingen, die Frauen waren beschäftigt, das Mahl zu bereiten, leere Weinfässer dienten zur Tafel und wurden gedeckt, mit Tellern, Messern, Gabeln und Gläsern besetzt, Scheffel wurden zu Sitzen, die Diener waren geschäftig, mit Shawls und Mänteln sie bequem zu machen und die Kinder der Winzer zündeten ein Feuer an, groß genug, um einen Ochsen zu braten. Es war eine freundliche Scene sorglosen Vergnügens, aber erst als Marczi mit seinen dunklen Gesichtszügen und Silberhaaren an der Spitze der Zigeunerbande erschien, und gleich einem Zauberer im Feenmährchen seine fremdartigen Klänge mächtig ertönen ließ, bemächtigte sich der Genius der Freude aller Gemüther. Die Trauben, Pfeifen, die Shawls und Mäntel, das Tafelgeräth und Feuer war vergessen und Alt und Jung begann entzückt zu tanzen. Doch plötzlich änderte sich der Anblick

wie durch einen Zauberschlag, die Gesichtszüge wurden ernst, die Brust schwellten tiefere Gefühle, die Nationalmelodie des Rákóczy-Marsches ertönte stolz, und ging in den ergreifendsten Ausdruck des tiefsten Wehes über, als ob die Erinnerung der Glorie der Vergangenheit auftauchte. Bei diesen weichen Tönen sah ich einen ernsten Blick von einer Thräne erfüllt, der später im Donner der Kanonen im Schlachtfeuer ruhig blieb, das vor seinen Augen jene umtoste, die seinem Herzen die Nächsten waren. Ujházy erfreute sich damals mit uns patriarchalischen Wohlbehagens, — jetzt ist er ein Verbannter, vertrieben aus seinem Vaterlande, dem er so treu zuletzt noch als Civilgouverneur von Komorn gedient; er irrt mit seiner Familie an der transatlantischen Küste umher, nicht um einen Ort zu finden, wo er sein müdes Haupt in stiller Einsamkeit zur Ruhe legen könnte, sondern um durch harte Arbeit sich sein tägliches Brod zu erwerben und eine neue Existenz seinen Kindern zu bereiten.

Nicht weniger freudig als die Tage, waren die Abende während der Weinlese. Die ganze Gesellschaft vereinte sich auf heitern Bällen, wo

den vielen anwesenden Polen zu Ehren die belebte Mazurka mit dem ungrischen Csárdás, dem deutschen Walzer und der französischen Quadrille abwechselte. Selbst schlechtes Wetter, während der Lese für die Weinbauer stets eine Calamität, konnte die Heiterkeit nicht unterdrücken, und so schlecht auch die meisten Familien, die ihre Besitzungen in den Nachbarkomitaten hatten, während der Lese bewohnt waren, waren doch die gegenseitigen Besuche häufig, man lud sich gegenseitig ein, machte Besuche, rauchte, speiste und plauderte mit einander, und konnte man sich auch nicht stets unterhalten, so fehlte es doch nie an Zeitvertreib.

Was übrigens ungrische Gastmahle und Gesellschaften sind, kann nur der sagen, der sie zur Zeit der Comitats-Congregationen und Comitatswahlen zu sehen die Gelegenheit hatte.

Zu den Congregationen, die in jedem Vierteljahr gewöhnlich eine Woche lang dauerten, kamen die meisten Landedelleute in die Stadt oder den Marktflecken, wo das Comitat seinen Sitz hatte, und ihre Frauen begleiteten sie, um Bekannte zu sehen und die Comitatsverhandlungen

anzuhören, die stets die beste Schule für jene waren, die später auf der bedeutenderen Tribune des Landtags auftraten.

Bei diesen Comitatscongregationen fiel mir zuerst die Elastizität der ungrischen Sprache auf, geeignet zum Ausdruck streng logischer Beweisführung und sich ebenso leicht den mannigfaltigen Aeußerungen individueller Gefühlsweise anpassend. In ihrem Charakter eigenthümlich, in ihren Wurzeln finnisch, in ihren Formen tartarisch, steht sie allein da in der großen Familie der Sprachen, mit keiner derselben im Verhältnisse einer Mutter oder einer Tochter. Vor dreißig Jahren war es in Ungarn unfashionable, im Salon ungrisch zu reden, die deutsche Sprache nahm dann im Lande dieselbe Stelle ein, welche der französischen in aristocratischen Zirkeln in Süddeutschland gestattet wurde, und zum Theil noch jetzt gestattet wird.

Maria Theresia wirkte während ihrer dreißigjährigen Regierung so viel als möglich dahin, das nationelle Element in Ungarn zu unterdrükken, und die fremden Elemente emporzubringen. Ungrisches und protestantisches Gefühl war ihr stets unangenehm. Wo sie nur immer konnte,

zog sie nicht nur die ungrischen Aristocraten zu Hofe nach Wien, sondern vermittelte auch gern gemischte Ehen zwischen protestantischen Ungarn und katholischen Oestreicherinnen, bei welcher Gelegenheit natürlich der protestantische Theil die Verpflichtung übernehmen mußte, die Kinder dieser Ehen katholisch zu erziehen. So oft ein wohlhabender junger Protestant von Familie nach Wien kam, ward er bei Hof freundlich empfangen, und wo möglich, verheurathet. Wie dies geschah, zeigt uns die Geschichte der Heurath des Herrn v. Es . . . l. — Er war ein junger wohlhabender Mann, der zu seiner Unterhaltung nach Wien gekommen war, wo verschiedene seiner Bekannten sich anbothen, ihn der Kaiserin vorzustellen. Natürlich nahm er diesen Antrag an. Die Kaiserin sprach einige Worte mit ihm, und er erhielt an einem der folgenden Tage eine Einladung zum nächsten Hofball. Unbekannt mit der Gesellschaft, die sich durch die kaiserlichen Säle bewegte, stand der junge Mann in einer Ecke in Betrachtung des ihn umgebenden Glanzes verloren. Da näherte sich ihm plötzlich die Kaiserin, frug ihn, warum er nicht tanze, und bezeichnete ihm ein

hübsches Hoffräulein, mit der er tanzen solle. Natürlich entsprach er augenblicklich dem Befehl, und unterhielt sich noch mit dem Fräulein, als die Kaiserin wieder nahte, und sagte: „Ich sehe, daß Ihm M. gefällt, das ist mir sehr angenehm, da Er aber schüchtern zu sein scheint, so werde ich schon für Ihn mit ihr sprechen, ich will die Brautmutter werden, und Taufmutter Seines ersten Kindes sein.“ Die Kaiserin sprach bekanntlich mit Jedermann in der dritten Person. — Der junge Ungar war so überrascht, daß er keine Bemerkung sich erlaubte und das Fräulein heurathete; der Heurathscontract enthielt aber die Bedingung, daß alle Kinder katholisch erzogen werden müßten. —

Was Maria Theresia mit weiblichem Tacte beinahe durchgeführt hatte, das verdarb Kaiser Joseph durch seine heftige Hartnäckigkeit, mit der er die ungrische Constitution umstürzen und dem Lande die deutsche Sprache aufzwingen wollte. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß bloß dadurch jener Widerstand hervorgerufen wurde, der die Landtage von 1790 und 1792 characterisirte, ebenso wie das erneuerte Attentat Kaisers Franz

des Ersten, die Constitution Ungarns zu vernichten, jenes Selbstgefühl nationaler Kraft erweckte, welches in den letzten zwanzig Jahren so schnell und so mächtig das ungrische Leben in jeder Richtung durchdrang. — Jetzt ist es in Ungarn ungewöhnlich geworden, jener Sprache nicht Meister zu sein, die eine solche Gewalt über ein Volk poetischen Gefühls und orientalischer Einbildungskraft übte, wie dies sich oft bei den Comitats- und Deputirtenwahlen äußerte.

Wenn die Wahlperiode sich näherte, denn nach jedem dritten Jahre wurde der ganze Magistrat neu gewählt, war der Adel überall im Comitate in Bewegung. Die Partheien wurden durch irgend ein einflußreiches Mitglied derselben zusammenberufen, ein Ball, eine Jagd, ein Namensfest diente zum Vorwand, und während die jungen Herrn sich unterhielten, saßen die ältern beisammen und calculirten die Chancen, berechneten die Möglichkeiten, bestimmten die Zahl der Stimmen, die durch Familienverhältnisse und jener, die durch Bestechung gewonnen werden müßten, machten einen Kostenüberschlag für die Wahl, begannen eine Subscription, um sie zu

decken, versuchten Combinationen, durch die der Ehrgeiz der Candidaten derselben Parthei befriedigt werden könnte, und entwarfen den Plan des Wahlfeldzugs in großen Zügen. Bei dem Essen, zu dem sich Alles versammelte, — manchmal wohl über hundert Personen — wurde das Resultat dieser Conferenz durch einen Toast bekannt gemacht; man trank dem Candidaten der Parthei zu, und nannte die Namen des leitenden Comité's, von dem die übrigen Partheimitglieder ihre Instruction zu erhalten hatten. Nachmittag wurde die ganze Gespanschaft in kleinere Bezirke getheilt, und in jeden derselben einige junge Leute geschickt, mit Geld und einer Fahne von der Farbe des Candidaten versehn; zu gleicher Zeit wurde das Partheiabzeichen bestimmt und auf die Hüte aufgesteckt. Die gewöhnlichsten dieser Abzeichen waren der grüne Zweig für die eine Parthei, die Hahnenfeder für die andre, oder die weiße Feder für die Liberalen, die schwarze für die Conservativen; ein andermal war es die dreifarbige Straußfeder und die rothe, oder Laubholz und Nadelholz. Von größter Wichtigkeit war auch das Gewinnen guter Musikbanden und

ansprechender Gelegenheitsgedichte, denn auf die sogenannten „Kortes“ oder den Bauernadel, der Stimmrecht besaß, hatte nach der Güte des Weines nicht leicht irgend etwas einen größern Einfluß, als eine gute Musik, und mancher Candidat verlor einen Theil seiner Stimmen, weil seinem Gegner bessere Zigeunerbanden zu Gebote standen. In allen Dörfern, wo die Stimmberechtigten in größerer Anzahl wohnten, wurde die Partheifahne jeden Sonntag und Feiertag aufgesteckt; die Stimmberechtigten versammelten sich um sie, die Zigeuner fiedelten, das große Weinfaß wurde angezapft, der Tanz und Schmauß begann, und wurde nur von Zeit zu Zeit durch Festreden zu Ehren des Candidaten unterbrochen, seine Verdienste wurden erhoben, seine Versprechungen commentirt, und dabei kein Schimpf der Gegenparthei und dem Gegencandidaten erspart. Die Candidaten selbst mußten gewöhnlich einmal die Tour durch alle Dörfer machen, die für sie stimmen sollten; sie mußten mit den Leuten sprechen, trinken, rauchen, tanzen, und ihre Freunde mußten sich wirklich vollkommen für sie aufopfern. Die letzten Tage vor der Wahl waren

aber stets die heißesten; regelmäßig war damals das veranschlagte Geld vergeudet, und mehr mußte geschafft werden, die Stimmen stiegen im Preis, und die eigenthümlichsten Manoeuvres wurden versucht, um die Wähler der Gegenparthei zu gewinnen, oder wenigstens zum Wegbleiben zu bewegen. Da nun in den meisten Comitaten die Zahl der Wähler sich auf 1000 bis 5000 belief, so kann man sich wohl vorstellen, wie sehr hier intriguirt und wie viel Geld verschwendet wurde. Im Hauptquartier, dem Hause des Candidaten oder eines seiner einflußreichen Freunde, war es aber gar nicht mehr auszuhalten, Correspondenzen, Besuche, Anforderungen, politische Anfragen, wichtigthuende Anzeigen, ließen den Unglücklichen keinen Augenblick zur Besinnung kommen, Equipagen fuhren ab und zu und Kortesprocessionen erschienen im Hofe mit Fahnen und Musik.

Für alle diese mußte gesorgt, alle mußten freundlich empfangen, bewirthet und in einer oder der andern Art zufrieden gestellt werden, ohne daß der Candidat sich in zu positive Versprechungen verwickeln sollte. Tanz und Musik

waren oft sehr wirksame Auskunftsmittel, und die Damen des Hauses konnten sich nicht leicht einem Tanze mit irgend einem einflußreichen Kortesführer entziehen. Der ganze Haushalt kam bei diesen heitern Demonstrationen der Partheiaufregung in Verwirrung, denn so oft ein solcher Zug erschien und die Zigeunermusik ertönte, da war kein Halten mehr, Koch und Küchenmagd verließen den Heerd, mit Kochlöffel und Pfanne in der Hand, das Stubenmädchen mit dem Besen das Zimmer, der Bediente mit halbgeputzten Stiefeln des Herrn das Vorzimmer, der Tafeldecker mit Löffeln und Tellern den Speisesaal, und der Heizer mit der Feuerzange das Ofenloch, und alle wirbelten mit ihren Trophäen durcheinander, als ob die Tarantel sie gestochen hätte.

Endlich erschien der Vorabend der Wahl. Die Wähler zu Wagen und Pferde, geführt durch die jungen Herren, die die Wahldistricte bearbeitet hatten, kamen mit Hunderten wehender Fahnen, lauter Musik und noch lauterm Jubel zu dem Comitatshause, wo die Wahl vor sich gehen sollte. In der Nähe desselben waren überall Locale für sie gemiethet, wo die ganze Nacht hindurch bis

zum Morgen gegessen, getrunken, gesungen und getanzt wurde. Alles war in Ueberfluß da. Aber verlassen durften die Wähler ihre Höfe nicht, sie wurden scharf durch die Partheipolizei bewacht, damit sie sich nicht mit jenen der Gegenparthei vermischen, und entweder eine Schlägerei entstehe, oder sie einzeln abgefangen und bekehrt würden. Den nächsten Morgen zog Alles ins Comitatshaus, die Rede des Obergespans verlor sich im Getümmel, der Name des Candidaten wurde durch tausend und tausend heiserer Kehlen ausgestoßen, bis sich endlich der Lärm legte und das Abstimmen begann. Gewöhnlich votirten die Partheien abgesondert, jede an einem andern Ort, um zu keinem Conflict Anlaß zu geben; zu diesem Zwecke wurde manchmal auch Militär zwischen den Partheien aufgestellt, wodurch übrigens die Aufregung gewöhnlich noch vermehrt wurde, denn es erregte stets Mißtrauen, wenn die bewaffnete Macht sich in die Civiladministration einmischte, selbst wo es zum Schutze geschah. So wüthend aber auch die Partheien waren, ehe das Votum abgegeben war, eben so zahm wurden sie gleich darauf; die politische Aufregung machte

einer allgemeinen Abspannung Raum, und nach jeder Wahl konnte man sicher sein, alle jungen Leute wochenlang müde und heiser zu sehen. Einige ziemlich unblutige Duelle folgten zuweilen auf die Wahlen, und eine Erbitterung der geschlagenen Parthei gegen die siegende, vorzüglich wenn die Entscheidung nur durch eine geringe Mehrzahl erfolgt war; doch auch diese dauerte selten länger als ein halbes Jahr. Da nun diese Wahlen regelmäßig jedes dritte Jahr sich wiederholten, bildeten sie einen immer wiederkehrenden Gegenstand des Gespräches und waren für die Jugend, ohne Rücksicht der Partheien, stets vom höchsten Interesse, denn nie gab es mehr Bälle, Jagden und Unterhaltungen, als im Wahljahre. —

Viertes Kapitel.

Ich hatte mich sehr bald an das eigenthümliche ungrische Landleben gewöhnt, nur selten besuchte ich Pesth, noch seltener Wien.

Im Winter 1848 befand ich mich zufällig nach einer langen Abwesenheit wieder in Wien, als die Nachricht von der Pariser Februar-Revolution plötzlich Jedermann überraschte. Mein Mann war nach Preßburg gereist, wo er einige Deputirte bei dem Landtag besuchte, die seine Freunde waren; er kam am 1. März in Wien an; ich empfing ihn mit der Nachricht, in Paris sei eine Revolution ausgebrochen. Er sagte ganz ruhig, ich weiß es, Thiers und Odilon Barrot sind Minister der Regentschaft. Nein, erwiederte ich, die Republik ist proclamirt und eine provisorische Regierung eingesetzt, was sagst Du dazu?

Er ward sehr ernst, und sagte, diesen Herbst werden unsere Aecker nicht mehr mit Robot bearbeitet, die Feudalinstitutionen hören auf in Europa. Er sprach an mehreren Orten in diesem Sinne, aber in Wien hielt Jedermann seine Ansichten für excentrisch. Ich erinnere mich sehr gut an einen Abend, wo wir bei dem frühern Regierungs-Präsidenten von Galicien, mit dem Bruder eines spätern Ministers, zusammentrafen; der Gegenstand des Gespräches waren die französischen Verhältnisse, und die Herren sprachen offen ihre Furcht aus, daß Frankreich kriegerisch das monarchische Europa angreifen dürfte. Mein Mann meinte, Frankreich werde ruhig und innerhalb seiner Gränzen bleiben, aber in Deutschland seien die Throne der Fürsten und die Ruhe der Länder gefährdet. Kein Mensch glaubte ihm. Wenige Tage darauf war aber auch in Wien eine große Gährung sichtbar, die Sprache der Herren Schmerling und Bach, der Barone Dobblhof und Pillersdorf, der Grafen Breuner und Montecuculi, der Professoren Hye und Endlicher, und Anderer, die seitdem ebenfalls, wie diese, Minister oder Bureauchefs geworden sind, gegen

Metternich und sein System wurde täglich offener. Die Erzherzogin Sophie, so hieß es im Publikum, begünstige die liberalen Ansichten einer Opposition, die, bis jetzt aller Bedeutung entbehrend, plötzlich als eine moralische Macht dastand. Die französische Revolution hatte die Furcht vor der geheimen Polizei benommen, und in dem Augenblick, wo Jedermann seine Ansichten auszusprechen wagte, sah man plötzlich, daß die große Mehrzahl aller Classen längst die verdummende Politik Metternichs verabscheut hatte. Die Rede Kossuths, in der Sitzung des ungrischen Landtags am 9. März, in der er offen aussprach, „die ungrische Constitution sei nicht eher sicher vor immer wieder erneuerten Staatsstreichen, als bis die übrigen Provinzen Oesterreichs auch constitutionelle Garantien erhalten," fiel wie ein zündender Funke unter die schon aufgeregten Wiener. —

Geschäfte riefen uns nach Hause, wir verließen Wien am 9ten, ohne zu ahnen, welche Tage bevorstünden, und fuhren, ohne uns aufzuhalten, auf unser Gut. Den 16ten in der Nacht erzählte hier ein Reisender, der von Pesth

kam, in Wien sei eine Revolution ausgebrochen und in Pesth zögen die Leute wie berauscht mit Fahnen herum. Mein Mann setzte sich gleich zu Wagen und fuhr nach Pesth. Hier erzählte man ihm von der Revolution des 13. März in Wien, von dem Sturz und der Flucht Metternichs, von der Ankunft der Deputation des ungrischen Landtags am 15ten, und den Concessionen, die derselben im Prinzip gewährt wurden, wie ferner zur selben Zeit in Pesth eine Nationalgarde errichtet, die Censur factisch abgeschafft, und die politischen Gefangenen befreit worden seien. Eine große politische Agitation herrschte in Pesth, ein Ausschuß regierte die Stadt und das Comitat, und vermittelte die Verbindung mit den Behörden; überall auf den Plätzen wurde die Nationalgarde eingeübt, und Menschenhaufen versammelten sich, die über politische Fragen discutirten; hauptsächlich darüber, ob die Juden sämmtliche bürgerliche Rechte genießen sollten oder nicht, und ob sie in die Nationalgarde eintreten könnten. Die deutsche Bevölkerung war judenfeindlich, die ungrische dagegen und die Jugend erklärte sich für die vollkommene Emancipation.

Diese Frage brachte mehr Aufregung hervor, als jede andere. Doch die Agitation der Gemüther erhielt plötzlich eine andere Richtung. Der Landtag in Preßburg hatte besonnen fortgearbeitet, ohne vom allgemeinen Schwindel ergriffen zu werden, und discutirte das Preßgesetz auf derselben Basis fort, auf welcher es mehrere Wochen vor der Pariser Revolution vor das Haus gebracht worden war. Natürlich war darin das System der Cautionen, der Geld- und Gefängnißstrafen festgehalten, da jedes Preßvergehen durch eine Jury gerichtet werden sollte. In Pesth fand man die Strafen zu stark, die Cautionen zu hoch, die Schwierigkeiten, die der täglichen Presse hemmend entgegentraten, zu häufig, um so mehr, als das zu gleicher Zeit erschienene östreichische provisorische Preßgesetz liberaler war, als das ungrische, und demungeachtet in Wien von den Studenten öffentlich zerrissen und von den erschrockenen Ministern zurückgenommen wurde.

Mein Mann wurde mit einer Petition der Pesther nach Preßburg geschickt, setzte dort die Modification der Preßgesetze durch, und gab dem Grafen Batthyány, der damals schon zum Mini-

sterpräsidenten ernannt, mit der Bildung eines Cabinettes betraut war, genaue Auskunft über die Pesther Agitation. Der Palatin Erzherzog Stephan fühlte sich bewogen, auf den Rath Batthyány's dieser Aufregung Gränzen zu setzen, denn Niemand im Lande wollte den alten Central-Behörden mehr gehorchen, und keine neuen waren vorhanden. Das Ministerium konnte die Geschäfte noch nicht übernehmen, da die Sanction der Gesetze, nach altem Gebrauch, erst am Ende des Landtags Statt finden konnte. — Er ernannte daher eine Landes-Commission, die provisorisch, bis das Ministerium seine Thätigkeit beginnen könnte, die Ruhe und Ordnung im ganzen Lande, mit vollkommener Civil- und Militärgewalt, handhaben sollte. Die Mitglieder dieser Commission waren: Gabriel Klauzál, später Handelsminister, Bartholomäus Szemere, Minister des Innern unter Batthyány, Premier unter Kossuth, mein Mann und Paul Nyáry, der aber die Stelle nicht annahm, da er als Vicegespan des Pesther Comitats vollauf beschäftigt war, die Absichten und Verordnungen der Commissarien im Central-Comitat durchzuführen; er wohnte aber

häufig den Berathungen der Commissarien bei, so wie der gemeinsame Freund aller dieser Ladislaus Czányi. — Wie schnell zerstoben sie nach allen Richtungen! Der erste ist an sein Krankenlager gefesselt, zwei leben verbannt im Exil, einer im Gefängniß, und der letzte starb den Tod fürs Vaterland und für seine Grundsätze auf dem Richtplatz, und trotz aller Schmähungen einer bezahlten Presse wird sein Name an der Seite jener großen Freiheitsmärtyrer glänzen, deren Tod von der Nachwelt verherrlicht wird.

Im Mai wurde mein Mann, der auf die dringende Aufforderung Batthyány's, Deák's und Kossuth's Antheil an der Administration genommen, als Unterstaatssecretär nach Wien gesendet; sein unmittelbarer Vorgesetzter war der Minister Fürst Paul Esterházy. Das ungrische Ministerium in Wien war bestimmt, die Vermittelung zwischen den östreichischen und ungrischen Minister-Conseils zu bilden. Aber trotz dem, daß die Personen und Grundsätze der Minister in Wien alle Augenblicke wechselten; trotzdem, daß sie dem sogenannten Sicherheitsausschuß, der Aula, und jedem gewandten Agitator, der die Stadt in Be-

wegung zu setzen verstand, stets willig nachgaben, wollten sie dennoch den ungrischen Ministern gegenüber eine Art von Superiorität sich anmaßen. Sie beantworteten die Noten der ungrischen Minister stets ausweichend; wenn eine Commission zusammentrat, erklärte das östreichische Mitglied stets, es habe bloß die Instruction, entgegen zu nehmen, was die Ungarn vorschlügen, und könne seinerseits nichts beantragen. Wenn aber das östreichische Ministerium glaubte, einen Grund zur Klage zu haben, ließ es, ehe es noch eine Note nach Pesth gesendet hatte, sowohl in seinen Organen in der Tagespresse lange Artikel darüber erscheinen, als sich im Reichstag durch seine Anhänger über schwebende Angelegenheiten interpelliren, um Gelegenheit zu haben, sich gegen das ungrische Ministerium auszusprechen. Im persönlichen Umgang von der glattesten Zuvorkommenheit, unterstützten die östreichischen Minister insgeheim die Deputationen der Serben, Wallachen, Croaten und der siebenbürgischen Sachsen; Jedermann war ihnen willkommen, der dem ungrischen Ministerium Störungen verursachte, oder sich demselben widersetzen wollte.

Anfangs schien es zwar, der Hof gehe ein in die neuen Institutionen, und lasse sich die Neugestaltung Oestreichs auf föderativer Basis gefallen, so zwar, daß die Länder ungrischer Krone ihr eigenes Ministerium, ihre eigene Finanz- und Militär-Administration haben; in gleicher Weise würden die sogenannten Erbstaaten, und als drittes Drittheil die italienischen Provinzen von verschiedenen Ministerien regiert; um die Person des Kaisers aber hätte jedes dieser Ministerien einen Repräsentanten, durch den die Vermittelung der allenfalls streitenden Interessen bewerkstelligt würde.

In diesem Sinne wurde am 10. Juni Jellachich desavouirt, den man im April den Ungarn entgegengestellt hatte, und Erzherzog Johann erklärte sogar zu dieser Zeit dem englischen Gesandten, der Kaiser sei bereit, den Mailändern ihre Unabhängigkeit, den Venetianern eine föderative Constitution zu gewähren. Aber zwei Institutionen vereitelten dieses Vorhaben, durch das zwei blutige Kriege, mehrere hundert Millionen an Staatsausgaben, unendliches Elend, und der moralische Bankerott der östreichischen Monarchie

verhindert worden wäre; diese waren: Die Staatsschuld, und das Esprit de corps der östreichischen Offiziere.

Die deutschen Provinzen, für die eigentlich die Staatsschuld gemacht worden war, befürchteten, daß sie allein die ganze Last derselben würden tragen müssen, denn Ungarn hatte stets wider die schamlose Vergeudung der Staatsgelder protestirt, und daher auch nie einen Antheil an der Verwendung derselben gehabt, kein Weg, keine Schule, keine Brücke wurde je mit den Geldern der Centralregierung gebaut. Venedig und Mailand hatten ebenfalls keinen Vortheil von den Anleihen gehabt; sie waren erst 1815 an Oestreich gekommen und nahmen bei ihrem Reichthum nur im Einnahmebudget des Staates, nicht bei dem der Ausgabe eine Stelle ein.

Statt eine ruhige und friedliche Auseinandersetzung dieser Verhältnisse einzuleiten, drängten nun die Börsenleute das Ministerium, Ungarn der sogenannten Wiener Centralgewalt zu unterwerfen, und Mailand nicht aufzugeben. Die Offiziere aber kannten zu gut den Unterschied ihrer Stellung in einem constitutionellen Reich, wo sie

sehr wenig, und in einem absoluten, wo sie alles zu bedeuten haben; sie wünschten den Krieg, um zur Geltung zu gelangen, und um sich an den durch sie verhaßten Civilisten rächen zu können, die trotz der Bajonnete dennoch constitutionelle Formen vom Hofe erpreßt hatten. Radetzky verweigerte daher den Gehorsam, als ihm der Befehl zu Theil wurde, einen Waffenstillstand mit Carl Albert zu schließen, er setzte lieber die Monarchie eben so auf's Spiel, wie Jellachich, der ebenfalls dem königlichen Befehle sich widersetzte, um, wie er sagte, den Thron auch wider den Willen des Monarchen zu retten. Freilich wußte dieser Letztere, daß die Befehle nicht ernst gemeint seien, die ihm zukamen.

Radetzky wurde vom Glück begünstigt; der Sieg bei Custozza vernichtete nicht nur Carlo Alberto, und die italienische Unabhängigkeit, sondern es war auch ein Sieg über die Einheit Deutschlands, über den Constitutionalismus in Oestreich, und über den Fortschritt und die ruhige Entwickelung desselben in Ungarn.

Von diesem Momente an war die Sprache des Wiener Cabinettes nach allen Seiten hin

eine ganz verschiedene. Die Reaction begann überall offen aufzutreten, um so mehr als der thörichte Juny-Aufstand in Paris alle Besitzenden in Europa um ihre Existenz besorgt gemacht hatte, und General Cavaignac durch die permanente Verfügung des Belagerungszustandes über Paris, den erschreckten Regierungen das Mittel an die Hand gab, die Formen des Constitutionalismus mit den tyrannischesten Ausnahmsmaßregeln zu verbinden. Freilich gingen die monarchischen Schüler weiter, als ihr Meister der Republikaner Cavaignac, und sie bildeten die Theorie des Belagerungszustandes bis zu jenem Grade aus, den wir jetzt in Ungarn sehen, wo alle Civil- und Criminalgesetze aufgehoben sind, und die Willkühr der Generale als einziges souveraines Gesetz gilt.

Wir hatten zu dieser Zeit ein Haus in Penzing, nicht weit vom kaiserlichen Schloß von Schönbrunn gemiethet; ich las, und die Kinder spielten im Garten, während mein Mann Vormittags seine Geschäfte im Ministerium verrichtete. Er kam gewöhnlich um 4 Uhr, und brachte manchmal einige seiner Freunde zum Essen mit, meistens einen oder den andern der ungrischen

Beamten, die unter ihm dienten, oder die ungrischen Minister, wenn sie gerade in Wien waren. Graf Batthyány, B. Eötvös und Deák waren mehrmals unsere Gäste, und alle, besonders aber der letztere sprachen es öfter aus, daß man kaum mehr an der Absicht des Hofes und der deutschen Minister zweifeln könne, nicht nur die Gesetze und Reformen des letzten Landtags, sondern auch die ganze alte Constitution und legale Unabhängigkeit Ungarns aufzuheben. Viel seltener waren Deutsche bei uns; denn trotz dem, daß der Gründung des constitutionellen Lebens in Oestreich dieselbe Gefahr drohte, wie der Entwickelung desselben in Ungarn, blieben sich doch die leitenden Männer in Ungarn und Wien vollkommen fremd. Es war ein ganz verschiedener Charakter in der Bewegung der öſtreichischen Provinzen und in jener Ungarns; die leitenden Principien der Führer waren nicht dieselben.

In Ungarn hatte alles das Aussehen der Entwickelung, die Opposition war zwar zur Regierung gekommen, aber sie verfolgte nur ihre wohlbekannten Pläne, die sie oft im Landtag, bei Comitats-Congregationen, und in der Presse aus-

gesprochen hatte. Die französische Revolution hatte in dem Programm der Liberalen keine andere Aenderung gemacht, als daß das Aufhören der Robot und die Auflösung des Feudalsystems, rascher vor sich ging. Niemanden fiel es aber ein, die alten Institutionen des Landes aufheben zu wollen, keine Polemik erhob sich gegen die Pairskammer, nicht einmal neue Namen tauchten auf. Bei der so ausgedehnten neuen Wahlqualification wurden doch dieselben Männer zu Repräsentanten gewählt, die man früher schon als Mitglieder des Parlaments, oder als Führer in den Comitats-Congregationen gekannt hatte. In Ungarn brachten die Märzereignisse wohl andere Principien, aber nicht eine andere Classe der Gesellschaft in die Regierung. In Oestreich dagegen war unter Metternich jede geistige Regung niedergehalten worden, und als die Revolution ausbrach, war Niemand da, der dem unpraktischen Enthusiasmus des Volkes eine vernünftige Leitung gegeben hätte. Die wenigen Männer, die in der frühern Periode als Opposition bekannt waren, Beamte und Erbeamte aus der Zeit Metternich's, die Pillersdorf's und Wessenberg's, die

Stadion's und Schmerling's, die Bach's, Dobblhof's und Stift's hatten eigentlich nichts anders im Sinne, als einen liberalen Absolutismus, Centralisation, und gebildete Beamtenherrschaft. Sie gelangten sehr bald an's Ruder; aber die Gutmüthigkeit Pillersdorf's und Dobblhof's machten sie sehr bald zum willenlosen Spielzeug der Straßenemeuten; Bach dagegen und Wessenberg schlossen sich an die Militärparthei an, sie glaubten bei den Oberoffizieren leicht finden zu können, was bei dem durch das Metternich'sche System verkommenen Beamtenstand nicht mehr zu finden war, nämlich Intelligenz, Energie und Subordination. Während Pillersdorf die belgische Constitution für Oesterreich durch den Theoretiker Hock zurichten ließ, und Dobblhof mit seinem unklaren Optimismus nicht einmal bis zum Formuliren seiner Ideen gelangte, erfand Bach einige Schlagwörter, mit denen er die Menge föderte, bis daß die Zeit gekommen war, wo er mit seinen eigentlichen Plänen hervortreten konnte. Die wichtigsten dieser Schlagwörter waren: „Die Gleichberechtigung der Nationalitäten," und „das democratische Kaiser-

thum auf breitester Basis." Mit dem ersten derselben wurden die slawischen, mit dem zweiten die deutschen Revolutionäre getäuscht, mit beiden arbeitete man gegen Ungarn.

Fürst Metternich hatte schon seit Jahren die Croaten gegen die Ungarn als politisches Gegengewicht zu brauchen gesucht, und russische Machinationen einerseits, polnische Phantasien andererseits verbreiteten sehr schnell die Idee des Panslawismus, der Einigung aller Slawen durch Europa. Als nun im März das alte System Oestreichs zusammenstürzte, hofften alle Slawen, Croaten sowohl als Böhmen, daß Oestreich sich nur als slawische Macht reconstruiren könne, sie pochten auf ihre numerische Stärke, obgleich sie in Bildung, Wohlstand und politischer Bedeutung hinter allen übrigen Stämmen zurückstanden, und daher trotz ihrer Zahl nie zu einem politischen Einfluß gelangen konnten. — Das Ministerium machte nun Jellachich und seinen Croaten, Rajachich und seinen Serben, dazu noch den Czechen, die größten Versprechungen; und alle diese glaubten, Bach und seine Collegen schwärmten eben so für die Slawen, wie sie selbst. Aber eben weil

die Bildung dieses Stammes eine sehr geringe ist, war nirgends eine nationale slawische Aristocratie vorhanden.[1]) Die Slawen wurden daher wüthende Democraten, sie haßten die Aristocratie, und stimmten wider jeden Versuch, ein Oberhaus in Oestreich zu bilden, — denn sie wußten, daß dieses im Grunde doch nur deutsch sein könnte. Sie waren in dieser Opposition mit den deutschen Democraten gleicher Ansicht, denn diese hatten eine so blinde Wuth gegen jede Aristocratie, daß sie darüber selbst die deutsche Frage vergaßen, und den Ungarn fremd blieben, weil diese ihre Aristocratie nicht vernichten wollten.

Der öftreichische Landtag bot bei solchen leitenden Ideen einen sonderbaren Anblick dar, kein einziger Offizier war gewählt worden, die Aristocratie war beinahe ganz ausgeblieben, nur die Galizianer hatten einige Grafen gesendet, kaum zwei oder drei Juristen waren auf den Bänken,

---

[1]) Die Polen bildeten in dieser Hinsicht stets eine Ausnahme, ihre Geschichte und Literatur ist reicher, als daß sie ihre nationale Individualität im Panslawismus aufgeben ließen, und ihre Aristocratie ist auch beinahe ohne Ausnahme national geblieben.

einige wenige höhere Beamte, kein reicher Börsenmann, kaum einige große Fabrikanten und Kaufleute, dagegen Bauern in Menge, die nicht lesen und schreiben konnten, aus Galicien und der Bukowina, die Werkzeuge des Grafen Stadion; dann mehrere Professoren, viele Aerzte, niedere Beamten und junge Leute ohne bestimmten Beruf. Das Ganze war ein treues Bild der Zerrissenheit der Monarchie. Graf Stadion mit seinen willenlosen Bauern, die nicht deutsch verstanden und dennoch bei jedem Abstimmen sich erhoben, zog nach und nach die ehrgeizigen Mitglieder der Versammlung an sich. Jedermann sah in ihm den künftigen Minister. Rieger und die Czechen unterstützten, trotz ihres theoretischen Liberalismus, der bis an den Republicanismus streifte, die Politik der Minister; denn sie wollten Oestreich erst slawisch machen, um dann darin zu herrschen, von den Polen hatte sich ihnen die Fraction des Grafen Potocki und Fürsten Lubomirski angeschlossen, die ganz ihr Polenthum vergaß, und sich von der größern Idee des Panslawismus absorbiren ließ. G. Borkowski dagegen, Sierakowski und ihre Freunde blieben durchaus

Polen, constitutionell, aber nicht besonders warm östreichisch. Löhner der Arzt, und Borrosch der Buchhändler, waren vielleicht die edelsten Charactere der Versammlung, aber beide zu stark Theoretiker, es fehlte ihrer Anschauung das praktische Leben, sie waren daher nicht im Stande, eine bedeutende Parthei sich zu bilden, aber die edlen Enthusiasten, die uneigennützigen Schwärmer gruppirten sich um sie. Ziemlich spät kam Schuselka zu ihnen, gewandt, ohne Tiefe, und nicht ohne Prätension; aber eben dadurch imponirte er seinen bescheidenern Partheigenossen und erlangte einen großen Anhang. Außerhalb des Reichstags hatten sich Dr. Fischof und Dr. Goldmark, zwei Aerzte, beide aus Ungarn gebürtig, jüdischen Glaubens, und Dr. Freund, ebenfalls ein Ungar, in den sogenannten Sicherheitsausschuß, durch ihre Beredtsamkeit und Thätigkeit einen Namen gemacht. Die erstern verloren sich in dem Reichstag, der letztere im Gemeinderath. Bedeutender als diese war Dr. Tausenau, der durch seine öffentlichen Reden im September in Wien den größten Einfluß erlangte.

Wir kannten wenige dieser Herren, mein

Mann hatte kein Vertrauen in den Bestand der Dinge in Wien, und beklagte immer die unpractische Richtung der Führer. Tausenau hatte er in Wien gar nicht gesehen, er ward mit ihm erst viel später, Ende October, in Preßburg bekannt geworden; — von den übrigen sah er zuweilen Stadion, Fischof, Freund und Goldmark; Löhner speiste ein einzigesmahl bei uns. Trotz dem erzählte die Parthei Bach's geschäftig, als das östreichische Ministerium die Maske abgeworfen hatte, und offener gegen Ungarn auftrat, die Wiener Opposition werde durch meinen Mann geleitet, weil er Löhner einmal die Documente mitgetheilt hatte, die nachwiesen, daß das östreichische Ministerium die Croaten gegen Ungarn unterstütze. — Wäre nur ein energischer practischer Mann an der Spitze der Opposition des Wiener Reichstags gestanden, so hätte man nicht Monate lang Grundrechte entworfen und berathen, sondern den Zustand der Finanzen untersucht, und die Regierung in eine Bahn gedrängt, die nicht zum Kriege und zur Militärherrschaft, sondern zum Frieden, zur Reform, und zum Sparsystem geführt hätte! Aber das Frankfurter Beispiel hatte auch die Wie-

ner angesteckt, man entwarf überall in Deutschland Grundrechte, die Tribune wurde zum Catheder, auf dem Vorlesungen über Staatsrecht und Naturrecht gehalten wurden, und das Resultat davon ist eine Reihe von Dissertationen über die Rechte des Menschen und Bürgers, und als ihr practischer Commentar: die Militärherrschaft, der Belagerungszustand und das Standrecht.

Während wir zurückgezogen in Penzing lebten, nur selten zu einigen Abendunterhaltungen nach Wien hinfahrend, wo wir mit unsern vormärzlichen Bekannten zusammen kamen, gestalteten sich die Verhältnisse zwischen den östreichischen und ungrischen Ministerien ernster. Die Sprache der Oestreicher wurde immer gebietender, und als mein Mann, im Auftrage des ungrischen Ministeriums, die Verhandlungen zur Auseinandersetzung der Differenzen im August wieder erneuerte, sagte ihm B. Dobblhof, Minister des Innern, das Ministerium sei so eben beschäftigt eine Staatsschrift auszuarbeiten, in der es sich über das Verhältniß zu Ungarn ganz aussprechen werde, um den Reichstag in den Stand zu setzen, sich darüber ein genaues Urtheil zu bilden. Na-

türlich ersuchte mein Mann um die Mittheilung dieser Staatsschrift, ehe sie publicirt werden würde; er war ein älterer Bekannter B. Dobblhof's und wollte, wenn allenfalls eine Unrichtigkeit sich in die Darstellung eingeschlichen hätte, die Berichtigungen ihm an die Hand geben. Dobblhof versprach es, hielt aber sein Wort eben so wenig, wie B. Wessenberg, der dasselbe dem Fürsten Esterházy versprochen hatte. —

Bei dieser Gelegenheit kam natürlich die Rede auf das Verhältniß Ungarns zu Oestreich und die Basis des Fortbestandes der Monarchie; Dobblhof äußerte tiefsinnig: „Ungarn müsse in demselben Verhältnisse zur östreichischen Monarchie stehen, in welchem das deutsche Oestreich zum deutschen Reiche.“ Lachend erzählte mir mein Mann diese große Idee des Ministers des Innern, und bei der bekannten gutmüthigen Ehrlichkeit B. Dobblhof's ist es nicht zu vermuthen, daß er den Diplomaten habe spielen wollen, um das ungrische Ministerium zu täuschen, es hätte ihm zu dieser Zeit nichts mehr genutzt; es scheint daher wirklich, daß Dobblhof Ende August noch nicht in alle die Pläne eingeweiht war, die Bach,

Latour und Wessenberg mit der Militärparthei entworfen hatten. Dies ist aber um so wahrscheinlicher, als nur diese drei wirklich Minister waren, die mit dem Hof in Verbindung standen; Dobblhof (Inneres), Schwarzer (öffentliche Arbeiten) und Hornbostl (Handel) hatten wohl den Ministertitel, sie verkehrten aber nicht direct mit dem Hofe, sie wurden durch die andern drei benutzt und dann beseitigt; B. Kraus aber, der Finanzminister, hatte so viel mit den Geldverlegenheiten der Monarchie zu thun, daß er an der großen Intriguenpolitik nicht im Detail Antheil nahm.

In Ungarn hatte während dessen der Landtag das Gesetz zur Aushebung der Recruten und das Budget für 1848 und 1849 einstimmig votirt. Er war am 2. Juli zusammengetreten, um wie die Thronrede sagte, die Erzherzog Stephan im Namen des Königs verlas, die Mittel der Regierung zu gewähren, dem Aufstande der Serben in der Bácska und im Banat ein Ende zu machen und der drohenden Stellung von Croatien entgegen treten zu können. Die Deputirten säumten nicht, der königlichen Aufforderung zu

entsprechen, die Minister Graf Batthyány und Franz Deák kamen mit diesen Gesetzvorschlägen in den letzten Tagen des Augusts nach Wien, um die Sanction derselben auszuwirken. Der Kaiser empfing sie wie gewöhnlich und wies sie an den Grafen Latour, der ihnen die Absichten Seiner Majestät eröffnen würde. Sie wandten sich an diesen; Graf Latour aber meinte, wenn die ungrischen Minister mit den östreichischen zu verkehren hätten, sollten sie sich an B. Wessenberg, den Ministerpräsidenten, wenden, nicht an den Kriegsminister. Graf Batthyány antwortete stolz, er habe nichts mit dem östreichischen Kriegsminister zu thun, im Auftrag des Kaisers habe er sich an den Grafen Latour gewendet, von dem er sich nicht einen guten Rath erbitte, sondern die Auseinandersetzung der Absichten Seiner Majestät. Graf Latour beantwortete diese Note gar nicht, und der Kaiser gab trotz mehrfachen Anfragen auch keine Antwort. Aber von Fiume kam plötzlich die Nachricht durch einen Courier, die Croaten des Jellachich hätten am 1. September diese Stadt und den Freihafen im Namen des Kaisers von Oestreich und des Königs von

Croatien besetzt und hätten den Gouverneur und die Beamten, die durch den Kaiser als König von Ungarn ernannt worden waren, abgesetzt und verjagt und neue Behörden eingesetzt.

Auf der andern Seite schrieb der Handelsminister Klauzál aus Pesth an den Ministerpräsidenten Grafen Batthyány: mit einem Handbillet habe der Kaiser dem Erzherzog Stephan eine lange Staatsschrift des östreichischen Ministeriums zugesandt, in der dieses zu beweisen sucht, der Monarch habe nicht das Recht (!) gehabt, den Ungarn ein eigenes Ministerium zu gewähren und zu der Schlußfolge gelangt, die ungrischen Finanzen, die ungrische Armee und die Administration der sogenannten Militärgrenze müßten dem östreichischen Finanzminister und Kriegsminister untergeordnet werden, der Kaiser bemerkte aber in seinem Handbillet, er theile die Ansichten seines Ministeriums.

Erzherzog Stephan war in Verlegenheit in Hinsicht dieses Documents, das in einer vollkommen unconstitutionellen Form ihm zugekommen war; offenbar hatten die östreichischen Minister sich die bekannte Gemüthsstimmung des

Kaisers zu Nutzen gemacht und ihn auf ihre einseitige Vorstellung, ohne die Gründe der Ungarn anzuhören und die wahre Sachlage zu ermitteln, dies Document unterschreiben lassen. Was sollte aber mit diesem Actenstück geschehen? Der unverantwortliche König kann doch dem Reichstag keine uncontrasignirte Botschaft zusenden, die kein Minister vertreten kann und die das Ansehen der Krone zu Grunde richtet; denn der König sprach ja darin offen aus, er habe nicht das Recht gehabt, die Gesetzesvorschläge des ungrischen Landtags zu sanctioniren. Ist dies wirklich der Fall, so fragte Jedermann, welches ist dann die geheime Macht, die höher steht, als der constitutionelle König, der mit seinem Volke übereinstimmt, und wo sind die Tractate, die den ungrischen Landtag irgend einer andern Macht unterordnen? Ist der König mit seinem Ministerium nicht zufrieden, so möge er es entlassen, aber er erwähnt in der Botschaft seiner nicht mit einem Worte, eben so wenig als des Landtags, sondern er spricht Ansichten aus, die die ganze Constitution Ungarns umstürzen. Alle diese und noch mehr ähnliche Fragen drängten

sich in der Conferenz auf, die in Hinsicht dieser sonderbaren Botschaft zusammentrat; der Landtag beschloß endlich den geradesten Weg zu gehen, und eine Deputation beider Tafeln nach Schönbrunn zu schicken, um den Kaiser offen zu fragen, ob er die Gesetze von 1848 für bindend halte oder nicht? und die Puncte auszusprechen, in deren Hinsicht eine klare Antwort nothwendig sei, um die Gemüther zu beruhigen.

Die Deputation kam nach Wien; die Rede, die der Präsident der Deputirtenkammer halten sollte, wurde dem östreichischen Minister v. Wessenberg mitgetheilt, er schlug einige Modificationen vor, die angenommen wurden, er theilte den ungrischen Ministern den Vorschlag der Antwort mit, die der Kaiser ertheilen werde und die trotz der ausweichenden und unbestimmten Sprache doch in so fern als genügend betrachtet wurde, daß der Kaiser nochmals offen versprach, er werde die Gesetze, die er beschworen hatte, und die Integrität Ungarns heilig halten. — Alles glaubte an eine Ausgleichung.

Den 9. September sollte die feierliche Audienz in Schönbrunn Statt finden, Tausende von Wie-

nern kamen in das Schloß, um zu wissen, was geschieht, denn die Ungarn schwiegen über die Verhandlung mit Wessenberg. Ich war auch im Schlosse, um meinen Mann zu erwarten, der seit zwei Tagen beinahe unsichtbar für mich war. Die Deputation sollte um 11 Uhr erscheinen; Graf Batthyány, der sie anführen sollte, ging aber noch um Mittag im Hofe ungeduldig auf und ab, kein Kammerherr erschien, um ihn in den Saal zu führen, aber die Deputation kam auch nicht. Erst um ein Uhr erblickte man den langen Wagenzug auf der Straße, die nach Schönbrunn führte, aber statt der glänzenden Nationaltracht hatten alle Deputirte, hundert an der Zahl, einfache schwarze Kleider, sie schienen befangen, zerstreut und aufgeregt.

In eben dem Momente, wo sie im Bureau meines Mannes sich versammelt hatten, um zum Kaiser zu gehen, war das Zeitungsblatt aus Agram angekommen, in dem Jellachich ein Handbillet des Kaisers vom 4. September Kund machte, das ihn in alle seine Aemter und Würden einsetzt, alle seine Schritte billigt und ihn wegen seiner Treue und Anhänglichkeit an den

Thron die allerhöchste Zufriedenheit Kund gibt. — Die Deputation wollte ihren Augen nicht trauen, dies Handbillet einerseits und die Zusicherung andererseits, die sie in einigen Augenblicken vom Kaiser erhalten sollten, daß er die Gesetze von 1848 heilig halten wolle, — welch ein Widerspruch! Es war ganz unbegreiflich! — Mein Mann eilte daher mit dem Zeitungsblatt gleich zum östreichischen Ministerpräsidenten B. Wessenberg, den er krank im Bette traf, und fragte ihn, ob dies Document echt sei und wie es sich zu der Antwort verhalte, die erst gestern vereinbart worden war und heute ertheilt werden sollte? — Wessenberg spielte den Entrüsteten mit einer Meisterschaft, die meinen Mann vollkommen täuschte, — er versicherte, weder er noch das östreichische Ministerium wisse etwas von dem Handbillet, die Camarilla mißbrauche den Kaiser und werde noch die größten Gefahren für den Thron hervorrufen, man sollte daher kein zu großes Gewicht dem Handbillete beilegen, da das östreichische Ministerium dasselbe durchaus mißbillige.

Die Ungarn wußten in diesem Augenblick, daß es auf die Vernichtung ihrer Unabhängigkeit abgesehen sei; denn Wessenberg hatte die Echtheit des Documents zugegeben, und nur die Urheberschaft davon abgelehnt; die Antwort, die der König geben sollte, war daher in ihren Augen nur eine Herabwürdigung der Krone. Es wurde nun vorgeschlagen, gar nicht mehr nach Schönbrunn zu gehen, aber die Mehrheit entschied, man müsse die Ceremonie zu Ende führen, trotzdem, daß Niemand über die Bedeutung, oder eigentlich über die Bedeutungslosigkeit derselben sich eine Illusion machte. Um ein Uhr ging die Deputation in den Empfangsaal, wo ungrische Nobelgardisten Wache hielten, Pázmándy, der Präsident der Deputirtenkammer, trat vor und las folgende Rede ab:

„Im Namen der vereinten Staaten von Ungarn und Siebenbürgen erscheinen wir vor Eurer Majestät. Mit der durch Jahrhunderte erprobten Treue für das kaiserliche Haus sprechen wir die Unterstützung unseres gekrönten Königs an zur unverletzlichen Erhaltung der Rechte des Landes.

„Ferdinand war der Erste aus dem Hause Eurer Majestät, dem Ungarn freiwillig die heilige Krone des Königreichs auf das Haupt setzte, und Siebenbürgen that dasselbe für Leopold den Ersten. Ungarn ist also keine eroberte Provinz, es ist ein freies Land, dessen constitutionelles Recht und dessen Unabhängigkeit Eure Majestät anerkannt und mit dem Krönungseide bekräftiget haben. Die Gesetze, die Eure Majestät am 11. April mit der allerhöchsten Sanction gnädigst bestätigten, erfüllten nur langgenährte Forderungen der ungrischen Nation.

„Dankbar und mit einer durch die Ausdehnung der Freiheit verdoppelten Kraft war diese Nation bereit, den Thron Eurer Majestät mit treuer Anhänglichkeit gegen alle Gefahren zu schützen, die denselben von mehr als einer Seite bedrohten.

„Jetzt aber sind mehrere Theile des Königreichs durch eine Empörung beunruhigt, deren Führer es offen erklären, daß sie sich im Interesse des regierenden Hauses erhoben hätten und Rebellen seien im Namen Eurer Majestät gegen jene Freiheit und Unabhängigkeit, die Eure Ma-

jestät der ungrischen Nation durch das Gesetz gewährten.

„Ein Theil der ungrischen Armee vergießt in Italien ihr Blut für die Interessen der östreichischen Monarchie und erntet dort auf jedem Schlachtfeld Triumphlorbeeren, während ein anderer Theil desselben Heeres aufgewiegelt wird, der gesetzlichen Regierung des Königreichs den Gehorsam zu versagen.

„Doch die eigentliche Bewegungskraft jener Empörung sowohl, die in Südungarn friedliche Dörfer einäschert und Weiber und Kinder in mehr als barbarischer Weise schlachtet, als jenes Aufstandes, der von Croatien aus Ungarn mit einem feindlichen Einbruch bedroht, und schon die Hafenstadt Fiume und die slawonischen Comitate besetzt hat, — die eigentliche bewegende Kraft dieses Aufstandes ist keine andere als die Reaction, die die Consistenz und Integrität Ungarns zu zerstören, die Freiheit der Nation vernichten und die Gesetze abzuschaffen versucht, die die Ahnen Eurer Majestät und Eure Majestät selbst beschworen haben.

„Zusammenberufen durch Eure Majestät, um für die Vertheidigung des Landes Vorsorge zu tragen, versammelte sich der ungrische Landtag schon vor zwei Monaten. Jetzt bittet dieser Landtag, Eure Majestät möge ihn mit dem ganzen Gewichte Ihres königlichen Ansehens unterstützen in der Aufgabe, die Integrität des Landes unverletzt zu erhalten, die identisch ist mit der unverletzten Erhaltung des königlichen Thrones selbst.

„Wir richten daher im Namen der ungrischen Nation folgende Bitten an Eure Majestät:

„1) Daß Eure Majestät allen jenen ungrischen Regimentern, die gegenwärtig nicht vor dem Feinde stehen, den Befehl ertheile, nach Ungarn ohne Verzug zurück zu kehren und dort ihre Pflicht, das Vaterland zu vertheidigen, tapfer und treu, den Verordnungen des ungrischen Ministeriums gemäß, zu erfüllen.

„2) Eure Majestät wolle unter dem Verluste Ihrer kaiserlichen Gnade und unter Androhung der gesetzlichen Strafe, der Armee, die in Ungarn steht, befehlen, sie möge ihrer Pflicht im vollen Maaße Genüge leisten, das Land zu ver-

theidigen und die Rechte der Ungarn gegen die Empörer zu schützen, wer immer die Fahne oder der Name sei, die sie usurpiren.

„3) Es ist die feste Absicht der ungrischen Nation noch während dieses Landtags, die zwischen Ungarn und Croatien schwebenden Fragen der Nationalität und Administration, auf der Grundlage der Gleichheit, Brüderlichkeit und Freiheit, im Einklange mit jener Constitution zu lösen, die beiden Ländern gemeinsam ist. Croatien seufzt aber unter dem Drucke des Militärdespotismus, und die Bürger dieses Landes sind verhindert, ihre gesetzlichen Forderungen dem ungrischen Landtag zu unterbreiten. Möge daher Eure Majestät die croatische Nation von jenem Despotismus erlösen und zur unmittelbaren Zurückstellung Fiume's und der slawonischen Comitate den Befehl ertheilen.

„4) Die ungrische Nation zweifelt nicht daran, daß Eure Majestät die Versuche der Reaction, die nur ihren Gewinn und nicht das öffentliche Wohl zum Zwecke hat, nicht nur vereiteln, sondern auch jene strafen werden, die Strafe verdienen.

„5) Die ungrische Nation ersucht ferner, Eure Majestät möge mit Ihrer allerhöchsten Gutheißung jene Gesetze bestätigen, die der ungrische Landtag unterbreitet hat; ferner, Eure Majestät möge nach Ofen hinab kommen, in die Mitte Ihres getreuen Volkes, um durch Ihre erhabene Gegenwart den Beschlüssen Ihres getreuen Landtags und Ihres constitutionellen Ministeriums die gehörige Richtung und das nöthige Gewicht zu verleihen.

„Eure Majestät! Die gegenwärtigen Momente sind von so gewichtiger Bedeutung für die ungrische Constitution, daß die loyale Nation mehr als je die Gefahren des Verzugs zu fürchten hat.

„Mit der Loyalität getreuer Unterthanen flehen wir Eure Majestät an, unsere Bitten zu gewähren und hauptsächlich ohne Verzug nach Ungarn zu kommen. Wir bitten Eure Majestät darum um so dringender, je tiefer wir überzeugt sind, daß wenn unsere Bitten nicht berücksichtiget werden, das öffentliche Vertrauen erschüttert und das Ministerium Eurer Majestät paralysirt wird in der Anwendung der gesetzlichen

Mittel, um die Ordnung zu erhalten und den Frieden herzustellen.

„Von der unmittelbaren Entscheidung Eurer Majestät hängt es ab, unberechenbare Gefahren abzuwenden. Möge Eure Majestät uns mit dem Gewichte Ihrer souveränen Autorität unterstützen, und uns bei der Rettung des Vaterlandes beistehen und die ungrische Nation will stets den Thron Eurer Majestät treu unterstützen!" —

Der Kaiser las vom Papier stotternd die Antwort ab, er wolle die Gesetze, die er beschworen und die Integrität des Landes heilig halten, und wenn er die neuern Gesetzvorschläge in Hinsicht der Recruten und Finanzmaaßregeln nicht bestätige, so geschähe dies nur, weil sie in dieser Form dem Lande nicht zuträglich seien; endlich, er bedaure, daß seine schwankende Gesundheit ihm nicht erlaube, in die Mitte seiner getreuen Unterthanen sich zu begeben.

Als er geendet hatte, verbeugte sich die Deputation, kein Éljen ertönte, sie entfernten sich lautlos. Als sie die Treppen hinab gingen, riefen ihnen die Gardisten zu: „Sobald es nöthig, gehen wir Alle nach Ungarn!" —

Mein Mann trat zu mir und sagte: „Es war das kläglichste Lebewohl, das je ein Monarch seinem Volke gesagt hat.“ — Wir gingen nach Hause und hörten am Abend, die meisten Deputirten hätten auf ihrer Rückfahrt nach Wien die rothe Straußfeder auf ihre schwarzen Hüte gesteckt und seien unverzüglich auf dem Dampfschiff, das sie im Prater erwartete, nach Ungarn abgereist; von weiten hatte man aber gesehen, daß die ungrische Trikolore verschwunden sei und die blutrothe Fahne im Winde wehte.

Fünftes Kapitel.

Am 9. September um Mittag hatten die Ungarn die königliche Versicherung erhalten, die Gesetze von 1848 würden befolgt, die Integrität des Landes gewahrt werden; in der Nacht desselben Tages überschritt Jellachich mit seiner Armee unprovocirt die Drave. Seine Proclamation, in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt, erklärte, er ziehe nach Pesth im Interesse der Freiheit und der Gesammtmonarchie. Hatte er wohl eine Ahnung, welche Folgen dieser Schritt haben würde? Schwebte ihm wohl das Unglück vor, das er über Ungarn, über seine croatische Armee, und über die östreichische Monarchie herabrief? Konnte er glauben, das Ende seiner abentheuerlichen Unternehmung sei russische Intervention, Aufhebung der alten achthundertjährigen ungrischen und croa-

tischen Constitution, und der moralische, politische und finanzielle Bankerott Oestreichs.

Einige Briefe aus dem croatischen Hauptquartier, die bald nachher von den Ungarn aufgefangen wurden, zeigen die Stimmung, die dort herrschte. Man ging nach Pesth, wie zu einer Lustparthie, die Offiziere waren fest überzeugt, die ungrische Armee werde entweder zu Jellachich übergehen, oder doch den Croaten aus dem Wege gehen, und diese frei nach Pesth ziehen lassen. Ueberdies hofften sie, daß auf die Nachricht ihres Einbruches nach Ungarn, die slawischen Comitate sich wie ein Mann erheben und gegen die Ungarn ziehen werden, sie nahmen die Großsprechereien eines Hodscha, Hurban und Stur für baare Münze. Auch bei den Wallachen erwarteten sie einen Aufstand, und fürchteten nur, die Deputirten und Minister würden aus Pesth entfliehen, und der Rache der croatischen Armee entgehen. „Sobald aber der Revolutionsheerd in Pesth zerstört ist," so schrieben sie weiter, „ziehen wir nach Wien, züchtigen die Aula, und befreien den Kaiser." So sprach sich die Militärparthei aus, für sie war Jellachich's Zug eine Gelegenheit, die

Soldatenehre herzustellen, die nach der Meinung dieser Herren unendlich gelitten hatte dadurch, daß trotz der Armee, das System der absoluten Monarchie dem Constitutionalismus im März hatte weichen müssen.

Die conservativen Ungarn, die Männer der vormärzlichen Regierung, fühlten sich zwar dadurch in ihrem Nationalgefühl gekränkt, daß eine croatische Armee Ungarn zu unterjochen Miene machte, aber sie hofften, die drohende Gefahr werde die Nationalparthei zu einem Compromiß zwingen, durch das die Gewalt wieder in die Hände jener Parthei kommen dürfte, die die hohen Aemter und Sinecuren für ihr rechtmäßiges Erbtheil ansah. — „Wir müssen zuerst des Grafen Batthyány, dann des Erzherzogs Stephan los werden," sagte ein junger Mann dieser Parthei, der unter der frühern Administration eine hohe Stelle bekleidet hatte, „das übrige wird sich schon geben."

Die Ansicht des Wiener Ministeriums, das den Zug Jellachich's nicht nur guthieß, sondern durch Zusendung von Geld, Munition, Artillerie und geschickter Offiziere thätlich unterstützte, sprach

wenige Tage darauf Graf Latour gegen einen der Deputirten der Stadt Weißkirchen aus. Die Einwohner dieser Stadt, Nachkommen deutscher Einwanderer aus Nassau, die den Gesetzen und kaiserlichem Befehle gemäß, sich dem ungrischen Ministerium unterworfen hatten, wurden nun schon zum drittenmahl durch die aufrührerischen Serben angegriffen, und es war der kaiserliche Oberstlieutenant und östreichische Consul in Belgrad, Meierhofer, der sie aufgefordert hatte, sich zu ergeben. Die muthigen Bewohner von Weißkirchen schlugen zwar auch diesen dritten Angriff kräftig ab, aber sie sandten zugleich eine Deputation an das östreichische Kriegsministerium, unter dessen Administration sie vor dem März gestanden waren, und fragten an, wie sie sich denn eigentlich verhalten sollten, und was die Meinung des Ministeriums sei, da sie dem Gesetze zufolge dem ungrischen Ministerium gehorchten, doch von den aufständischen Serben unter der Führung östreichischer Offiziere, die sich auf höhere Befehle vom Kaiser beriefen, wiederholt angegriffen wurden. Graf Latour gab wieder keine gerade Antwort, er beklagte das Schicksal

der Bürger von Weißkirchen, er sagte, „er könne für diesen Augenblick, so lange nämlich das ungrische Ministerium den legalen Rechtsboden nicht verlasse, nichts für sie thun; doch sollten sie nur etwas Geduld haben und ausharren, sie würden schon in wenigen Tagen aus ihrer unangenehmen Stellung herausgerissen werden.“ Das östreichische Ministerium rechnete nämlich darauf, die Annäherung Jellachich's werde einen Ausbruch in Pesth herbeiführen, die entschiedenere Parthei werde Batthyány stürzen, dessen Vorkehrungen gegen Jellachich sich nicht genügend erweisen würden, und werde wahrscheinlich Kossuth zum Dictator proclamiren; in diesem Momente könne Ungarn unter das Martialgesetz und unter die Dictatur eines Generals gestellt werden; die alte Constitution würde dann aufgehoben, und die Centralisation eingeführt werden. Die alten Pläne, die einst unter Rudolph dem II. der Cardinal Klesel ausheckte, die seit dieser Zeit immer wieder unter Ferdinand dem II., dem III. unter Leopold dem I., Carl dem III., Kaiser Joseph, und endlich unter Franz dem I. neu aufgenommen wurden, und immer wieder

scheiterten, sollten doch endlich zur Ausführung kommen. Aber die Vorsehung spottet der Entwürfe der Menschen, die Ereignisse kamen anders als sie erwartet wurden.

Fürst Esterházy hatte sehr wohl bemerkt, daß man ihn seit dem Monat August, seit die kaiserliche Familie, in Folge des Sieges von Custozza, nach Schönbrunn zurückgekommen war, bei Hofe sehr kalt behandelte; er legte daher seine Stelle als Minister noch vor der Audienz in den ersten Tagen Septembers nieder, Graf Louis Batthyány und alle übrigen Minister thaten dasselbe, sobald sie in Pesth angekommen waren. Deák hatte zwar noch unmittelbar nach der Audienz in Schönbrunn eine Unterredung mit Erzherzog Franz Carl, er stellte ihm die Lage der Dinge offen dar und sagte, daß die Handlungsweise des Wiener Cabinets Ungarn der Dynastie auf ewig entfremden würde, daß das Untergraben und die thatsächliche Zurücknahme der Gesetze, die in constitutioneller Form votirt und vom König feierlich sanctionirt worden waren, jeden Funken von Loyalität in der Nation ertödten, und das Ansehen des Thrones erschüttern werde.

Der Erzherzog machte aber nur einige ausweichende Bemerkungen, jede Warnung war zu spät.

Den 13. September war die Ministerbank bei dem ungrischen Landtag leer, nur Szemere saß an ihr; als Minister des Innern blieb er auf seinem Posten, bis ein neues Ministerium gebildet werden sollte, denn die Crisis konnte länger dauern, und die Aufregung stieg von Stunde zu Stunde. Es kamen täglich neue Couriere und brachten die Nachricht vom Vorrücken Jellachich's. Das ungrische Observations-Corps, das ihm entgegenstand, war ohne einen Schuß zu thun, zurückgewichen, und der ungrische General hatte erklärt, er werde gegen Jellachich und die Croaten nicht kämpfen. Jellachich hatte ihm darauf die Weisung zukommen lassen, sich mit seinen Ungarn nach Friedberg in Steiermark zu ziehen. In diesem furchtbaren Zustand forderte der Landtag Kossuth auf, auch auf seinem Posten zu bleiben, und die Geschäfte nicht während der Crisis den Staatssekretären zu überlassen; Kossuth entsprach augenblicklich dem Wunsche, er setzte sich unter dem Jubel des Reichstags wieder auf den Ministersitz und schlug vor, der Landtag möge im

Angesicht der höchsten Gefahr, wo der Feind schon im Lande ist und gegen die Hauptstadt marschirt, das Finanzministerium autorisiren, seinen Finanzplan, den ohnehin der Monarch nicht unbedingt abgelehnt hatte, gleich durchzuführen, und die Emission von Papiergeld, als schwebender Schuld, die einen Theil dieses Planes ausmachte, in's Leben treten lassen. Die gemäßigte Parthei, die nicht alles auf die Spitze des Schwertes setzen wollte, machte jetzt noch einen neuen Versuch, einen Ausweg zu finden, und drängte den Erzherzog Stephan, der durch Gesetz und Handbillet des Königs an der Spitze der Regierung stand, schnell ein neues Cabinet zu bilden, denn die Nähe der Gefahr würde zu extremen Schritten führen. Und wirklich strömten schon täglich auf die Nachricht, daß Jellachich nahe, Freiwillige nach Pesth, um die Hauptstadt und den Landtag zu vertheidigen. Der Erzherzog beauftragte daher den Grafen Louis Batthyány, nochmals ein Ministerium aus neuen Elementen zu bilden.

Graf Batthyány nahm den Antrag bedingungsweise an; Kossuth erklärte, er werde ihn mit ganzer Kraft unterstützen, und auf seinen

Vorschlag übertrug der Landtag den 14. Sept. die Leitung aller Ministerien dem Grafen, bis daß das Cabinet, das er bilden solle, vom König bestätigt wird.

Von der Armee kamen während dessen bessere Nachrichten. Jellachich, dem es beinahe ganz an Cavallerie fehlte, hatte an alle deutsche Regimenter, die in Ungarn stationirt waren, eine Aufforderung erlassen, sich seiner Armee anzuschließen, und zögerte um Kanisa herum, auf den Eindruck seiner Briefe wartend. Der Obrist des Cürassierregiments Wallmoden, der mit demselben auf dem Marsche nach Oestreich begriffen war, wo seine Böhmen gegen ein ungrisches Husarenregiment ausgetauscht werden sollten, verließ seine Marschroute, versagte dem ungrischen Ministerium den Gehorsam, und stellte sich unter die Befehle Jellachich's. Dagegen hatten die Offiziere der ungrischen Armee den Befehl ihres Generals, den Croaten aus dem Wege zu gehen, gemißbilligt, und ihm ihren festen Entschluß mitgetheilt, dem ungrischen Ministerium, dem sie durch Gesetz und Befehl des Monarchen subordinirt worden waren, unverbrüchlich zu gehorchen; sie wollten

sich aber dennoch überzeugen, mit welcher Autorität und auf wessen Befehl Jellachich eingerückt sei, und sandten daher zwei Offiziere, den Grafen Bubna und Herrn von Bárczay, ins croatische Hauptquartier mit der Bitte, Jellachich möge ihnen den k. Befehl mittheilen, der ihn dazu autorisire, in Ungarn feindlich einzufallen.

Jellachich empfing die Offiziere mit voller Liebenswürdigkeit, er wollte sie gewinnen, er gestand es, er habe keinen directen Befehl vom Kaiser zum Einrücken nach Ungarn; aber der Kaiser sei ja nicht frei, der Hof billige die Pläne der Armee und es sei die Pflicht jedes Offiziers, sein Leben für die Unterstützung des Thrones einzusetzen, ohne erst nach einem Befehl zu fragen. Die östreichische Monarchie gehe ihrer Zerstückelung entgegen, das Militär sei das einzige Band, das sie noch zusammenhalte, die Offiziere allein seien Männer der That, nicht des Wortes, sie müßten die Leitung der Geschäfte in die Hand nehmen, und sowohl die Bureaucraten der alten Schule, als die Revolutionäre der neuen Zeit ersetzen. Die schönen Worte Jellachich's verfehlten ihren Eindruck auf die beiden Offiziere;

sobald Jellachich erklärt hatte, er habe keinen directen Befehl vom Kaiser, der seinen Zug autorisirte, meinten sie, sie wüßten genug, und kehrten zur ungrischen Armee zurück. Aber der General, der den Befehl gegeben hatte, den Croaten auszuweichen, konnte nicht länger an der Spitze der Armee bleiben; Graf L. Batthyány forderte daher den Erzherzog Stephan auf, er solle, da er ohnehin als Palatin General-Capitain des Landes sei, zur Armee gehen und sich an die Spitze derselben stellen.

Der Erzherzog that dies und begeisterte durch seine Gegenwart diese Truppen, die eigentlich nur die Waffenehre Ungarns retten wollten, denn Niemand glaubte es, daß sie in ihrer Minderzahl der sechsmahl größern Armee Jellachich's widerstehen könnten.

Der ungrische Landtag machte nun noch einen Versuch der Ausgleichung, er sandte eine Deputation an die östreichische constituirende Reichsversammlung mit der Aufforderung, die Differenzen, die zwischen Ungarn und Oestreich allenfalls bestehen, durch Reichstagscommissionen zu erledigen. Aber der östreichische Reichstag

beschloß mit seiner ministeriellen Majorität, die Deputation der Ungarn nicht anzunehmen, die Czechen, die da fürchteten, die Ausgleichung könnte die slawischen Pläne Jellachich's verhindern, hatten alle mit den Ministern gestimmt. — Graf Louis Batthyány verlor noch immer die Hoffnung einer friedlichen Lösung nicht, er bat den Erzherzog alles zu versuchen, was zu einer Ausgleichung führen könnte, und ließ durch meinen Mann in Wien dem Kaiser vorstellen, er könne nur unter der Bedingung ein neues Ministerium bilden, dessen Namen er mittheilte,[1]) wenn der Befehl augenblicklich gegeben würde, daß Jellachich sich über die Grenze zurückziehe, und die Verhandlung zwischen Croatien und Ungarn durch Commissionen und nicht durch Armeen geführt würden. Der Erzherzog Franz Carl, der im Namen des Kaisers zu antworten pflegte, sagte: „S. M. sei sehr zufrieden, daß Erzherzog Stephan sich an die Spitze der Armee gestellt habe, und habe nichts gegen die Namen einzuwenden,

---

[1]) B. Kemény, B. Eötvös, Gr. Alexander Erdödy, B. Bay, General Mészáros, H. v. Ghiczy, und Szenkirályi.

die Batthyány vorgeschlagen habe, alles Nöthige werde übrigens schon veranstaltet werden, damit es nicht zu einem Conflict komme."

Statt aber daß Jellachich den Befehl zum Rückzug erhalten hätte, erhielt der Erzherzog Stephan ein Handbillet vom Kaiser, er solle jedem Conflict mit der croatischen Armee ausweichen, die gegen Pesth marschirte. Der Erzherzog machte noch den letzten Versuch zur Ausgleichung, er lud Jellachich zu einer Unterredung in der Mitte des Plattensee's ein, im Angesichte beider Armeen; denn die ungrische stand am nordwestlichen Ufer desselben, die croatische am südöstlichen. Als aber das Dampfschiff, auf dem die Unterredung stattfinden sollte, seine Böte an's Land schickte, um den Ban Jellachich und seine Adjutanten an Bord zu bringen, fragte der Croate die versammelten Offiziere, ob er in das Schiff steigen solle? Sie fürchteten natürlich jede Ausgleichung, sie wollten als Sieger ohne Schwertschlag nach Pesth einrücken und riefen einstimmig, sie erlaubten es nicht! — Er blieb zurück.

Der Erzherzog sah, daß keine andere Lösung mehr möglich sei, als die durch das Schwert, er

übergab daher das Commando an General Móga, verließ die Armee und sein Vaterland, und ging nach Wien, von wo er ebenfalls sehr schnell nach Deutschland abreiste. Hier lebt er bis jetzt zurückgezogen auf seinen mütterlichen Gütern. Vor seiner Abreise hatte er noch eine lange Unterredung mit meinem Manne, er sah das Schicksal Ungarns und der Monarchie voraus, und beklagte tief die Wunden, die durch die Intriguen einiger Ehrgeizigen und durch die Militärparthei nicht nur temporär dem Lande, aber dauernd dem monarchischen Prinzip geschlagen werden. Denn wenn das Wort des Monarchen nicht heilig ist, und das Volk sich gewöhnt, diesem zu mißtrauen, dann geht die moralische Autorität des monarchischen Systems unaufhaltsam zu Grunde. Er verzweifelte und hatte keine Hoffnung für Ungarn mehr, keine für die östreichische Monarchie.

Auch Graf Louis Batthyány glaubte nicht, daß es möglich sei, der croatischen Armee zu widerstehen, er glaubte, Ungarn würde fallen, aber er wollte, es solle nicht ohne Kampf, nicht ohne Widerstand erliegen; wäre übrigens eine Ausgleichung möglich, so war er stets bereit zu dieser.

Ein einziger Mann verzweifelte nicht, er hatte die Ueberzeugung des Sieges, — dies war Kossuth. Er vertraute dem Geiste des Volkes, und erließ folgende Proclamation:

„Ein Prophet, spreche ich zu Euch, Patrioten! arme, verrathene Ungarn! Oft hab' ich prophezeiht seit sieben Jahren, und ich schaudere, seh' ich, daß Alles, aber Alles schrecklich schnell in Erfüllung gegangen ist!

„Jedes, aber jedes meiner Worte ist in Erfüllung gegangen, sogar, daß ich die schreckliche Krankheit eines Mannes vorhersagte, an dessen Andenken sich viele Verdienste knüpfen und dessen geistiger Tod die menschliche Brust mit tiefem Schmerz erfüllt.[1])

„Was ich von der Monarchie, von der ungrischen Aristokratie, von Croatien vorhersagte, ist Alles in Erfüllung gegangen, auch das nähert sich schon der Erfüllung, was ich von der Dynastie vorhersagte.

---

1) Graf Stephan Szécsényi, der einstige Gegner Kossuths, in letzter Zeit sein College im Ministerium, ward auf die Nachricht, Jellachich rücke an, wahnsinnig.

„Ich schaudere vor mir selbst. Mir ist, als läge das Buch des Fatums offen vor meinen Augen, vergebens schließe ich meine Augen vor demselben, das Licht zuckt mir durch die Seele, wie ein Blitz durch die Finsterniß.

„Ich gebe dem Drange nach, und wieder will ich prophezeihen. Hört mich, Patrioten! der ewige Gott offenbart sich nicht in einzelnen Wundern, sondern in allgemeinen Gesetzen. —

„Es ist ein ewiges Gesetz Gottes, daß, wer sich selbst verläßt, von Gott verlassen ist.

„Es ist ein ewiges Gesetz: Wer sich selbst hilft, dem hilft auch Gott.

„Es ist ein Gesetz Gottes, daß sich der Meineid in seinem Endresultate selber bestraft.

„Es ist Gottes Gesetz, daß, wer dem Meineid, der Ungerechtigkeit dient, den Sieg der Gerechtigkeit selber bereitet.

„Auf diese ewigen Gesetze des Weltalls gestützt, schwöre ich, daß meine Prophezeihung in Erfüllung gehen wird. Und meine Prophezeihung ist diese:

„Aus Jellachich's Einbruch in Ungarn wird Ungarns Freiheit erfolgen!

„Bei dem heiligen Namen unseres armen meineidig verrathenen ungrischen Vaterlandes, bitte ich Euch, glaubet der Prophezeihung und sie wird in Erfüllung gehen.

„Worin besteht die Macht dieses Jellachich?

„Es ist eine kleine materielle Macht, bestehend aus 60 bis 70,000 Menschen, die im Momente groß erscheint, weil er vermöge der Verfassung der Militärgränze 30,000 bewaffnete Männer findet.

„Aber was ist hinter ihm? Worauf stützt er sich? Wo ist die Nation, die ihn mit der Begeisterung der Gerechtigkeit unterstütze? —

„Nirgends — nirgends!

„Ein solches Heer kann verwüsten, siegen oder den Sieg benutzen, nicht. —

„Batu Chan hat unser Vaterland mit Hunderttausenden überschwemmt. Er zerstörte, aber er mußte wieder weichen.

„Eine solche Jellachich-Expedition ist höchstens ein Heuschreckenzug. Er dringt immer vorwärts, aber er nimmt immer ab im Vordringen und geht endlich zu Grunde.

„Je weiter Jellachich ins Land vordringt, um so gewisser ist es, daß nicht Einer seiner Croaten das Wasser der Save wieder sieht. — Wir Ungarn müssen nur wollen, und wir sind hinreichend, um sein Heer mit Steinen todt zu schlagen. —

„Was dann geschieht, davon werden wir dann sprechen. Der Ungar würde es nicht verdienen, daß ihn Gottes Sonne bescheine, wenn nicht des Morgens sein erster und des Abends sein letzter Gedanke wäre: die Erinnerung an den schnöden Meineid und an den häßlichen Verrath, womit man sich so beispiellos niederträchtig verschworen, ihn aus den Reihen der Lebendigen auszurotten.

„Der Ungar hat also jetzt nur zwei Dinge zu thun. Das Eine: in Massen aufzustehen, um den Feind, der seinen heimathlichen Boden betreten hat, zu erdrücken. Das Andere ist: nicht zu vergessen — — Wenn die Ungarn diese zwei Dinge nicht thun, so sind sie ein feiges, elendes Volk, dessen Name in der Geschichte gleichbedeutend sein wird mit den Namen der Schande und der Niederträchtigkeit; dann sind sie ein elendes, feiges Volk, das das heilige

Andenken seiner Ahnen befleckt hat, von dem der ewige Gott selbst sagen wird: Es reut mich, daß ich es erschaffen habe. Dann sind sie ein so von Gott verfluchtes Volk, daß selbst die Luft ihre belebende Kraft ihm versagen wird, unter seinen Händen wird das segensreiche Kornfeld zur sandigen Steppe, bei seiner Annäherung wird die durststillende Quelle versiegen; heimathlos wird er umherirren auf der Erde, vergebens wird er die Barmherzigkeit um das trockne Brot des Almosens anflehen, nicht Almosen geben, sondern ins Gesicht wird ihm schlagen das fremde Geschlecht, das ihn in seinem eigenen Vaterlande zum Bettler machen wird, ihn, den jeder Schurke wie einen herrenlosen Hund wird ungestraft erschlagen dürfen, er wird werden wie der indische Paria, auf den man die Hunde hetzt. Vergebens wird er sich zur Religion wenden, sie wird ihm keinen Trost gewähren. Gott, dessen Schöpfungswerk er durch seine Feigheit in den Staub getreten, wird ihm seine Sünden nicht vergeben, weder in dieser, noch in jener Welt: das Mädchen, zu dem er seine Augen erheben wird, wird ihn mit dem Besen von der Schwelle jagen, wie

ein räudiges Thier; sein Weib ihn mit Verachtung in die Augen speien, das erste Wort des Kindes wird ein Fluch gegen den Vater sein. — —

„Schauderhaft! Schauderhaft! Aber so wird es kommen. Mit dem unerbittlichen Schwur des Fluches schwöre ich beim Gott der Freiheit, beim verhöhnten Andenken unserer Väter, welche dieses Vaterland mit ihrem Blut erkauften, schwöre ich, daß es so kommen wird, wenn das Geschlecht der Magyaren feig genug ist, gegen die knechtischen Schergen Jellachich's nicht in Masse aufzustehen, und zu zermalmen die serbischen Räuber und jeden Verräther, der es wagt, gegen die Magyaren sich zu erheben, wie der Sturmwind die ungebundene Garbe verweht, die ihm im Wege liegt, und wenn das ungrische Geschlecht so feige sein wird, mit der Vernichtung seiner Feinde zu zögern, oder nur einen Augenblick zu vergessen den Verrath und die Verräther.

„Nein! nein! Das kann der Ungar nicht thun, und verflucht sei, wer es thut! —

„Darum sage ich, daß aus Jellachich's Einbruch die Freiheit Ungarns entstehen wird.

„Zuerst siegen, und dann abrechnen. Das ist die Aufgabe. Zu den Waffen also, wer ein Mann ist!

„Die Frauen aber sollen zwischen Veszprim und Weißenburg graben ein großes Grab, in welches wir den ungrischen Namen, die ungrische Ehre, die ungrische Nation — oder unsere Feinde begraben wollen; und worauf entweder die Schandsäule des ungrischen Namens stehen wird, mit der Aufschrift: „So straft Gott die Feigheit“ oder es wird darauf stehen der ewig grüne Baum der Freiheit, aus dessen Laube die Stimme Gottes erschallen wird, wie sie aus dem brennenden Dornbusch zu Moses gesprochen hat: „Der Ort, worauf Du steh'st, ist heilig, so belohne ich die Tapferkeit; — Freiheit, Ruhm, Wohlsein und Glückseligkeit den Ungarn.“

„Zu den Waffen also, Ungarn! Für Dein Leben, für Deine Ehre, für Dein Vaterland, für Dein Haus, für Deinen von den Ahnen ererbten Heerd, für den Boden, der Dich nährt, den Du mit Deinem blutigen Schweiße gebaut hast, und den jetzt die Meineidigen, zum Lohne für den

Umsturz Deiner Freiheit, den Serben und Illyriern in die Hände spielen wollen, um Dich in Deinem eigenen Vaterlande flüchtig zu machen, wie es schon die armen Temeriner geworden. —

„Auf! auf! zu den Waffen, Ungarn! wer dem Gesetze nicht gehorcht, das der König selbst beschworen hat, der ist ein Verräther, wer aber ein Verräther ist, den nehmt gefangen und liefert ihn aus dem Gesetze. — —

„Unser Vaterland ist unser Alles! Das Vaterland ist Alles! das Vaterland retten ist die erste Pflicht! Retten wir das Vaterland, so retten wir uns selbst. —

„Wer in einem Dorfe, in einem Comitate den geringsten Einfluß hat, der ergreife eine Fahne! Hören wir auf den Flächen Ungarns keine andere Musik, als den traurig ernsten Rakóczymarsch; er sammle um sich 10, 20, 50, 100—1000 Menschen, wie viel er vermag, und führe sie gegen Veszprim; in der Gegend Veszprim's soll sich das ganze ungrische Volk versammeln, so wie sich die auferstehende Menschheit am Tage des Gerichts versammeln wird — und dann gegen den Feind!

„Singet den heiligen Gesang, den Ihr kennt:
„Erhalte Gott unser Land,
Unser Magyarisches Vaterland,
Vernichte unsere Feinde,
Die uns verfolgen!“

„Auf! Auf! zu den Waffen! Mit uns ist Gott und die Gerechtigkeit!“ —

Von allen Seiten strömten auf diesen Aufruf die enthusiasmirten Landbewohner in die Stadt, neue Bataillone wurden errichtet, und da man den Offizieren der ungrischen Infanterie-Regimenter nicht traute, da sie, meistens Deutsche oder Böhmen, ihre Sympathien für Jellachich nicht verhehlten, wurde auch das reguläre Militär von der Pesther Jugend aufgefordert, die schwarzgelben Fahnen zu verlassen und in die neuformirten Bataillone der Honvéds (Vaterlandsvertheidiger) einzutreten.

Auch aus Wien kamen Rekruten herab; seit Jellachich die Drave überschritten hatte, wurde in Wien mit dem Wissen des östreichischen Ministeriums des Innern für die Ungarn eine offene Werbung veranstaltet. V. Dobblhof betrachtete den croatisch-ungrischen Krieg als eine Angelegen-

heit, die ihn nichts angehe, er erlaubte die Werbung für die Ungarn sowohl, als für Jellachich; man sah täglich Burschen von 18—22 Jahren mit der ungrischen, andere mit der croatischen Tricolore das Handgeld, das sie erhoben hatten, zusammen am selben Tische im Wirthshaus vertrinken, obgleich sie wußten, daß ihr nächstes Zusammentreffen wahrscheinlich ein blutiges auf dem Schlachtfelde sein werde. Ein gedruckter Maueranschlag forderte zur selben Zeit zur Bildung eines slawischen Freicorps auf, das die Comitate Neutra, Trencsin und Thurócz in Aufstand bringen sollte.

Als man aber in Wien sah, daß der ungrische Landtag, und überhaupt die ganze Bevölkerung, trotz des Anmarsches der Croaten den Muth nicht verlor, sondern es jedenfalls auf einen Kampf ankommen lassen wollte, der doch nicht im Plane der Hofparthei lag, und selbst im Falle, wenn Jellachich siegte, doch die Erbitterung in Ungarn gegen Oestreich auf den höchsten Grad steigern würde, änderte man die Pläne. Der erste Versuch war mißglückt, man hatte gehofft, die ungrischen Regimenter würden dem Beispiele

der deutschen folgen, und zu Jellachich übergehen, der Festungscommandant von Comorn aber werde, wie es der Festungscommandant von Essieg gethan hatte, die Festung für neutral erklären, oder an Jellachich übergeben. Doch trotz dem, daß der Graf Latour einen Brief an den Commandanten von Comorn geschrieben hatte, in dem er ihn aufforderte, die jungfräuliche Festung an die croatische Armee zu übergeben, verharrte dieser im Gehorsam für das ungrische Ministerium, und antwortete, er habe keinen Befehl durch den östreichischen Kriegsminister zu erhalten, der Monarch schicke seine Verordnungen gesetzlich durch das ungrische Ministerium. Man ernannte daher den General Grafen Lamberg zum Oberbefehlshaber aller Truppen, die in Ungarn waren, sowohl der ungrischen als der croatischen, und gab ihm die Vollmacht, den Landtag nöthigenfalls aufzulösen. Die Hof- und Militärparthei glaubte die Centralisationspläne und die Aufhebung der legalen Unabhängigkeit Ungarns auf diese Art auf das leichteste durchsetzen zu können. Allem Anschein nach würde das ungrische Militär dem Grafen Lamberg sich unterwerfen, das croatische Heer Jellachich's auf jeden

Fall, und gestützt auf eine Macht von wenigstens 70,000 Mann, in der nächsten Nähe der Hauptstadt, könne Lamberg entweder vom Landtag alles erlangen, was er verlangte, oder er könnte den Landtag auflösen, ohne einen Ausbruch zu fürchten, um provisorisch das Land zu organisiren.

Mein Mann hatte in Wien alles dieses gleich erfahren, und da er hörte, daß der Befehl uncontrasignirt ertheilt wurde, suchte er den Grafen Latour auf, und stellte ihm vor, daß, was immer die Absichten des Hofes in Ungarn seien, die Formen jedenfalls geachtet werden müßten, daß daher der Befehl, der die volle Gewalt an Lamberg übertrage, durch Graf Louis Batthyány contrasignirt werden müßte, weil sonst Graf Lamberg, dem Gesetze zufolge, ein Hochverräther sei, der sich der höchsten Gewalt mit der Verletzung der Gesetze bemächtigen wolle. Graf Latour ging in diese Ansicht nicht ein, gereizt bemerkte er, Graf Lamberg sei mit allem versehen, was er brauche, und die Contrasignatur sei durchaus nicht nothwendig. — Diese Gereiztheit des östreichischen Kriegsministers war sehr natürlich; denn eben um diese Zeit hatten ungrische Hirten

einen Courier Jellachich's aufgefangen, der Briefe von ihm und seinen Untergebenen nach Wien mitführte; Briefe, aus denen das Einverständniß Jellachich's mit dem Wiener Kriegsministerium klar hervorging. Der Croat bedankte sich darin für erhaltene Militärrequisiten, verlangte andere, drang darauf, daß er öffentlich durch den Kaiser anerkannt und authorisirt werde seinen Feldzug energisch fortzuführen u. a. m. — Diese Briefe wurden gleich durch die ungrische Regierung in Pesth publicirt und in Wien in Tausenden von Exemplaren vertheilt. Es war das erste authentische Document, das die Duplicität der Hofparthei offen beurkundete, denn nur kurze Zeit vorher hatte Graf Latour bei einer Interpellation im Wiener Reichstage sein Ehrenwort verpfändet, er stehe in keiner Geschäftsberührung mit Jellachich.

Mein Mann, der Lamberg persönlich kannte und seinen Privatcharacter achtete, schickte nun einen gemeinschaftlichen Bekannten nach Preßburg zum General, um ihn auf die Formlosigkeit seiner Ernennung aufmerksam zu machen und sandte

zugleich einen Courier mit allen diesen Nachrichten an den Grafen Batthyány.

Graf Batthyány sah wohl ein, daß Graf Lamberg's Mission nicht ganz eine Friedensmission sei und nur eine Reaction gegen die Gesetze von 1848, wahrscheinlich auch gegen die alten Institutionen Ungarns, bezwecke; aber selbst dies schien ihm unter den gegenwärtigen Umständen weniger verderblich für Ungarn, als eine verlorne Schlacht gegen Jellachich, die Pesth und ganz Ungarn unbedingt in die Hände des croatischen Häuptlings liefern würde; er war daher entschlossen, die Ernennung des Grafen Lamberg zu contrasigniren, sobald dieser sie ihm vorzeigen würde. Uebrigens zweifelte Graf Batthyány nicht, daß Lamberg gerade in's Lager eilen würde, um sich zuerst der Truppen zu versichern, ehe er es wagen dürfte, nach Pesth zu kommen, daher begab er sich am 27. auch in's ungrische Lager.

Da nun seit dem 14. September Graf Louis Batthyány ganz allein an der Spitze der Geschäfte stand, denn die alten Minister waren abgetreten, die neuen hatten ihre Portefeuilles noch

nicht angetreten, da sie von Wien aus noch immer nicht bestätigt waren, konnte der Graf nicht unausgesetzt an den Landtagssitzungen Theil nehmen; der Landtag ernannte daher ein Comité, das dem Minister die nöthigen Aufklärungen geben und mit dem er in Hinsicht der Vertheidigung des Vaterlandes consultiren sollte. Dies war der Ursprung jenes später so bekannten Comité's der Landesvertheidigung, das bald darauf die Regierung muthig übernahm und kräftig fortführte. Natürlich wurden die Wiener Depeschen diesem Comité ebenfalls mitgetheilt, es legte sie augenblicklich dem Landtag vor, der in einer außerordentlichen Sitzung am Abend des 27. sich versammelte, den nicht contrasignirten Befehl des Grafen Lamberg für ungesetzlich und ihn selbst in die Acht erklärte, wenn er es wagen sollte, Gebrauch von seiner uncontrasignirten Ernennung machen zu wollen.

Graf Lamberg hatte keinen Begriff von der Aufregung, die in Pesth herrschte, er hatte so lange in der Mitte dieser Bevölkerung gelebt, und war in der Ueberzeugung, die Pesther fürchteten sich vor Jellachich so sehr, daß sie ihn als

Retter empfangen würden. Statt in das Lager zu gehen, ging er daher nach Pesth.

Hier besuchte er zuerst den Oberlandesrichter (Judex curiae regiae) Geheimrath Herrn von Mailáth, seinen alten Bekannten, um mit ihm sich über seine Mission zu verabreden. Er fand ihn seit mehreren Tagen krank im Bette, aber der Sohn des Oberlandesrichters, einer der ausgezeichnetsten der conservativen Führer in den frühern Landtägen, der die Stimmung der Bevölkerung kannte, beschwor den Grafen, augenblicklich durch eine Hinterthüre und Nebengasse Pesth zu verlassen und dem Grafen Batthyány in das Lager nachzueilen, denn in der Stadt sei sein Leben in der augenscheinlichsten Gefahr. Lamberg verlachte die Warnung und fuhr im Fiaker nach Ofen. Ob er die Absicht hatte, ehe er noch der Armee versichert war, die Festung Ofen, durch die Pesth beherrscht wird, in Besitz zu nehmen, läßt sich durchaus nicht bestimmen; aber das Gerücht verbreitete sich plötzlich durch alle Straßen, Graf Lamberg sei angekommen und wolle die Festung Ofen, die jetzt durch Nationalgarden besetzt war, jenen Compagnien über=

geben, die eben deshalb, weil man ihnen nicht traute, in Pesth zurückgeblieben und nicht in's ungrische Lager commandirt worden waren. Es war während der Sitzung des Landtags, eben als Kossuth in einer langen Rede die Mittel der Vertheidigung gegen Jellachich entwickelte, als einer der Deputirten, Johann Balogh, den Tumult auf der Gasse hörte, er eilte hinab, und als er die Befürchtung der Menge hörte, stellte er sich an die Spitze eines Haufens von Freiwilligen und führte sie rasch nach Ofen, um die Thore der Festung zu besetzen und diese gegen einen Handstreich zu sichern. Eine Masse Volkes wälzte sich, mit Sensen bewaffnet, ihm nach; die meisten kehrten wieder zurück, als sie sich überzeugt hatten, daß die Festungsthore in den Händen entschlossener Männer von der Nationalgarde seien. Gerade als sie auf der Schiffsbrücke von Ofen nach Pesth zurückströmten, führte ihnen ein unglücklicher Zufall den Grafen Lamberg im Fiaker entgegen, ein Unteroffizier erkannte ihn und riß ihn aus dem Wagen, ein deutscher Student und ein siebenbürgischer Ungar hieben ihn auf der Stelle nieder. Die wüthende

Menge glaubte in ihrer Aufregung einen Act des höchsten Patriotismus begangen zu haben, und jubelte um den Leichnam, der in die Stadt geschleift wurde. Der Landtag betrachtete natürlich dieses unglückliche Ereigniß aus einem verschiedenen Standpuncte. Ein Beschluß wurde augenblicklich gefaßt, in der der Landtag sein tiefes Bedauern über die blutige Ermordung ausdrückte und eine Untersuchung einzuleiten befahl, um die Schuldigen zu strafen. Die Thäter waren aber schon entflohen.

Ein Comité wurde nun ins Lager gesendet, um sowohl dem Grafen Louis Batthyány als der ungrischen Armee das blutige Ereigniß mitzutheilen. Niemand konnte wissen, welchen Eindruck diese Nachricht machen würde, da Graf Lamberg bei den Husaren bekannt und beliebt war. — Graf Batthyány hatte schon einige Stunden früher auf Privatwege dieselbe Nachricht erhalten. Entrüstet, daß die heilige Sache des Vaterlandes durch einen Mord befleckt ward, und ohne Hoffnung, daß Ungarn siegen könne, legte er seine Stelle als Ministerpräsident nochmals nieder und eilte nach Wien, um wo möglich im all-

gemeinen Schiffbruche noch etwas für Ungarn zu retten. Auf die Armee machte die Nachricht des Mordes des Grafen Lamberg keinen Eindruck, Alles brannte vor Ungeduld, sich mit dem Feinde zu messen, unabsehbare Massen von Freiwilligen strömten stündlich zum Heere; die Position war günstig und die Pesther Bürger schickten ein Schiff nach dem andern, mit Lebensmitteln und Wein beladen, hinab ins Lager, in dem der größte Ueberfluß herrschte. Als die Deputation daher angelegentlich den Husaren auseinandersetzte, daß der Mord Lamberg's ein isolirtes Verbrechen sei, das der Landtag vollkommen mißbillige, daß die Thäter verfolgt würden, unterbrach ein alter Wachtmeister die Redner und sagte: „Alles dies ist Unsinn, ist es zur Rettung des Vaterlandes nothwendig, daß wir eine Revolution machen, so setzen wir zu Pferde mitten hinein!“ —

Jellachich erfuhr ebenfalls denselben Abend, daß Graf Lamberg ermordet sei und daß Graf Batthyány das Land verlassen habe; er zählte darauf, die ungrische Armee sei in der größten Verwirrung, in Pesth herrsche Anarchie; er gab

daher den 29. in der Frühe den Befehl zum Angriff, in der Hoffnung eines vollständigen unblutigen Sieges. Besonders zählte er darauf, daß in der ungrischen Armee keine Artilleristen seien, denn die Artillerie in Oestreich besteht stets aus Böhmen, die kaum gegen Croaten kämpfen würden, er ahnte nicht, daß seit Anfang Septembers die Pesther Advocaten und Ingenieurs bei der Artillerie eingetreten und durch die böhmischen Artilleristen vom 5. Regiment, auf die man im Felde sich nicht hätte verlassen können, gehörig gedrillt worden waren. Als daher an den Weingärten von Pákozd und Sukoró der erste Kanonenschuß ihn empfing, war er augenscheinlich, so wie seine ganze Armee, dadurch überrascht. Eine lange Kanonade folgte, ohne viel Schaden zu machen; als aber der Cavallerieangriff der Cürassiere durch die ungrische Infanterie zurückgeschlagen wurde, retirirte Jellachich in Unordnung.

Aber die ungrische Armee mit ihren undisciplinirten Massen von Freiwilligen und mit Officieren, deren Mehrzahl keinen Begriff vom Waffenhandwerk hatten, verfolgte ihren Sieg

nicht; auch sie zog sich zurück nach Martonvásár, wo ein Kriegsrath gehalten wurde, denn Jellachich verlangte einen Waffenstillstand für vier Tage. Der Waffenstillstand wurde durch General Móga, den Feldherrn der Ungarn, ihm zugestanden. Doch Jellachich blieb nicht in seiner Position, er benutzte die Waffenruhe, um in forcirten Märschen Raab und von dort die östreichische Grenze zu gewinnen, wo er vom östreichischen Kriegsminister Verstärkung erwartete. Den zweiten October war er in Raab, den fünften in Wieselburg angelangt, hoffend, daß die deutsche und italienische Garnison von Preßburg sich ihm anschließen werde. Aber die Nationalgarde brach in Preßburg die Schiffbrücke ab, und als das Militär, das in der Umgegend war, sah, daß es nicht über die Donau setzen könne, eilte es in Unordnung über die östreichische Grenze, einige Compagnien des italienischen Regimentes Ceccopierri stellten sich sogar den Ungarn zur Disposition. Móga verfolgte trotz des Enthusiasmus der ungrischen Armee die Croaten nur sehr langsam. Augenscheinlich wollte er dies Armeecorps nicht vernichten, er erreichte jeden

Abend regelmäßig den Ort, den Jellachich des Morgens verlassen hatte, er hoffte, die Schlacht von Sukoró sei eine hinreichende Lehre für die Croaten und für jene Partei gewesen, deren Werkzeug die Croaten waren und wartete täglich auf eine günstige unblutige Lösung der Wirren aus Wien.

Jellachich's Flucht oder Flankenbewegung, wie er sie nannte, stellte natürlich die beiden Corps bloß, die seine Verbindung mit Croatien deckten. Das eine, unter B. Albert Nugent 5000 Mann stark, wurde am 3. October bei Kanizsa, wie die Nachricht von der Schlacht von Sukoró sich verbreitete, durch die Nationalgarde der südwestlichen Comitate, unter dem Commando des Landtagsdeputirten Vidos angegriffen und zersprengt. Das Corps der Generale Róth und Philippovich aber, 12,000 Mann stark, mit 12 Kanonen mußte am 5. die Waffen strecken und sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Es war durch drei volle Tage von dem Landsturm unter Csapó, Görgey und Perczel hin und her gedrängt worden. Csapó vernichtete und verzehrte vor ihm her die Provisionen, — Perczel

und Görgey umringten die ausgehungerten Truppen, die ohnehin durch die Nachricht von der Niederlage des Hauptcorps demoralisirt waren, — sie ergaben sich. — 12 Kanonen, 7 Fahnen, 11,000 Gewehre, über 60 gefangene Officiere waren die Trophäen dieses Tages, der Pesth in einen unbeschreiblichen Enthusiasmus versetzte.

Druck der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.

Aus dem Tagebuche
einer
ungarischen Dame

von

Therese Pulszky.

Mit einer historischen Einleitung

von

Franz Pulszky.

Zweiter Band.

Leipzig 1850.
F. W. Grunow & Comp.

Erstes Kapitel.

Die October-Revolution in Wien.

Während in Ungarn die Kraft der Nation sich so glänzend bewährte, und zu dem vollständigsten Siege führte, nahm in Wien die öffentliche Meinung, in den verschiedenen Classen der Gesellschaft, auch eine andere Wendung. Bis zum September hatte Ungarn keine Sympathie bei der democratischen Parthei gefunden, deren Stimme vom östreichischen Ministerium noch immer sehr beachtet wurde, trotz dem, daß die meisten ihrer Führer sie verlassen hatten. Dr. Bach, jetzt Minister des Innern, der radicale Advocat, der im April noch mit der Republik coquettirt hatte, und im Juni und Juli von dem democratischen Kaiserthum auf breitester Basis zu sprechen pflegte,

war nicht nur Minister, aber auch Absolutist geworden. B. Dobblhof umgab sich zwar, als Minister des Innern, in seinem Bureau mit Studenten, hatte aber durch seinen Mangel an Haltung und durch das ewige Schwanken seines Characters jeden Einfluß auf die Massen verloren. Schwarzer, einflußreich als Journalist, war ebenfalls durch ein Ministerportfeuille zum Schweigen gebracht worden; selbst Dr. Fischof, der Ministerialrath geworden, verstummte im Reichstag. Dr. Schütte, ein Agitator von bedeutendem Talent, war aus Wien ausgewiesen worden; Dr. Giskra ging als Deputirter nach Frankfurt. Leute von weniger Talent, von unklaren Begriffen und ohne politische Bildung gaben den Ton in Journalen und Volksreden an.

Zu der democratischen Parthei gehörten hauptsächlich die Studenten, die Krämer, Advocaten und Aerzte der ärmeren Klasse, mit einem Worte die große Masse der Nationalgarden. Aber auch in dieser Parthei gab es mehrere politische Schattirungen; einige hielten fest an den Kaiserplänen des Frankfurter Parlaments, andere waren principielle Democraten, viele waren von der Idee

eines slawischen Oestreichs begeistert, von allen wurde Ungarn mehr oder minder angegriffen. Die Deutschthümler haßten es, weil es nicht zum deutschen Reiche gehören wollte, sie hätten es gleich Posen ihrem einheitlichen großen Kaiserthum einverleiben wollen; die Democraten reinsten Wassers konnten es nicht vergessen, daß Ungarn seine Magnatentafel nicht aufgehoben hatte, und an dem Zweikammersystem festhielt, die Slawen schwärmten für Jellachich.

Dieser Parthei gegenüber bildete sich nach und nach eine andere, die sich selbst nach der Farbe des östreichischen Kaiserhauses den Namen der „Schwarzgelben" beilegte, es waren die reicheren Kaufleute, die Banquiers, die größeren Fabrikanten, die höheren Beamten. Unter dem Volke gehörten die Fiaker dazu, denn die Democraten gehen zu Fuß, und brauchen nur Regenschirme und Omnibuse, keine Fiaker. Diese Parthei hatte sich von dem ersten Schreck der Revolution erholt, und suchte sich Einfluß zu verschaffen. Natürlich war Ungarn ihr ein Dorn im Auge, sie wußte zu gut, daß unter einer nationalen Administration Ungarn sehr bald aufblü-

hen, und selbst in finanzieller Hinsicht von den Geldleuten Wien's unabhängig werden würde, die bisher bedeutende Wuchergeschäfte mit Ungarn gemacht hatten.

Eine dritte Parthei gab es nicht. Die östreichische hohe Aristocratie hatte sich ganz auf ihre Güter zurückgezogen, nahm gar keinen Antheil an der Politik, ließ passiv alles über sich ergehen, und wartete während der revolutionären Fluth auf die Ebbe in der öffentlichen Meinung, die sicher eintreten würde.

Der imposante Anblick der zwei ungrischen Deputationen, die im September ohne Resultat Wien verließen, hatte zuerst einen für Ungarn günstigen Umschwung in der öffentlichen Meinung verursacht; die Journale beschäftigten seitdem sich häufiger mit der ungrischen Frage, und einige derselben erklärten sich offen für Ungarn. Dagegen war die Sprache anderer täglich heftiger, je mehr Jellachich sich Pesth näherte; Batthyány und Kossuth wurden persönlich so heftig angegriffen, daß sie Diffamationsklagen beim Preßgerichte einreichen mußten. Die Publication einiger aufgefangener Briefe aus dem Hauptquartier Jel-

lachich's machte aber auf die ganze democratische Parthei großen Eindruck, sie sahen, daß Jellachich nicht wegen der specifisch croatischen Klagen, und der in den Journalen so oft vorgeschobenen, aber nie bewiesenen Unterdrückung Croatiens, gegen Pesth rückte, sondern daß es die Armee der Reaction sei, die alles, was seit dem März dem Volk gegeben war, umwandeln sollte, — es galt nicht den Ungarn, sondern den Prinzipien, die in ganz Europa für einen Augenblick gesiegt hatten.

Die Aufregung wurde Ende September immer heftiger, man verfolgte mit der größten Spannung die Bewegungen der Armeen in Ungarn, das Volk versammelte sich nochmals im Odeon, dem größten Saale Wiens, in dem 10,000 Personen Platz fanden, und Dr. Tausenau erhielt hier durch seine glühende Beredtsamkeit bedeutenden Einfluß. — Die Schwarzgelben, und selbst jene unpartheiischen Beobachter, die keinen directen Antheil an der Politik nahmen, zweifelten nicht einen Augenblick an dem Siege Jellachich's, viele von ihnen erklärten offen, die Ungarn hätten formell vollkommen Recht, es sei aber vergebens, sich dem Gesetz der Natur zu widersetzen, demzufolge

die numerisch schwächere Race von der stärkern unterjocht werde; — die Centripetalkraft eines großen Reiches assimilire nach und nach, trotz der historischen Verträge, alle einzelnen Provinzen, was immer der Rechtstitel sei, durch den sie unter die Herrschaft desselben Monarchen gekommen seien. — Die Unterdrückung der nationalen Unabhängigkeit Ungarns, und die Durchführung der Centralisations-Ideen der Hofparthei schienen unausweichlich, besonders als die Nachricht vom Morde Lamberg's einen Schatten auf die Sache der Ungarn warf. — Doch hier hörten auf einmal alle Nachrichten auf. Man hatte erwartet, am 2. October die Anzeige vom Einzuge der Croaten in Ofen zu erhalten, statt dessen blieb die Post von Pesth aus, und von Raab hörte man, die croatische Armee sei dort angekommen. Kein Mensch konnte sich diesen Marsch erklären; keine Nachricht von der Schlappe Jellachich's war angelangt, denn er lag mit seiner Armee zwischen Pesth und Wien, und hemmte die Communication. Die Aufregung in Wien steigerte sich um so mehr, als die Croaten der östreichischen Grenze nahten; es schien, Jellachich habe Pesth nur

bedroht, um desto sicherer gegen Wien rücken zu können.

Graf Batthyány hatte am 28. in der Nacht das ungrische Lager verlassen, und war am 30. September in Wien angelangt. Entrüstet über den Mord Lamberg's und verzweifelnd an der Zukunft Ungarns, hatte er dem König am 1. October zum zweitenmal seine Entlassung eingereicht. Baron Récsey, ein alter Soldat, der nie mit Politik sich befaßt hatte, wurde nun am 3. zum ungrischen Ministerpräsidenten ernannt, unter der Bedingung, daß er einen königlichen Befehl contrasignire, durch den Jellachich zum Civil- und Militär-Gouverneur Ungarns ernannt, der Landtag aufgelöst, und ganz Ungarn, bis zu der Reorganisation des Landes, auf der Basis der Gleichberechtigung aller Nationalitäten, — in Belagerungszustand erklärt wurde. Récsey theilte dies dem Grafen Batthyány noch am 2. mit. Batthyány forderte ihn auf, er solle seine grauen Haare nicht durch diesen Act entehren, dies Decret sei ja nichts anderes, als die Aufhebung der ungrischen Constitution, sein Name werde mit diesem Staatsstreich der Willkühr für

ewige Zeiten gepaart bleiben. Baron Récsey schien vollkommen überzeugt, aber schon am nächsten Tage sagte er dem Grafen: „ich bin Soldat, meine erste Pflicht ist Subordination, mein Kaiser hat es mir befohlen, ich muß gehorchen, und er ist für mich stets ein gnädiger Kaiser gewesen, er zahlt auch jetzt meine Schulden, ich muß dankbar gegen ihn sein.“ —

Am 4. wurde die verhängnißvolle Ordonnance publicirt, die natürlich auf Ungarn den verderblichsten Einfluß übte. Jellachich, der am 10. Juni durch den Kaiser zum Hochverräther erklärt worden war, er, der unprovocirt Ungarn mit 65,000 Mann angegriffen hatte, und bei dieser Gelegenheit geschlagen wurde, sollte jetzt Herr über Leben und Tod in ganz Ungarn werden, und Gelegenheit haben, seine Rache unbedingt an jenem Volke zu kühlen, das er haßte, und welches ihn auf dem Schlachtfelde geschlagen hatte! —

Aber auch in Wien waren während dessen directe Nachrichten aus Pesth eingetroffen, und so sehr es auch die Hofparthei zu verheimlichen suchte, konnte man nicht mehr daran zweifeln,

daß die croatische Armee nicht als eine siegreiche sich nahe; die Schlacht von Sukóro hatte den Muth der Wiener gehoben. Zu gleicher Zeit kam auch die Nachricht, der Einfall des slowakischen Freicorps unter Hurban in das Neutraer Comitat, — der daselbst einen Aufstand hervorrufen, die Kräfte der Ungarn theilen und die Operationen Jellachich's unterstützen sollte, — sei vollkommen mißglückt; die Prager Studenten, aus welchen das Freicorps bestand, seien durch die Preßburger Nationalgarden und das wenige Militär, das in dieser Gegend stand, bei Miava und Verbó zersprengt worden. —

Der geringen Zahl der in Wien anwesenden Ungarn war es bei diesen Neuigkeiten klar, daß die ungrische Nation dem Befehle, der Jellachich alle Macht übertrug, auf keinen Fall sich fügen werde. Der Krieg zwischen Ungarn und Oestreich schien unvermeidlich; die Hofparthei drängte mit Gewalt das Land in eine Empörung, die niemand wünschen konnte, der es mit dem Kaiserhaus und der österreichischen Monarchie, so wie mit Ungarn ehrlich meinte.

Mein Mann berieth sich mit den ungrischen

Staatsräthen, die unter ihm im Ministerium dienten; es waren im Dienste des Monarchen ergraute Männer, einst Deputirte im Landtag. Sie waren trostlos über den Schlag, der gegen die Constitution geführt worden war, aber sie glaubten, sie müßten auf ihren Posten ausharren, so lange nichts von ihnen verlangt werde, was dem Gesetze widerstrebe. Graf Batthyány war derselben Ansicht, und sagte, es sei die Pflicht meines Mannes, nicht abzudanken, sondern abzuwarten bis er entlassen werde.

Ich erinnere mich genau, es war am 5. October um Mittag, daß wir den Grafen Batthyány auf einem Spaziergang auf der Glacis trafen, und nachdem er seine Ansicht in Hinsicht meines Mannes ausgesprochen hatte, frug er ihn, was er selbst (Graf Batthyány) eigentlich thun sollte? Sollte er zur Armee als Freiwilliger gehen, oder nach Paris eilen, um von dort aus die Aufmerksamkeit der Völker Europas auf die Verhältnisse in Ungarn zu leiten, die bis jetzt in fremden Blättern stets partheiisch im östreichischen Sinne geschildert werden? Vielleicht würde die Stimme der öffentlichen Meinung Europas wirk-

samer sein, als die Vorstellungen der Ungarn. Mein Mann bestärkte den Grafen in dieser Ansicht, und schlug ihm vor, sich augenblicklich auf den Weg zu machen; es sei keine Zeit zu verlieren, denn das Publicum Europas könne erst nach und nach sich mit den Documenten des Streites bekannt machen, während die Entscheidung nicht lange auf sich warten lassen würde. — Diese Meinung machte tiefen Eindruck auf den Grafen, er wollte aber noch einmal zu seiner Familie, um Abschied zu nehmen; er verließ uns und fuhr augenblicklich nach Oedenburg. Wäre er damals nach Paris, die Ereignisse hätten vielleicht eine andere Wendung genommen, jedenfalls hätten die Annalisten Oestreichs ein Verbrechen weniger der Nachwelt zu überliefern gehabt. —

Als wir nach Hause gekommen, wurde meinem Manne um 5 Uhr ein Handbillet vom Kaiser übergeben, mit dem die eingereichte Abdankung meines Mannes als Unterstaatssecretär angenommen wird — Baron Récsey hatte das Handbillet contrasignirt. Wir lachten über den Inhalt — da mein Mann seine Abdankung nicht eingereicht hatte — und nahmen gleich Abschied

von unsern Bekannten. Wir wollten den nächsten Tag alle Anstalten zur Abreise treffen, und den 7. in der Frühe nach Ungarn zurückkehren; die Stelle jedes ungrischen Patrioten war jetzt natürlich, entweder bei der Armee als Freiwilliger, oder bei der Regierung in Pesth.

Mehrere unserer Bekannten erzählten uns an dem Abend dieses Tages, das deutsche Grenadier-Bataillon Richter habe den Befehl erhalten, am nächsten Morgen nach Ungarn zu marschieren und sich mit Jellachich zu vereinen; die Aufregung in Wien sei im Steigen, denn dies sei die erste offene Unterstützung der Croaten; der Krieg, der bisher nur ein croatisch-ungrischer war, werde dadurch ein Krieg zwischen Oestreich und Ungarn, und dieser verhängnißvolle entscheidende Schritt werde ohne die Zustimmung des östreichischen Reichstags gethan, der doch versammelt sei und täglich Sitzungen halte. Die Absendung dieser Bataillons sei eine Kriegserklärung gegen Ungarn, die möglichenfalls zu großen Geldauslagen und dauernden Verwicklungen führen könne; ohne den Reichstag sollte ein so wichtiger Entschluß doch nicht gefaßt werden! —

Daß die Lage der Dinge ernst sei, sah jedermann ein; als wir aber am Abend aus der Stadt nach Penzing fuhren, bemerkten wir keine Aufregung auf den Straßen; nichts deutete darauf, daß wir an dem Vorabend einer blutigen Insurrection seien. —

Dr. Tausenau hatte zwar Nachmittags eine gewaltige Rede im Odeon gehalten, „Jellachich vor den Thoren Wiens." Er hatte die Croaten als die Mörder der Freiheit characterisirt, und die Wiener zum kräftigen Widerstande aufgerufen, für den Fall, daß Jellachich vorrücken sollte, zugleich hatte er seine Stimme gegen das Wiener Ministerium erhoben, das, ohne den Reichstag zu befragen, Jellachich Unterstützung zugesandt hatte. Tausende von Zuhörern jauchzten dem Redner zu, sie entfernten sich jedoch, ohne die öffentliche Ruhe zu stören. In den Schenken aber discutirten die Grenadiere denselben Gegenstand bei ihrem Bier und kamen zu dem Schluß: „es sei doch ungerecht, sie gegen die Ungarn zu senden; da die Ungarn wohl mit Jellachich, nicht aber mit dem Kaiser im Kriege seien, — was hätten sich die deutschen Regimen-

ter in die Streitigkeiten zwischen den Croaten und Ungarn zu mischen." — Gesinnungen und Aeußerungen dieser Art wurden durch die Studenten und Nationalgardisten, die in den Wirthshäusern häufig politisirten, gut geheißen und angeeifert, um so mehr, als das Bataillon, das den Befehl zum Abmarsch erhalten hatte, zufällig in Wien sehr populär war; es waren Oberöstreicher, die häufig mit den Bürgern fraternisirt hatten, während das galizische Bataillon Nassau, das in Wien bleiben sollte, oft in Streitigkeiten mit den Wienern verwickelt gewesen war; die Bürger meinten daher allgemein, wenn schon ein Bataillon marschiren müsse: „warum sind es nicht die Galizianer, die man zu Jellachich sendet, warum schickt man gerade unsere Brüder, die Oberöstreicher?"

In unserer Nachbarschaft in Penzing wohnte ein Attaché der französischen Gesandtschaft, später französischer General-Consul in Hayti, den wir häufig sahen. Am 6. kam er in der Frühe und frug, ob mein Mann nicht, wie er es zuweilen zu thun pflegte, mit ihm in die Stadt zu Fuß hineingehen wolle. Wir hatten natürlich noch

keine Ahnung, daß ein Kampf im Prater beginne. Später erst erfuhr ich dies. Das Bataillon, das nach Ungarn marschiren sollte, hatte nur unwillig und unter dem Geschrei: „die Ungarn sind unsere Brüder und keine Feinde, was gehen uns die Croaten an,“ — die Kaserne verlassen, und waren widerspenstig in der Nähe des Eisenbahnhofes angekommen, begleitet von einer Masse von Bürgern, Nationalgarden, Studenten, zum Theil bewaffnet, zum Theil ohne Waffen. An der Donau war noch eine größere Masse von Studenten, Arbeitern und Nationalgardisten auf dem Eisenbahndamm versammelt; ein Theil von ihnen trug die Taborbrücke ab, und hinderte thatsächlich den Abmarsch der Soldaten. General Bredy, der die Truppen commandirte, wurde aufgefordert, da er doch sehe, wie Bürger und Soldaten gleicher Meinung seien, dem Kriegsminister dies zu melden, und denselben dazu zu bewegen, daß der Befehl zum Abmarsch zurückgenommen werde. Der General versprach dies. Dasselbe Schwanken, das so oft in Wien bei der Regierung stattgefunden hatte, äußerte sich auch jetzt; man glaubte, das Ministerium werde nach-

geben. Doch bald erschien General Bredy wieder, die Ordre zum Abmarsch wurde erneuert, und einige Compagnien frischer Truppen nahten, um dem Befehl nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand Gehorsam zu schaffen. Das Volk stellte sich in Massen vor das Militär und hinderte seine Bewegungen; aufgefordert, auseinander zu gehen, blieb die Menge stehen; das Militär feuerte, ein Paar Nationalgardisten fielen. Aber die Décharge hatte nicht den erwarteten Erfolg; das Volk erwiderte die Schüsse, General Bredy stürzte todt vom Pferde, das Militär wurde zurückgedrängt, eine Kanone genommen. Während dessen wurde in der Stadt Allarm geschlagen, die Nationalgarde versammelte sich, die radicalen Vorstädte rückten auf den Stephansplatz, und als am Donauufer Kanonendonner und Kleingewehrfeuer ertönte, eilten sie zum Stephansplatze, um Sturm zu läuten. Die schwarzgelben Garden der inneren Stadt wollten dies verhindern, es entspann sich ein Handgemenge, ein Schuß fiel aus einem Fenster neben der Bischofsgasse auf die Vorstädtler; der Kampf wurde

blutig, die schwarzgelben Garden wurden verjagt, die Sturmglocke ertönte um ein Uhr.

Mein Mann, der um neun in die Stadt gekommen war, ging zuerst in sein ehemaliges Bureau, um seine Effecten von dort wegschaffen zu lassen, und suchte, als er den Tumult sah und die Ursache davon erfuhr, Baron Sina, den bekannten Banquier auf, der stets mit der Regierung in genauer Verbindung stand, und durch den Umstand, daß ein großer Theil seiner Güter in Ungarn lag, in Hinsicht der Politik gegenüber Ungarn nicht gleichgültig bleiben konnte. Mein Mann stellte ihm vor, noch jetzt wäre es nicht zu spät, jene unglückselige Bahn, die das östreichische Ministerium betreten hatte, zu verlassen; die Unterstützung Jellachich's und der Reaction wecke überall den Bürgerkrieg und die Empörung; er sei eben im Begriffe, nach Pesth abzureisen, und würde gern jede Möglichkeit ergreifen, zu der Vermittlung und Ausgleichung des unseligen Zwiespaltes zwischen dem Hof und der ungrischen Nation beizutragen; der Baron möge daher noch einmal mit den Ministern reden, und

vielleicht eine Verständigung ermöglichen. Es war zu spät; als Baron Sina zum Ministerium gehen wollte, hatte der Straßenkampf in der Stadt selbst begonnen; Barricaden wurden errichtet und durch die Nationalgarden der Vorstädte besetzt; dem Militär, das aus den Vorstädten kam, ward der Eingang verwehrt, nur mit Mühe konnten Einzelne die Stadt verlassen. — Mein Mann kam um drei Uhr in Penzing an, um mich zu beruhigen; ich hatte die Kanonen donnern, die Glocken ringsherum Sturm läuten hören. Jeder Omnibus, der aus der Stadt kam, brachte frische Kunde, die allgemeine Aufregung stieg.

Die alte Dame, in deren Haus wir wohnten, ihre Nichte und Enkelin, unsere Dienstboten und wir selbst gingen in ängstlicher Erwartung bald hinab in den Garten, bald hinaus auf den Balcon, und lauschten dem Kanonendonner und dem nerverschütternden Tone der Sturmglocke. Von Zeit zu Zeit verstummte diese, es herrschte athemlose Stille für einige Augenblicke, dann aber hallten die schreckenvollen Töne wieder, als ob die Dämonen der zerstörenden Leidenschaften alle losgelassen wären. Um fünf Uhr

kam unser französischer Nachbar und erzählte, das Volk sei an allen Puncten siegreich gewesen, die Truppen, die in der Stadt waren, hätten dasselbe auf dem Hof, dem Graben und der Bognergasse mit Kartätschen empfangen, aber die Studenten und Nationalgarden hätten die Kanonen mit der größten Todesverachtung im Sturm genommen.

Am Abend saßen wir mit der alten Dame, die den einen Flügel des Hauses bewohnte, in dem sie seit einigen Monaten lebte — rund um den Theetisch. Jeder Vorübergehende erzählte laut auf der Gasse, was er gesehen, mit welchen Schwierigkeiten er die Stadt verlassen habe; wir gingen daher oft auf den Balcon, um die Nachrichten zu erhaschen, die auf diese Art sich verbreiteten. Wir hörten, das Ministerium habe, sobald es sah, daß die Soldaten flohen, den Befehl gegeben, das Feuer einzustellen; doch der Befehl kam zu spät, die Straßen gewährten den Anblick eines Schlachtfeldes; später hieß es, der Reichstag habe sich versammelt; endlich erzählte man, Graf Latour sei trotz der Bemühungen einiger Deputirten, ihn zu retten, durch das Volk

gehangen worden, das ihn als die Hauptursache des schrecklichen Blutbades betrachtete. — Später kamen Warnungen von einer andern Seite: „die Schwarzgelben hätten sich mit leidenschaftlichem Hasse gegen die Ungarn ausgesprochen, und beschuldigten diese als Anstifter der Rebellion, sie sprächen offen davon, mein Mann, als der Repräsentant Ungarns, müsse gemordet werden.“ Er lachte darüber und meinte, dies seien Uebertreibungen. Mich aber ergriff eine unbeschreibliche Angst, ich beschwor ihn, unsere Abreise nicht bis zu dem nächsten Morgen zu verschieben, sondern augenblicklich nach dem Orte unserer Bestimmung zu eilen. Er gab nach, um 10 Uhr Abends fuhren wir in einem Fiaker der ungrischen Grenze zu; durch die stille Nacht aber hallte mir noch immer die Sturmglocke und der Kanonendonner im Ohr, als wir schon längst außer ihrem Bereiche waren.

Nach einiger Zeit hörten wir, der Wiener Reichstag habe am Abend des 6. Octobers eine Deputation nach Schönbrunn gesandt, mit der Bitte, der Kaiser möge denen Wienern eine vollständige Amnestie gewähren, das Decret, wodurch

Jellachich zum Dictator in Ungarn ernannt worden war, zurücknehmen, und ein populäres Ministerium für Oestreich ernennen, das das Vertrauen des Volkes in vollerem Maaße besäße als das frühere, endlich aber der Hof möge die kaiserliche Hofburg in Wien wieder beziehen, die er seit Mai verlassen hatte.

Der Kaiser empfing die Deputation gnädig, und versprach, alle diese Puncte am nächsten Morgen zu erledigen; aber in der Nacht war er, von einigem Militär begleitet, nach Ollmütz entflohn.

In entgegengesetzter Richtung waren wir mit Tagesanbruch in Ungarn angekommen. Auf unserm Wege hatten wir die Dörfer alle leer gefunden; es waren die fürstlich Esterházy'schen Güter, durch die wir fuhren. Man erzählte uns, die Männer seien alle mit dem Landsturm, unter der Anführung des jungen Fürsten Nicolas Esterházy ausgezogen, um den Paß zwischen dem Neusiedler See und dem Leytagebirge zu besetzen und Jellachich den Marsch auf Oedenburg zu wehren; doch als am 5. die Nachricht gekommen war, daß Jellachich zum Dictator in Ungarn ernannt sei, habe der junge Fürst den Landsturm heimlich ver-

lassen. Um zehn Uhr erreichten wir Eisenstadt, und um vier Uhr Nachmittag Oedenburg. Ueberall fanden wir die größte Aufregung und den größten Enthusiasmus; alles äußerte sich gegen Jellachich. In Oedenburg kannte man schon durch die Eisenbahnverbindung die Ereignisse des 6. Octobers; alles jubelte, denn jedermann hoffte, mit dem Sturze des Wiener Ministeriums sei auch die Macht der Camarilla gebrochen, und eine aufrichtige Regierung würde folgen. Latour's unglückliches Schicksal wurde wenig beklagt, denn man wußte, er sei der Feind Ungarn's gewesen, und habe Jellachich zu jenem Zuge nach Ungarn aufgemuntert, der trotz seines kläglichen Ausganges, dennoch unheilvoll war; denn überall wo die Croaten durchzogen, bezeichnete Raub und Plünderung, selbst Brand ihren Weg, und erbitterte die Bauern so sehr, daß sie die croatischen Nachzügler und Marodeurs überall kaltblütig niedermachten.

Wir trafen in Oedenburg die Familie des Grafen Ludwig Bathyány, und ihn selbst. Er war eben im Begriffe zum nächsten Armeecorps als Freiwilliger zu gehen. Mein Mann begleitete

ihn. Sie trafen am zweiten Tage das Corps des Deputirten Vidos, das ihnen am nächsten war, in voller Auflösung. Es waren Nationalgarden und Freiwillige, die für acht Wochen Dienste genommen hatten; sie hatten in der vorletzten Woche die Croaten bei Kanizsa unerschrocken angegriffen und glücklich geschlagen. Nun aber waren sie durch keine Vorstellungen und kein Zureden zu bewegen, länger im Dienste zu bleiben, da ihre Zeit aus war; sie lieferten ihre Waffen ab, und gingen auseinander. Es blieb nichts anders übrig, als gleich wieder die Nationalgarden anderer Districte zu sammeln, die noch nicht gegen die Croaten gezogen waren. Viele kamen mit großem Eifer, wurden in Compagnien eingetheilt, erwählten ihre Subaltern-Offiziere, und machten sich zum Marsche gegen den Feind bereit; denn die Nachricht war gekommen, Jellachich habe, um seine Armee beweglicher zu machen, 18000 Mann der schlechtesten Truppen, die Kranken, Unkriegerischen und Schlechtbewaffneten, in Begleitung von zwei Bataillons Kerntruppen, und zwei Batterien Artillerie detachirt, und sie unter dem Befehl des General Theodorovich nach Croatien zurückgeschickt,

mit der Weisung, wenn sie dahin nicht gelangen könnten, sich nach Steyermark zurückzuziehen. Sie kamen gerade durch die Gegend, in der Vidos zum zweitenmale Truppen sammelte.

Mein Mann eilte mit diesen Nachrichten nach Pesth. Das Vertheidigungs-Comité dort zweifelte zwar nicht einen Augenblick, daß, in Folge der Flucht des Kaisers nach Ollmütz, keine Ausgleichung wahrscheinlich, und der Hof entschlossen sei, alles mit dem Schwerte zu entscheiden; es wollte aber anderseits sich nicht leichtsinnig mit dem Wiener Aufstand indentificiren. Es wurde daher beschlossen, mit der größten Umsicht zu verfahren. Die Instructionen für die Armee wurden nun in diesem Sinne abgefaßt, um so mehr, als die Offiziere wohl bereit waren, die eingedrungenen Croaten aus dem Lande zu verjagen, aber sich nicht besonders willig zeigten, Jellachich über die Gränze zu verfolgen, obgleich es unzweifelhaft war, daß dieser von Oestreich verstärkt, wieder in Ungarn einfallen werde. Der Befehl wurde daher ertheilt, der Feldherr General Móga möge den östreichischen commandirenden General Grafen Auersperg auffordern, Jellachich und seine Truppen zu

entwaffnen, sobald sie Oestreich betreten, um dadurch seine Neutralität zu beweisen; sollte dies nicht geschehen, so sei General Móga berechtigt, die Croaten auch über die Gränze zu verfolgen. Damit aber durchaus jeder Schein eines Offensiv-Angriffes auf Oestreich abgewendet werde, solle der ungrische Befehlshaber die Gränze nicht eher überschreiten, als bis er von der legalen Regierung Oestreichs dazu aufgefordert werde. Da nun das östreichische Ministerium nicht mehr bestehe — denn einige der Minister waren geflohen, andere begleiteten den Kaiser nach Ollmütz, nur einer, Baron Kraus (noch jetzt Finanzminister) war bei dem Reichstag in Wien zurückgeblieben — so sei keine andere Autorität in Oestreich als legal anzuerkennen, als der Reichstag oder die Behörden, die dieser allenfalls einzusetzen für gut befinden würde.

Zu gleicher Zeit wurde mein Mann vom Landtage nach Wien zurückgesandt, um dem dortigen Reichstage die Lage der Dinge auseinander zu setzen, und den ungrischen Landtag und das Vertheidigungs-Comité fortwährend in Kenntniß der Ereignisse zu erhalten.

In Wien hatte der Kampf am 6. in der Nacht aufgehört, das Militär vertheidigte noch das Zeughaus, das erst spät durch das Volk genommen wurde. Trotz dem glaubten die meisten, am nächsten Tage werde die Berufung Borrosch's und seiner Freunde ins Ministerium erscheinen, der Befehl, der Jellachich zum unumschränkten Gebieter Ungarns ernannte, zurückgenommen werden, und alles in Ordnung kommen. Statt dessen erfuhr man am 7., der Hof sei in der Nacht geflohen, und konnte daher nicht mehr zweifeln, daß diese Insurrection der Hauptstadt, ungleich den vorangegangenen, nicht ungestraft bleiben würde. Die reichern Bewohner Wiens verließen massenweise mit ihren werthvollsten Effecten die Stadt; das Volk, das dadurch noch mehr allarmirt wurde, hielt sie auf, die Wache habenden Officiere der Nationalgarde ließen sie aber überall frei passieren. Die Arbeiter wurden mit den Waffen, die im Zeughause genommen worden waren, vollständig bewaffnet; als aber der Vorschlag gemacht wurde, jene 10000 Mann Truppen, die unter dem Befehl des Generals Grafen Auersperg die Stadt verlassen hatten, und im Schwarzenberggarten lagerten, anzu-

greifen und zu vernichten, widersetzten sich die Führer dieser Proposition. Ja, der Gemeinderath sandte sogar alle Militäreffecten, die in den Kasernen zurückgeblieben waren, den Soldaten nach, sie wurden mit Brot und Fleisch versehen, und General Matauschek blieb in Wien, um mit dem Reichstag sowohl als mit den Truppen in Verbindung zu bleiben, trotz dem, daß einzelne Garden und Studenten, die in das Lager gegangen waren, wahrscheinlich um die Soldaten zum Uebertritt zu dem Volke zu bewegen, verschwanden; — man fand ihre verstümmelten Leichen nach einigen Tagen, als die Truppen weiter gezogen waren, in der Umgebung des Gartens.

Auch der Finanzminister Kraus war in Wien geblieben; man sah ihn täglich in den Sitzungen des Reichstags, und im permanenten Ausschuß desselben. Der Telegraph spielte fortwährend zwischen Ollmütz und der aufständischen Hauptstadt, der Draht war nicht abgeschnitten, und keine Controlle brachte dem Reichstag oder dem Gemeinderath zur Wissenschaft, was eigentlich telegraphirt wurde. Die Eisenbahn war nicht abgebrochen, der Dienst erlitt hier keinen Augenblick Störung.

Baron Récsey war in der furchtbarsten Verlegenheit, nach der Flucht des Kaisers wußte er nicht, was er thun solle; endlich entschloß er sich, seine Entlassung als Ministerpräsident einzureichen, indem er offen erklärte, er halte die Ernennung Jellachich's zum Dictator von Ungarn für ungesetzlich, und beschwöre Seine Majestät, dieselbe zurückzunehmen.

Jellachich war indessen über die östreichische Gränze gekommen, und hatte sich augenblicklich mit Auersperg vereinigt; sie cernirten mit ihren Truppen die Südseite Wien's, Vorpostengefechte entspannen sich, die ersten Kanonenschüsse gegen Wien wurden gefeuert.

In der Stadt selbst sah es trüb aus; der Reichstag sandte eine Deputation, an deren Spitze Löhner, nach Ollmütz zum Kaiser, um eine Ausgleichung zu versuchen. Indeß lichteten sich täglich die Reihen der Deputirten. Zuerst waren die Böhmen ausgeblieben, dann verlor sich Graf Stadion mit einem Theile der Rechten; aber der Exminister Pillersdorf und der Minister Kraus waren noch da, und dies hielt die Deputirten des Centrums und mehrere der Rechten zurück. Man

erwartete übrigens auch die Ankunft der Frankfurter Reichs-Commissarien Welker und Mosle, und hoffte viel von ihrer Gegenwart. Doch Löhner erhielt in Ollmütz nur ausweichende Antworten, und Welker und Mosle hatten nicht den Muth, ihre Mission zu erfüllen, — statt nach Wien zu gehen, reisten sie nach Ollmütz. Bei diesem Zustand der Dinge ist es natürlich, daß der Reichstag sich jedem energischen Schritte widersetzte, denn er wollte den Bruch mit dem Hofe nicht noch größer machen, noch immer an der Möglichkeit einer Ausgleichung festhaltend.

Der Gemeinderath, dem die Vertheidigung Wiens durch den Reichstag übertragen wurde, war eine vollkommen servile furchtsame Corporation, unfähig, etwas selbst zu initiiren; er führte aus, was der Reichstags-Ausschuß befahl, oder rieth. Die Nationalgarde war ebenfalls unschlüssig, sie hatte kein Vertrauen in ihre Commandanten und wechselte dieselben schon zum drittenmal in fünf Tagen. Messenhauser, der endlich diesen Posten erhielt, begnügte sich, täglich einige Proclamationen an die Bewohner Wiens zu erlassen, und wußte nicht viel, in Bezug auf die Wider-

standskraft und Vertheidigungsfähigkeit Wiens; denn die planlosen Barrikaden konnte doch niemand für ernste Mittel der Vertheidigung halten. Unter den Garden und Arbeitern herrschte zwar anfangs viel Enthusiasmus, aber nicht eine Spur von Disciplin. Trotz aller Proclamationen Messenhausers verschossen sie zwecklos ihr Pulver in Allarmschüssen auf den Straßen und in kleinen Vorpostengefechten an der Linie, obgleich der Vorrath an Munition in Wien nicht besonders groß war. —

In diesem Zustand fand mein Mann die Hauptstadt, als er am 13. früh dort ankam. Er ging zuerst zum permanenten Ausschuß des Reichstags in der Burg. Um einen mit Schriften bedeckten Tisch, auf dem eine Kanonenkugel lag, saßen hier einige deutsche und galizianische Deputirte; sie begrüßten meinen Mann freundlich und frugen: „Kommen die Ungarn?" — „So bald Sie es wünschen, meine Herrn" — war die Antwort. Er setzte ihnen auseinander, die ungrische Armee wolle, ohne vom Reichstag aufgefordert zu werden, nicht die Gränze überschreiten. Der Minister Kraus war während dessen in's Zimmer

eingetreten, und nahm an der sich jetzt entspinnenden Discussion lebhaften Antheil. Die östreichischen Deputirten sagten, sie könnten die ungrische Armee nicht auffordern, denn sie könnten den legalen Rechtsboden nicht verlassen, sie seien die Repräsentanten des Kaiserthums, nicht nur Wiens, die Vertheidigung Wiens gehe den Gemeinderath an, nicht den Reichstag. Mein Mann antwortete: „Dann werden die Ungarn nicht kommen, sie wollen den Rechtsboden auch nicht verlassen, Jellachich hat sie angegriffen, sie haben ihn zurückgeschlagen, Auersperg geht sie nichts an, ausgenommen, wenn der östreichische Reichstag ihn für einen Feind erklärte.“ — „Er hat sich selbst dafür erklärt, — sagten die Deputirten — hier ist die erste Kanonenkugel, die in die Stadt gefallen ist, er begann den Angriff; Kanonenkugeln sind keine Beweise der Freundschaft, übrigens kann der Reichstag dennoch keinen Beschluß fassen, der den General zum Feind erklärt; mein Mann möge aber zum Gemeinderathe gehen, dies sei die legale Behörde, welcher von dem Reichstag die Vertheidigung Wiens anvertraut worden sei.“ — Ehe sich mein Mann entfernte, hielt ihn

Baron Kraus noch zurück, ließ sich die ungrischen Verhältnisse auseinandersetzen, und äußerte wiederholt die Hoffnung, daß alles friedlich ausgeglichen werden könne.

Noch furchtsamer als der Reichstags-Ausschuß war der Gemeinderath; seine Antwort war: er mische sich nicht mehr in die Vertheidigung Wiens, sie sei dem Ober-Commandanten der Nationalgarde übertragen, und jede weitere Einmischung von Seiten des Gemeinderathes könnte nur neue Verwirrung veranlassen.

Mein Mann ging nun am Abend in die Stallburg, wo der Generalstab der Nationalgarde versammelt war. Messenhauser, den er früher nicht gekannt, empfing ihn sehr herzlich, bat ihn aber, nicht laut zu reden, denn man könne sich auf die Mehrzahl der Oberoffiziere der Nationalgarde nicht verlassen, sie seien schwarzgelb und verriethen alles an Auersperg und Jellachich, denn trotz des häufigen Plänkelns sei die Stadt und das feindliche Lager noch immer in mannigfacher Verbindung. Mein Mann forderte also mit leiser Stimme Messenhauser auf, der ungrischen Armee 20,000 Gewehre aus dem Zeug-

hause zuzusenden, der Weg über Preßburg sei noch offen, und in Ungarn fehle es nicht an Soldaten, sondern nur an Gewehren. Messenhauser zögerte, endlich sagte er, er könne dies nicht thun; Waffensendungen würden Verdacht erregen, man würde ihm vorwerfen, er wolle die Gewehre in die Hände der östreichischen Truppen spielen, ja er könne nicht einmal erlauben, daß jene Gewehre nach Ungarn gesandt würden, die das ungrische Ministerium in Belgien angekauft hatte, und die, nachdem das östreichische Ministerium Ende September die Waffenausfuhr nach Ungarn verboten hatte, auf der Hauptmauth lagen. Er würde es gerne thun, aber der Gemeinderath erlaube es nicht.

Dies waren die Revolutionäre von Wien. Sie hätten eben so wie die Ungarn jede Bedingung zur Ausgleichung gern angenommen; aber unbedingt konnten sie sich nicht unterwerfen in demselben Momente, wo sie das Gewebe der Hofintriguen mit dem Schwerte zerhauen hatten.

In dieser Zeit kam General Bem nach Wien, er war im Begriffe nach Ungarn zu gehen und seine Dienste der dortigen Regierung anzubie-

ten; aufgefordert, die Vertheidigung der Stadt Wien zu leiten, blieb er hier. Natürlich lag ihm alles daran, sobald als möglich sich mit dem Befehlshaber des ungrischen Heeres zu verständigen, das Wien entsetzen solle. Aber jene, die zu dieser Zeit an der Spitze der Wiener Bewegung standen, wollten sich nicht in die ungrischen Wirren mengen, eben so wie die Ungarn an der Grenze zögerten, den democratischen Aufstand Wiens zu unterstützen.

Mein Mann konnte nun kaum mehr an dem traurigen Schicksale Wiens zweifeln; er schrieb daher an den Reichstags-Ausschuß: er könne nichts in Hinsicht der Ungarn versprechen, und glaube, der Reichstag thäte am besten, wenn er die Vermittlung des Reichsverwesers Erzherzogs Johann in Frankfurt so schnell als möglich in Anspruch nähme, dies sei nach seiner Ansicht die einzige Möglichkeit, Wien zu retten. Manche Reichstags-Abgeordnete waren wohl derselben Meinung, aber sie scheuten sich, irgend einen entscheidenden Schritt zu thun, und ließen das Verhängniß walten.

Am 17. October kam Robert Blum, der

berühmte beredtsame Führer der Linken im Frankfurter Parlamente, mit den Herren Hartmann, Trampusch und Fröbel von Frankfurt an. Jedermann erwartete von ihrer Ankunft eine Aenderung in den Angelegenheiten Wiens; größere Energie, mehr Einigkeit, eine bestimmtere Politik; man täuschte sich. Auch diese Herren waren nur Männer des Wortes, nicht der That. Sie hatten den passiven Muth des Parlamentsredners und nöthigenfalls des Märtyrers, nicht den activen des Helden oder des Staatsmannes. Mein Mann hatte nur eine Unterredung mit Robert Blum, und als er sah, daß dieser nicht der Mann sei, eine Revolution zu leiten, sagte er zu ihm und Messenhauser: „Ihr seid bestimmt, Märtyrer zu werden, es ist ein schönes Loos, doch nicht dasjenige, das ich gerade suche. Mit halben Maßregeln macht man weder Frieden, noch Revolution, — lebt wohl, — ich gehe zur ungrischen Armee!“ —

Die östreichischen Truppen concentrirten sich während dessen auch auf dem linken Donauufer; täglich kamen einige Bataillone mit der Eisenbahn an und lagerten in den Dörfern um Wien;

man konnte nicht mehr ohne Gefahr die Stadt verlassen. Die Freunde meines Mannes baten ihn, zu bleiben, es sei zu gefährlich für ihn, den Ungar, die Militärposten zu passiren. Glücklicherweise achtete er aber dieser Warnungen nicht, kam unangefochten durch die östreichischen Truppen und kehrte nach Preßburg zurück.

Zweites Kapitel.

Graf Ludwig Batthyány.

Das Benehmen des Grafen Louis Batthyány in dieser Zeit wurde von beiden extremen Partheien hart getadelt. Die Entschiedenen in Pesth warfen ihm vor, er sei nicht nur bereit gewesen, Lamberg's Ernennung zu contrasigniren, sondern er habe auch, um jeden Conflict vor der Ankunft Lamberg's zu vermeiden, am 27. September einen Waffenstillstand von vier und zwanzig Stunden mit Jellachich abgeschlossen, der schon damals hätte geschlagen werden können, — er hätte ferner nach der Ermordung Lamberg's die Regierung und zwar in dem kritischesten Momente verlassen, — er sei dem Vaterlande untreu geworden.

Die Oestreicher dagegen klagten ihn einige Monate später, nachdem er im Januar 1849 als Parlamentär von Fürst Windischgrätz festgehalten wurde, offen des Hochverrathes an, das Kriegsgericht verurtheilte ihn; er ward am 6. October 1849 in Pesth auf dem Holzplatze erschossen, und seine Feinde suchten sogar sein Andenken durch falsche Anschuldigungen zu beflecken.

In beiden Hinsichten steht aber Graf Louis Batthyány fleckenlos da, treu seinem Vaterlande und dem Gesetze, lebte und starb er als Patriot. Die folgenden Documente, die dem großen Publicum weniger bekannt sind, werden genügen, um das Urtheil jedes Unpartheiischen festzustellen. —

Als Batthyány im November hörte, die Entschiedenen in Ungarn klagten ihn an, er habe die Sache des Vaterlandes verlassen, schrieb er folgenden Brief an Kossuth:

„Geehrter Freund! Sechs schwere Monate hindurch habe ich mich mit den Regierungsge- Geschäften abgemüht, und nachdem ich, dem Drange der Umstände nachgebend, von der Regierung abgetreten bin, ist das Erste, was ich

fühle, Bitterkeit. Denn was kann für gutgesinnte Patrioten bitterer sein, als in dem ohnedies von Ränken umstrickten und vom Verrathe gefährdeten Vaterlande der Zweideutigkeit beschuldigt zu werden!

„Wenn Jemand meine bisher befolgte Politik geradezu mißbilligte, so würde mich dies nicht im Geringsten verdrießen; aber man darf mich nicht beschuldigen, meinen Einfluß dazu gemißbraucht zu haben, die Unabhängigkeit meines Vaterlandes zu gefährden. Meine ganze Vergangenheit, welche seit meinem ersten Auftreten im öffentlichen Leben ein offenes Buch ist, sollte jede Verdächtigung widerlegen. Da jedoch Vielen mein letzter Aufenthalt in Wien ein Grund zu Verdächtigungen war, so will ich nachfolgend die Ursachen desselben ganz trocken erzählen.

„Sie, geehrter Freund, wissen, daß ich mit Zustimmung des Landesvertheidigungs-Ausschusses und mehrerer bei mir versammelten Reichstags-Deputirten ins Lager gegangen war, um mit Lamberg zu sprechen und ihn, wenn möglich, dazu zu vermögen, auf gesetzlichem Boden zu verbleiben. Da er jedoch nicht in unserem Lager

war und ich vermuthete, daß er sich im Jellachich'schen befinden werde, so schickte ich mit Zustimmung des Generals Moga den Major Bubna mit der Weisung dahin, daß er den General Lamberg in meinem Namen zu einer Unterredung mit mir noch in derselben Nacht einlade. Sollte jedoch Lamberg nicht im feindlichen Lager sein, so möge meines Hierseins gar nicht erwähnt werden. Bubna traf Lamberg nicht im Jellachich'schen Lager, und in der Hoffnung, daß derselbe bald anlangen werde, schloß er ohne mein Wissen und geringstes Hinzuthun den Waffenstillstand. Ich erwähne diese Thatsache nur darum, weil man, um mich zu verdächtigen, mir die Vermittelung dieses Waffenstillstandes zugeschrieben hat.

„Um diese Zeit brachten die in das Lager entsendeten Reichstags-Deputirten jenen Reichstags-Beschluß dahin, der nicht nur in einem Mißtrauen gegen mich seinen Ursprung hatte, sondern auch in Bezug auf die Armee von nachtheiligem Einfluß sein konnte [1]).

1) Reichstags-Beschluß vom 27. September, welcher die uncontrasignirte Ernennung Lamberg's für ungültig

„Ich erklärte dies den Reichstags-Deputirten und rieth ihnen, den Gegenstand vorerst mit dem Officier-Corps zu berathen. Dies geschah, und auch die Officiere waren meiner Meinung, daß es nämlich nicht gerathen sei, den Reichstags-Beschluß der Mannschaft mitzutheilen, wozu sich die Deputirten verstanden, nachdem die Officiere die Erklärung abgegeben hatten, daß sie, in dem Falle, wenn Jellachich dem königlichen Manifeste (in welchem ihm die Fortsetzung des Kampfes untersagt wurde) nicht gehorchen und sie angreifen sollte, nicht eher die Waffen niederlegen wollten, als bis die feindlichen Truppen sämmtlich den ungrischen Boden verlassen haben würden.

„Ich wollte hierauf nach Pesth zurück, erfuhr aber auf dem Wege durch einen Courier, der mir zugleich drei an mich gerichtete Handschreiben Sr. Majestät einhändigte [1]), die Ermordung Lam-

---

und jeden, der ihm zu gehorchen wage, als Verräther erklärte. Dieser Beschluß sollte auch in der ungrischen Armee veröffentlicht werden, zu welchem Zwecke eine Reichstags-Deputation ins Lager geschickt wurde.

1) Die erwähnten Documente wurden sämmtlich bei Lamberg, nach dessen Ermordung, gefunden.

berg's. In den erwähnten Handschreiben werde ich aufgefordert, die Ernennung Lamberg's zum unumschränkt bevollmächtigten königlichen Commissar, und Georg Mayláth's zum Statthalter von Ungarn, so wie den Befehl zur Auflösung des Reichstages zu contrasigniren. Ich eilte hierauf schnell zurück, um selbst mit Jellachich zu sprechen, und um ihn, der bis dahin das königliche Manifest für unecht und unterschoben erklärt hatte, durch erwähnte Handschreiben von der Ernennung Lamberg's zu überzeugen und ihn zu bewegen, das Land mit seinen Truppen zu verlassen. Da mir dies nicht gelang, so begab ich mich sogleich nach Wien, wozu ich durch zwei Gründe bestimmt wurde: Erstens wollte ich mich über die Ungesetzlichkeit der erhaltenen Handschreiben aussprechen, und zweitens wollte ich dort, in Bezug auf das traurige Ende Lamberg's, die Sache ausgleichen, damit nicht Willkühr und böser Wille diese That als Vorwand zu einem Staatsstreiche benutzten. Ich ging nach Wien, weil ich der Ansicht war, daß die nächste Entscheidung unserer Angelegenheiten in Wien stattfinden werde, und ich die meinem Vater-

lande drohende Gefahr an deren Quelle entfernen wollte.

„Ich sprach daher mit Wessenberg, an den man mich stets gewiesen hatte, und sagte ihm, daß unsere Gesetze keinen Statthalter kennen, und der Reichstag im Sinne der Gesetze nur dann prorogirt oder aufgelöst werden könne, wenn die Verhandlung über das Budget beendigt sei. Rücksichtlich Lamberg's sagte ich ihm, daß, da über diesen traurigen Vorfall eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet sei, man denselben keineswegs als Vorwand zu einem Staatsstreiche benutzen dürfe, um so weniger, da der Reichstag seine Mißbilligung über diesen Vorfall ausgesprochen. Ich machte Wessenberg zugleich darauf aufmerksam, wie sie selbst in Wien die mittelbare Ursache an Lamberg's Ermordung seien, weil sie die gesetzlichen Formen nicht beachtet und dieselben umgangen haben. Damit dergleichen Ungesetzliches nicht wieder geschehe, möge man mir die Ernennung des Baron Vay zum Minister-Präsidenten übersenden, welche zu contrasigniren ich für meine Pflicht halten werde.

„Den darauf folgenden Tag erhielt ich ein

Handschreiben von Sr. Majestät, in welchem mein Abtreten von der Regierung angenommen und mir die Ernennung des Baron Vay zum Premier-Minister zur Gegenzeichnung überschickt wurde. Zugleich aber war auch eine andere Schrift beigelegt, in welcher ich aufgefordert wurde, die Ernennung des Baron Récsey an die Stelle des Fürsten Esterházy zu contrasigniren, welches ich natürlich nicht that, da der abtretende Premier-Minister gesetzlich nur die Ernennung seines Nachfolgers gegenzeichnen darf, dieser aber die übrigen Minister selbst zu wählen und dieselben zur Bestätigung zu unterbreiten hat. Dies erklärte ich Wessenberg schriftlich, ermahnte aber auch zugleich den Baron Récsey, sich nicht als Mittel zu einem Coup d'état gebrauchen zu lassen. Récsey versprach mir, meinen Rath zu befolgen. Nicht lange darauf erhielt ich Kenntniß von jenem berüchtigten Manifeste, welches, von Récsey gegengezeichnet, die Unabhängigkeit Ungarns vernichtet. Ich suchte Récsey auf und warf ihm in Gegenwart von Zeugen seinen Wankelmuth und seinen ungesetzlichen Schritt vor. In Bezug auf das Manifest aber erklärte ich,

daß dasselbe eine solche Nichtachtung einer jeden Gesetzmäßigkeit und eine Kriegserklärung gegen Ungarn sei, daß nunmehr den Ungarn nichts Anderes übrig bleibe, als für ihre Selbstvertheidigung zu sorgen.

„Hierauf verließ ich Wien und reiste über Oedenburg auf mein Gut, wo ich mich ausrüstete und meine Beamten und einige meiner früheren Unterthanen bewaffnete, und begab mich sodann aufs Schlachtfeld, damit ich als treuer Sohn meines geliebten Vaterlandes nicht nur durch meinen Rath, sondern auch durch mein Blut und Leben meine Treue gegen dasselbe beweise.

„Indessen aber hat es der Vorsehung gefallen, anders über mich zu verfügen, indem ich in Folge eines unglücklichen Falles, ans Bett gefesselt, unthätig bleiben muß. Ich hoffe jedoch, daß in meinem zerschmetterten Arme bald so viel Kraft sich sammeln werde, daß ich ihn gegen den das Vaterland verwüstenden Feind werde gebrauchen können, damit ich entweder an dem Ruhme des Sieges, oder, wenn es sein muß, an dem großartigen Tode meines Volkes Antheil nehme.

„Uebrigens füge ich noch schließlich hinzu, daß ich niemals etwas ohne Zustimmung der übrigen Minister gethan habe, und daß ich von Vorschlägen solcher Maßregeln, durch welche die Gesetze von 1848 verletzt worden wären, gar nichts hören wollte. Dies habe ich sowohl in meinen Privat= als öffentlichen und amtlichen Handlungen stets bewiesen.“

Ein Jahr später war Batthyány unter den Kugeln der Jäger verblutet. Sein Tod hat die Sympathien ganz Europa's erweckt, die Schaffote des XVI. Jahrhunderts schienen von neuem aufgerichtet, die neuen Albas hatten auch einen neuen Egmont als Schlachtopfer gefunden. Das Wiener Cabinet erschrak über den Eindruck, den die Blutscenen gemacht hatten, die Presse Europa's fällte einstimmig ein Verdammungsurtheil über sie. Um nun der öffentlichen Meinung eine andere Richtung zu geben, erschien in der officiellen Wiener Zeitung am 1. November eine Begründung des Todesurtheils des ersten Premierministers von Ungarn.

In deutschen und englischen Blättern erschien aber folgende Widerlegung desselben:

„Am 6. October wurde Ludwig Graf Batthyány in Pesth auf dem Holzplatze erschossen. Der Proceß des ehemaligen ungrischen Minister-Präsidenten war im constitutionellen Neu-Oestreich bei verschlossenen Thüren geführt worden; wir wissen nicht, wie das Gericht constituirt war, das ihn verurtheilte; wir kennen die Klagen nicht, die gegen den Grafen erhoben wurden, — ob und welche Mittel der Vertheidigung ihm gewährt waren, und welchen Gesetzen zufolge sein Urtheil gefällt wurde, blieb ein Geheimniß. Nur das Urtheil des Unglücklichen ward veröffentlicht, und wir sehen daraus, daß er des Hochverrathes schuldig befunden worden, weil er als Minister die pragmatische Sanction verletzte und, nachdem er seine Entlassung eingereicht hatte, als Deputirter am ungrischen Landtage im November und December Theil nahm, eben so wie am bewaffneten Widerstande gegen Oestreich, indem er als gemeiner Nationalgardist in das Corps von Vidos eintrat. — Beinahe einstimmig verurtheilte die Presse Europa's die Hinrichtung des Grafen als eine unkluge, grausame Regierungs-Maßregel; denn man betrachtete sie nicht als einen Act der Ju-

stiz, und selbst die anerkannten ausländischen Organe der östreichischen Regierung konnten sich der öffentlichen Meinung nicht entgegenstemmen und hatten nicht den Muth, die That zu vertheidigen, obgleich sie ihre Mißbilligung nur gelinde ausdrückten. Allgemein erwartete man daher, die östreichische Regierung werde die Proceß-Acten in ihrer vollen Ausdehnung publiciren, um sich an diese Art zu rechtfertigen, und dem Volke sowohl als den Juristen die Mittel an die Hand zu geben, ein unpartheiisches Verdict sowohl über den gewesenen Minister-Präsidenten Grafen Batthyány, als über die gegenwärtigen östreichischen Minister zu fällen. Denn nach einem Kriege wie der ungrische, ist es mehr im Interesse der siegreichen Regierungen, der öffentlichen Meinung nachzuweisen, daß sie nicht nur die Macht, sondern auch das Recht an ihrer Seite habe, als Blut auf dem Richtplatze zu vergießen, weil die Völker ohnehin geneigt sind, in jedem politischen Todesurtheile nur die Rache des Siegers, nicht die Strafe des Richters zu sehen. Die östreichische Regierung verschmähte es aber, aus dem Dunkel hervorzutreten, in das ihre Handlungen

gehüllt sind — die Proceß=Acten wurden nicht veröffentlicht; statt derselben erschien in der officiellen „Wiener Ztg.“ eine halb=officielle Apologie der Hinrichtung Batthyány's, offenbar nicht von der Hand eines Juristen. Wir wollen nichts über den schwülstigen, unklaren Styl dieses declamatorischen Actenstückes sagen, der Gegenstand desselben ist so ernst, daß wir uns bei seiner Form nicht weiter aufhalten wollen; wir wollen aber den Anklagen Thatsachen gegenüberstellen; denn wenn der Schreiber der Apologie „in die Lage gekommen ist, sich über die nähern Umstände der Untersuchung und Verurtheilung Batthyány's zuverlässige und genaue Kenntnisse zu verschaffen,“ so bin ich andererseits in meiner früheren officiellen Stellung in der Lage gewesen, die Maßregeln und Handlungen des Ministeriums Bathyány genau zu kennen. Unpartheiische Juristen mögen dann über den constructiven Beweis des Hochverraths ihr Gutachten abgegeben, bei dem nicht sowohl die That als die Absicht als verbrecherisch denuncirt, diese Absicht aber nicht erst nachgewiesen, sondern als notorisch angenommen wird.

„Um dem Verdacht zu entgehen, durch geän=

derte Wortstellung des ministeriellen Artikels die angeführten Thatsachen zu entstellen, sollen hier die Anklagen gegen den Grafen wörtlich folgen:

„„Er wurde schuldig befunden, durch hochverrätherische Emittirung der ungrischen Banknoten den wesentlichen Hebel der Empörung geschaffen zu haben, — eine Maßregel, welche den Stempel der Ungesetzlichkeit wegen der mangelnden Sanction des Monarchen offen an sich trägt und deren Zweck notorisch der war, die zu Ungarns Losreißung nöthigen Geldmittel herbeizuschaffen, — eine Maßregel, deren Schuld unläugbar auf das ganze Batthyány'sche Ministerium, vor Allem aber auf ihn, den Mittelpunct desselben, fällt. Er ward schuldig befunden, durch die, ohne Sanction des Monarchen bewirkte Recrutirung und Ausrüstung einer bewaffneten Macht das zur Führung des Bürgerkriegs bestimmte und dann auch verwendete Revolutions-Heer geschaffen zu haben, — eine That, an welcher er nicht nur als Premier-Minister gemeinsam, sondern speciell dadurch Theil nahm, daß er schon am 14. September zur Verwirklichung des Beschlusses vom 13. September, wonach eine Armee

von 200,000 Mann Streitern aufgestellt werden sollte, die Hand bot, und am 26. September zur Recruten-Aushebung durch Herausgabe des zu diesem Zwecke bestimmten Schema das Signal gab. Er ward schuldig erkannt, den Bürgerkrieg zwischen den Ungarn und den Croaten durch pflichtwidrige Nichtbeachtung der Weisungen des Kaisers zur Beilegung dieser Wirren, und durch vorsätzliche, in dem Losreißungs-Bestreben begründete Unthätigkeit herbeigeführt und zur ungeheuersten Gefahr des ganzen Staates alles unterlassen zu haben, was diesen Bürgerkrieg hätte beseitigen können.'''

„Diese erste Gruppe von Anklagen bezieht sich, wie wir sehen, auf das Verhältniß des ungrischen Ministeriums zu Croatien. Baron Jellachich wurde zu derselben Zeit zum Ban von Croatien ernannt, als Graf Batthyány Minister-Präsident in Ungarn wurde. Natürlich beeilte sich dieser, sobald als möglich eine Ausgleichung der Differenzen zwischen Ungarn und Croatien zu bewerkstelligen; denn schon war die Kunde nach Preßburg gekommen, der erste Freudentaumel, den die Nachricht der März-Ereignisse in Agram erzeugte, und der

eine Versöhnung der Partheien herbeigeführt hatte, sei durch D. Gaj gestört worden, welcher mit der Nachricht, die Erzherzogin Sophie und Graf Kollowrat hätten es ihm aufgetragen, eine Reaction gegen Ungarn zu organisiren, den für einen Augenblick erloschenen Partheihaß wieder neu anfachte. Graf Batthyány, vollauf beschäftigt bei dem Landtag in Preßburg mit den organischen Gesetz-Entwürfen, schrieb daher, als er Anfangs April die Ankunft Jellachich's in Wien erfahren hatte, gleich an denselben und lud ihn nach Preßburg zum Landtag ein, um sich über die croatische Frage zu verständigen. Jellachich lehnte die Einladung ab, doch der neue Minister kannte die Wichtigkeit der Frage zu gut und bestimmte den Erzherzog Stephan dazu, daß er, der als Palatin der gesetzliche Chef des Ban's ist, eine Unterredung mit Jellachich veranstalte. Der listige Croate wollte aber auch mit dem Erzherzog Stephan nicht über Geschäfte verhandeln, er suchte Ausflüchte und sagte, das Zutrauen seines Volkes habe zwar seine Ernennung bewirkt, er kenne aber die Wünsche und Bedürfnisse seines Vaterlandes nicht genau; er müsse sich daher vorerst mit diesen vertraut

machen, ehe er mit dem Erzherzoge oder mit dem ungrischen Ministerium in Verhandlung treten könne. Das ungrische Ministerium ließ diese Entschuldigung gelten und lud, in Pesth angekommen, den Ban durch den Erzherzog Stephan dringend für einen spätern Termin, für den 10. Mai nach Pesth, um alle Schwierigkeiten zwischen Ungarn und Croatien zu schlichten. Er kam abermals nicht; er entschuldigte sich in einem Briefe, den er an den Erzherzog Stephan als solchen, nicht als den Palatin Ungarns, richtete, und zeigte mit der gewöhnlichen diplomatischen Floskel der unbeschränktesten Offenheit an, er werde nicht kommen, wobei er einige räthselhafte Andeutungen über seine eigene künftige Rolle fallen ließ, und wie er im letzten Act leicht verkannt werden dürfte. Graf Batthyány sowohl als der Erzherzog waren über die Motive dieses Briefes vollkommen im Klaren; aber um ja nichts unversucht zu lassen, wandte sich das ungrische Minister-Conseil direct an den Monarchen, stellte ihm die Lage der Dinge vor und ersuchte, er möge geruhen, sowohl den ungrischen Minister-Präsidenten, als den croatischen Ban vor sich nach Innsbruck zu laden, da-

mit sich beide in Gegenwart des Kaisers treffen und verständigen könnten. — Während dessen hatte aber Jellachich mehrere widergesetzliche Schritte gethan; er hatte ohne vorläufige Autorisation des Ministeriums einen Provinzial-Landtag ausgeschrieben; er hatte das Standrecht in ganz Croatien gegen alle Freunde der Ungarn publicirt; er hatte jede officielle Verbindung der croatischen Behörden mit dem ungrischen Ministerium für Hochverrath erklärt, und so die pragmatische Sanction gröblich verletzt, der zufolge Ungarn und Croatien untrennbar verbunden sind. Mit Rücksicht auf alles dieses erging nun ein königlicher Befehl an den Grafen Batthyány, sich am 2. Juni in Innsbruck einzufinden, ein anderer an Baron Jellachich, ebenfalls im Hoflager zu erscheinen und sich wegen seiner ungesetzlichen Handlungen zu verantworten, wobei zugleich der zusammenberufene Provinzial-Landtag als ungesetzlich von vornherein aufgelös't wurde. Graf Batthyány erschien am bestimmten Tage in Innsbruck, nicht aber der Ban; er trotzte dem Befehle seines Monarchen; er eröffnete den für ungesetzlich erklärten Provinzial-Landtag, und sein Organ, die

„Agramer Ztg.,“ erklärte offen, seine Handlungsweise werde durch den Erzherzog Franz Karl, dem er regelmäßig Berichte erstatte, vollkommen genehmigt.

„Bei dieser offenen Widersetzlichkeit Jellachich's wurde er auf Antrag des ungrischen Gesammt-Ministeriums und des Erzherzogs Stephan in einem eigenen königlichen Manifest durch den Monarchen am 10. Juni in Innsbruck aller seiner Stellen und Würden entsetzt, und aufgefordert, sich zu verantworten, ein anderes Handbillet des Monarchen trug dem Feldmarschall-Lieutenant Baron Hrabowsky auf, das Manifest zu vollziehen. Die östreichischen Minister Baron Wessenberg und Baron Dobblhof, die ebenfalls in Innsbruck waren, die Verhandlungen kannten und täglich mit den ungrischen Ministern Fürst Esterhazy und Graf Batthyány verkehrten, schwiegen dazu. Aber selbst jetzt wollte das ungrische Ministerium die Bahn der Verständigung nicht verlassen und forderte daher den Erzherzog Johann auf, den Vermittler zwischen Croatien und Ungarn zu machen um die Möglichkeit einer Ausgleichung nicht zu versäumen; denn noch wußte man in Ungarn nicht, was denn eigentlich die Forderungen der

Croaten seien. Der Erzherzog Johann nahm die Vermittlung an, kam nach Wien, und bestellte sowohl den Ban Jellachich, der in der Zwischenzeit trotz des königlichen Manifestes bei Hof freundlich empfangen worden war, als den Grafen Batthyány im Juli nach Wien, begnügte sich aber, die beiden Repräsentanten der entgegengesetzten Principien zusammenzuführen, und ohne sich in die Verhandlung im Geringsten zu mischen, reis'te er nach Frankfurt ab, — die Verständigung lag augenscheinlich nicht im Interesse des Hofes. — Als sich die zwei Gegner zum ersten Male gegenüber standen, fragte Batthyány, was denn die Ansichten und Schwierigkeiten der Croaten seien; denn die Ungarn seien bereit, jede billige Forderung zu gewähren. Jellachich antwortete darauf, die Basis jeder möglichen Verständigung sei, daß die Ungarn ihrem durch das Gesetz von 1848 sanctionirten Kriegs- und Finanz-Ministerium entsagen und Militär und Finanzen dem östreichischen Ministerium unterordnen. Batthyány bemerkte darauf, dies sei eine östreichische, keine croatische Frage, die daher nicht mit Jellachich, sondern mit dem östreichischen Ministerium auszu-

gleichen wäre, doch habe das östreichische Ministerium bis jetzt keine ähnliche Forderung gestellt, — und fragte abermals um die specifisch croatischen Schwierigkeiten. Jellachich setzte keinen Werth auf diese, sondern ging auf seine erste Proposition zurück. Die Conferenz trennte sich ohne Resultat.

„Dies ist also jene vorsätzliche, in dem Losreißungs-Bestreben begründete Unthätigkeit Batthyány's, die er mit dem Leben büßen mußte!

„Noch später, als Jellachich ohne alle Ursache in Ungarn mit einer Armee von 65,000 Mann eingebrochen war, machte auf den Rath Batthyány's Erzherzog Stephan noch einen Versuch der Ausgleichung; er lud Jellachich ein, sich zu ihm auf den Plattensee in ein Dampfschiff zu begeben und dort, gleich weit entfernt von der ungrischen und croatischen Armee, die Verhandlung endlich aufzunehmen. Jellachich kam abermals nicht, eine Theater-Scene ward durch ihn aufgeführt: er kam an's Ufer, aber seine Officiere erlaubten (!) ihm nicht, sich an's Dampfschiff zu begeben. Wenn also eine strafbare vorsätzliche Unthätigkeit wirklich an dem Kriege zwischen Un-

garn und Croatien Schuld war, dann war es wahrhaftig nicht die Batthyány's, der jedes Mittel versucht hatte, die Verständigung herbeizuführen; ist ein strafbarer Verbrecher da, so ist es Jellachich. — Doch kehren wir zu der Klage zurück.

„Der ungrische Landtag ward am 2. Juli durch Erzherzog Stephan eröffnet, und die Kammern wurden in der Thronrede, welche in Innsbruck durch die Minister mit dem Kaiser vereinbart worden war, aufgefordert, für die Mittel zur Führung des Krieges gegen die aufständischen Serben zu sorgen, um so mehr, als die Stellung Croatiens von Tag zu Tag bedenklicher wurde. Der Landtag entsprach dem königlichen Verlangen, votirte 60 Mill. Gulden C.-M. und eventuel 200,000 Recruten, wovon 40,000 gleich, die übrigen im Falle sie nothwendig würden, ausgehoben werden sollten. Der Gesetzes-Vorschlag wurde dem Monarchen Ende August zur Sanction unterbreitet, es erfolgte keine Antwort. Endlich erklärte der Kaiser auf eine feierliche Anfrage des Reichstages am 9. Sept. in Schönbrunn, er verbürge die Integrität Ungarns und die Unverletzlichkeit der Gesetze von 1848, er könne aber

die vorgelegten Gesetzes-Vorschläge in Hinsicht der Emittirung der Banknoten und der Aushebung der Recruten nicht in dieser Form annehmen. Das Ministerium Batthyány reichte darauf seine Entlassung ein. Aber schon am 14. September wurde der Graf durch den Erzherzog Stephan abermals aufgefordert, ein neues Ministerium zu bilden, und der Kaiser gab seine völlige Zustimmung dazu. Jellachich, der mit seiner Armee am 9. die Drave überschritten, rückte indessen unaufhaltsam vor und näherte sich der Hauptstadt. Batthyány konnte diese der Plünderung der Croaten doch nicht überlassen, er verkündigte daher die Gesetze, die der Monarch zwar nicht bestätigt, aber auch nicht ganz abgelehnt hatte, mit Zustimmung des Erzherzogs Stephan, der sich selbst mit Gutheißung des Monarchen an die Spitze des neugebildeten ungrischen Heeres, wenngleich nur auf kurze Zeit, stellte. Jellachich wurde am 29. Sept. bei Sukoro, Nugent am 3. Oct. bei Kanizsa von den undisciplinirten Ungarn geschlagen, Roth und Philippovics streckten 2 Tage darauf, am 5. Oct., mit 10,000 Mann bei Ozora die Waffen: der croatische Feldzug war beendigt.

„Ein Jahr darauf wurde Batthyány hingerichtet, weil er, wie der Wiener Apolog es ihm vorwirft, um dem gewaltsamen Einbruche der Croaten zu widerstehen, im letzten Momente ein Heer geschaffen und für die Mittel zu dessen Erhaltung gesorgt habe! —

„Aber der Apolog fährt mit seinen Klagen noch weiter fort: „„„Graf Batthyány"", sagt er, „„„war schuldig befunden, an mehreren auf Losreißung Ungarns zielenden Handlungen und Maßregeln bestimmenden Antheil genommen zu haben, als: an der decretirten Separirung des ungrischen Militärs durch eine verschiedenartige Uniformirung, durch ausschließlich ungrisches Commando, durch einen eigenen Fahneneid, in dem des Kaisers von Oestreich gar nicht gedacht wird; ferner an der eigenmächtig verfügten Beschlagnahme der in den Cassen Ungarns vorhanden gewesenen Gelder, an häufigen Vorenthaltungen von zur Abfuhr bereit gelegenen Summen, an dem Verbote östreichischer Banknoten in Ungarn, und an anderen, den Verkehr und die bisherige commercielle Verbindung Ungarns mit den übrigen Ländern Oestreichs hemmenden Anordnungen.""

„Wenn nun diese Handlungen und Maßregeln, die übrigens durch den Apologen ganz entstellt werden, wirklich hochverrätherisch waren, warum hat dann der Kaiser dieselben gebilligt? Warum hat er Batthyány und das Ministerium nicht gleich bei der ersten derselben entlassen? Warum hat er den Erzherzog Stephan, unter dessen Präsidium sie verfügt wurden, nicht zur Rechenschaft gezogen? Ist ein Monarch mit seinen Ministern nicht zufrieden, dann entläßt er sie und wählt sich andere, die ihm genehmer sind; das ist die Gewohnheit in constitutionellen Staaten. Hier aber ließ man den Minister sieben Monate lang gewähren und richtet ihn dann kriegsrechtlich hin! — Es ist eine Verantwortlichkeit der Minister neuer Art: sie sind verantwortlich nicht dem Parlament, sondern der Armee; Soldaten richten über politische Fragen, die Männer des Schwertes entscheiden bei verschlossenen Thüren, ohne Vertheidigung, ob der Minister die pragmatische Sanction verletzt habe oder nicht. Das Urtheil wird durch den Strick oder durch Pulver und Blei vollzogen; romantische Journalisten geben nachträglich die

Motive des Urtheils ohne Beweisstücke, — und dies nennt man in Neu-Oestreich constitutionelles Leben.

„Graf Batthyány ward aber auch „„schuldig befunden, durch Sendung von eigenen Gesandtschaften an die republicanische Regierung Frankreichs und an die deutsche Central-Gewalt Handlungen unternommen zu haben, bei welchen es auf Zuziehung und Vergrößerung einer äußeren Gefahr angelegt war, und welche mit um so größerem Gewichte dem gewesenen ungrischen Minister-Präsidenten zur Last fallen, als damals die Politik Frankreichs gegen Oestreich auf Anlaß der italienischen Frage bedenklich schwankte, und gegen den durch und durch erschütterten östreichischen Staat auf Seiten Frankreichs leicht die historisch gewordene alte Eifersucht geweckt und dadurch der Ausbruch eines doppelt verderblichen Krieges herbeigeführt werden konnte.““

„Die Herren Dionysius Pazmandy und Ladislaus Szalay wurden im Mai durch das ungrische Ministerium nach Frankfurt gesendet, Erzherzog Stephan gab ihnen im eigenen Namen das Creditiv; der ungrische Minister Fürst Ester-

hazy theilte dasselbe sammt den Instructionen dem östreichischen Ministerium mit. Baron Pillersdorf gab seine Zustimmung, Erzherzog Johann empfing die erwähnten Herren in Frankfurt als Gesandte der ungrischen Regierung, und Schmerling, der damalige deutsche und jetzige östreichische Minister, trat in officielle Verhandlung mit ihnen. Aber die beiden Erzherzöge, Pillersdorf und Schmerling werden nicht zur Rechenschaft gezogen für die Theilnahme an einer Handlung, für die Graf Batthyány als Hochverräther verurtheilt wird.

„Graf Teleki ward erst im September nach Frankreich gesandt, zu der Zeit, als die Politik Frankreichs gegen Oestreich nicht mehr „bedenklich schwankte," sondern nachdem von dem östreichischen Ministerium die Vermittlung Frankreichs in der italienischen Frage angenommen worden war und Batthyány hoffen durfte, daß dieselbe Vermittlung auch auf die ungrischen Angelegenheiten ausgedehnt werden könnte; denn der Krieg war schon durch den nicht zu rechtfertigenden Einbruch Jellachich's begonnen. Dies war die Instruction des Grafen Teleki; es war eine Mis-

sion, um den Krieg zu vermeiden, um den Frieden herbeizuführen, und weil der ungrische Minister-Präsident nichts unversucht gelassen, um dem Kriege zu entgehen und eine Verständigung herbeizuführen, war sein Loos der Tod.

„Im publicirten Todesurtheil enden hier die Beschuldigungen gegen Batthyány; denn daß er, nachdem er aufgehört hatte, Minister zu sein, noch als Deputirter dem Landtag bis Ende December beiwohnte, und für einige Tage als gemeiner Nationalgardist im Corps von Vidos diente, wird wohl Niemand als todeswürdiges Verbrechen betrachten; aber der Wiener Apolog geht weiter, als das Kriegsgericht; ihm zufolge ward der Graf „„der Betheiligung an der in Wien stattgefundenen Katastrophe des 6. October 1848 schuldig befunden. Ein Originalschreiben Batthyány's vom 17. September an Pulszky beweist, daß er letzterem Geldmittel zu Gebote stellte, angeblich „„zur Gewinnung der Sympathien in Wien für das Königreich Ungarn und für die ungrische Nation''''. Batthyány selbst gesteht, die Gefährlichkeit Pulszky's als Agitators und Satelliten Kossuth's gekannt zu haben. Es ist

ferner durch Zeugen bewiesen, daß Batthyány, nachdem er in der Nacht vom 5. auf den 6. October von Wien nach Oedenburg abgereist war, an letzterem Orte gesagt hat: „„daß es ihm auch viele Mühe gekostet habe, bis die Wiener aufgepfeffert worden"", und daß er am 7. October einem seiner Bekannten in Oedenburg die Ermordung Latour's als ein für ihn erfreuliches Ereigniß mit den Worten mitgetheilt habe: „„Weißt du schon, der Hundsfott Graf Latour hängt schon, — nun stehen unsere Actien in Ungarn besser."" Notorisch ist, daß in jener Zeit die Gewinnung der Sympathieen, namentlich in der Wiener Presse, bei der damaligen Haltung derselben ganz überflüssig war und daher dieselbe als ein nichtiger Vorwand sich darstellt. Es ist endlich bewiesen, daß mit bloßem Bezug auf die Batthyány'sche Geldanweisung über 4000 Fl. C. M. und gleichzeitig mit unausgesprochenem Zwecke eine Summe von beiläufig 10,000 Fl. C.-M. an berüchtigte Individuen jener Zeit, wie Pulszky und Andere, verwendet

wurde. Aus der Zusammenhaltung dieser Umstände fand das Gericht Batthyány schuldig, die Original-Geldanweisung an Pulszky in der Absicht ausgestellt zu haben, daß das Geld zur Hervorrufung der October-Revolution oder zur „„„Aufpfefferung der Wiener““, wie er den Ausbruch dieser Revolution nannte, verwendet werde, und sich demnach an dieser furchtbaren Katastrophe durch bewußte Herbeischaffung der Mittel betheiligt zu haben.““

„Wir wissen, daß es von der östreichischen Regierung stets als Lebensfrage behandelt wurde, die Welt glauben zu machen, der Wiener Aufstand vom 6. October sei durch ungrische Geldaustheilung herbeigeführt worden. Die Correspondenten der Zeitungen sprachen erst von Millionen, dann von Hunderttausenden; der Apolog reducirt dieselben endlich auf 14,000 Fl. C.-M. und sagt, daß der offen ausgesprochene Zweck der Anweisung Batthyány's vom 17. September über 4000 Fl. C.-M., „die Gewinnung der Sympathieen der Presse in Wien für die ungrische Sache“, nur ein nichtiger Vorwand sei, denn es sei notorisch, daß zu dieser Zeit die Gewinnung

der Sympathieen bei der Wiener Presse bei der damaligen Haltung derselben überflüssig war. Hätte sich aber der Apolog bei dem ehemaligen Preßgerichte in Wien erkundigt, so würde er gefunden haben, daß gerade im Monat September 1848 die Wiener Presse beinahe einstimmig heftige Angriffe gegen das ungrische Ministerium richtete; die slawische Parthei war in dieser Frage mit der deutschen verbündet; Ungarn, das seine Nationalität nicht aufgeben, seine Aristocratie nicht vernichten wollte, war sowohl den Planen Rieger's und der Böhmen, als der deutschen Democratie ein gefährliches Hinderniß, und das östreichische Ministerium schürte die Polemik. Batthyány und Kossuth wurden täglich verunglimpft, und ich war genöthigt, im Auftrage des ungrischen Ministeriums im September gegen fünf verschiedene Zeitschriften und Pamphlete Preßklagen einzureichen. Dies war die Sympathie der Wiener Presse. Notorisch ist es ferner, daß das ungrische Ministerium ein halb-officielles Organ in Wien hatte, den „Völkerbund“; aber die gemessene, würdige Haltung dieses Blattes war bei der Leidenschaftlichkeit der übrigen Organe der

Presse und der geringen politischen Bildung des wiener Publicums nicht geeignet, ihm einen großen Einfluß zu verschaffen; das Blatt ging im August ein, und die 4000 Fl. der Anweisung dienten zum Theil zur völligen Liquidirung aller Verpflichtungen, die auf dem Blatte lasteten, zum Theil zur Publication einiger sehr bekannten Documente und Pamphlete zur Aufklärung der croatischen Wirren, zum Theil wurde damit die Copie einer wichtigen Correspondenz zwischen Rajacsics, Stratimirovics und dem Minister Latour angekauft. Die andern 10,000 Fl. waren zur offenen Werbung jenes Freicorps gebraucht worden, das zum Kriege gegen die aufständischen Serben, mit Wissen des ehemaligen öftreichischen Ministers des Innern, Baron Dobblhof, mit dem das ungrische Ministerium darüber eine längere Correspondenz geführt hatte, verwendet wurde. Diese Werbung geschah übrigens erst, als Jellachich ebenfalls in Wien auch mit Autorisation des Ministers offen für seine Armee zu werben begann, und Placate die Studenten zum Eintritt in ein drittes Freicorps einluden, das unter Stuhr und Hurban in Böhmen gebildet wurde,

mit dem ausgesprochenen Zweck, in Ungarn einzubrechen. Baron Dobblhof würde dem Kriegsgericht über diese Angelegenheit die genügendsten Aufschlüsse gegeben haben, aber das Kriegsgericht zog es vor, wenn wir dem Apologen Glauben schenken dürfen, es als notorisch zu betrachten, die 14,000 Fl. seien angewendet worden, die Wiener Revolution vorzubereiten, denn es wußte aus den Windischgrätz'schen Verhandlungen, es sei nicht nachzuweisen, daß Geld ausgetheilt wurde; trotz des Standrechtes und der zahlreichen Hinrichtungen ist kein Geständniß da, daß irgend Jemand Geld am 5. October empfangen, um am 6. eine Emeute zu machen, oder sich der Obrigkeit zu widersetzen. Der Apolog nimmt an, 14,000 Fl. seien ausgetheilt worden; wir fordern ihn auf, offen zu erklären, wer es ausgetheilt hat, — wo und an wen! Daß bei dieser Gelegenheit das Organ von Männern mit dem Privat-Character eines Fürsten Schwarzenberg und dem öffentlichen eines Dr. Alexander Bach und Anton Ritter von Schmerling mich ein berüchtigtes Individuum nennt, das gehört zu dem Stile der officiellen Standrechts-Presse,

die, um jedermann von der Beleuchtung dieses Urtheils abzuhalten, im Voraus jeden als Feind der Staatsordnung und der Civilisation denuncirt, der es wagen dürfte, als Schutzredner Graf Batthyány's aufzutreten.

„Dies sind also jene Thatsachen, auf die das Urtheil des Grafen Batthyány basirt ist. Jedermann weiß es ja, er ward hingerichtet, weil er an den Gesetzen von 1848 und dem feierlichen Königsworte festhielt, weil er nicht als Minister gleich andern vormärzlichen Liberalen die Hand dazu bieten wollte, die alte Willkühr-Herrschaft Schritt für Schritt zurückzuführen, weil er den Ruhm eines Bach und Schmerling nicht theilen wollte. Die Geschichte wird aber ihr Urtheil offen aussprechen, wer der Verräther war, ob der standhafte Graf Batthyány, oder jene Apostaten, die seine Hinrichtung anordneten, und deren Politik sich in den Worten concentrirt: **Populis non est servanda fides.**

London, 14. November 1849.

Franz Pulszky."

Drittes Kapitel.

Schlacht bei Schwechat.

In Preßburg herrschte große Bewegung, Major Klapka befestigte die Anhöhen um die Stadt, alt und jung eilten hinaus, Schanzen zu graben, in der Stadt selbst wurden Spitäler errichtet und die Verproviantirung der Armee von hier aus großentheils bewerkstelligt, die in der nächsten Umgebung Preßburgs am rechten Donauufer von Kitsee bis Pahrendorf lagerte. Bei der Armee selbst waren die Ansichten über das Vorwärtsrücken oder Stehenbleiben sehr verschieden; Csányi, der Landescommissär, und Ujházy, der Commissär von Preßburg, wollten den Wienern zu Hilfe eilen, und vereint mit diesen Jellachich und die einzeln anlangenden Streitkräfte Windisch-

grätz's en détail vernichten, die Mannschaft brannte vor Verlangen, nochmals mit den Croaten und allen jenen, durch die sie unterstützt wurden, sich zu messen. Dagegen war Pázmándy, der Präsident der Deputirtenkammer, und der Deputirte Asztalos, die bei der Armee waren, jedem Ueberschreiten der Grenze unbedingt entgegen, und hatten in dieser Hinsicht die große Mehrzahl der Officiere auf ihrer Seite. Der Wiener Reichstag faßte während dessen, da die Stadt immer strenger cernirt wurde, einen Beschluß, der zwar die ungrische Armee nicht geradezu einlud, aber doch aussprach, daß wenn sie die östreichische Grenze überschritte, dies nicht als ein feindlicher Act angesehen werden würde. Zu gleicher Zeit kam die Nachricht, Fürst Windischgrätz sei mit unumschränkter Vollmacht vom Kaiser vor Wien angekommen, und werde nächstens eine categorische Proclamation erlassen, die jeden Zweifel lösen, und jene eigenthümliche Stellung, der zufolge die beiden sich entgegenstehenden Armeen nicht wußten, ob sie Feinde oder Freunde sein sollten, klar bestimmen werde. Von Pesth aber nahte Kossuth, an der Spitze von 12,000 Mann

schnell zusammengeraffter Freiwilligen, mit 30 Kanonen, um die Armee zu verstärken.

Es war natürlich, daß bei diesen Verhältnissen die Armee, die schon die Grenzen überschritten hatte, jetzt wieder Halt machte, um Kossuth abzuwarten. Während dessen hatte Fürst Windischgrätz Wien vollkommen cernirt, seine Vollmacht publicirt und der ungrischen Armee mitgetheilt. Er war von dem Kaiser zum unumschränkten Befehlshaber für die ganze Monarchie, mit Ausnahme Italiens, ernannt worden, und alle Civil- und Militärgewalt concentrirte sich in seinen Händen. Ohne sich aber weiter über seine Absichten auszusprechen, ohne ein Programm kund zu geben, aus dem man sich einen Begriff darüber machen könnte, was zu hoffen, was zu fürchten sei, forderte er alle Stabsofficiere der ungrischen Armee auf, sich unverzüglich in seinem Hauptquartier einzufinden. —

Mein Mann war Kossuth entgegengefahren, hatte ihn über die Verhältnisse in Wien unterrichtet, und darauf gedrungen, daß, wenn die Truppen vorrücken sollten, jedenfalls die Wiener davon verständigt würden, und wo möglich Bem

zu einer Unterredung und gemeinschaftlichen Ausarbeitung des Angriffsplanes ins ungrische Lager berufen werden sollte. Ein Courier wurde mit dieser Communication nach Wien gesandt, es gelang ihm, sich durch die Truppen zu schleichen, die Mittheilung kam an Messenhauser, aber weder Bem, noch ein anderer Officier erschien im ungrischen Lager; Bem hat nie etwas darüber erfahren, Messenhauser hatte in der Hoffnung einer Ausgleichung mit dem Hof den Brief dem General nicht mitgetheilt.

Kossuth kam am 24. October ins Lager von Pahrendorf; den ersten Tag musterte er die Truppen und begeisterte sie mit flammenden Worten, den zweiten ließ er alle Officiere zusammentreten, las ihnen die Proclamation Windischgrätz's vor und stellte es jedem frei, die Armee zu verlassen, er munterte sie aber mit hinreißender Beredtsamkeit auf, treu dem Vaterland anzuhängen. Nach seiner Rede wurde das Officiercorps jedes Regimentes einzeln aufgefordert, sich frei zu äußern, ob es im ungrischen Dienste bleiben und die Feinde Ungarns, wer solche auch immer sein sollten, bekämpfen wolle oder nicht? — Nahe an

hundert Officiere, meistens Ausländer, aber auch mehrere Ungarn, erklärten darauf, sie könnten unter diesen Umständen nicht länger in der ungrischen Armee dienen, und nahmen ihren Abschied, nachdem sie ihr Ehrenwort gegeben hatten, sechs Monate lang nicht gegen Ungarn zu kämpfen. Der nächste Tag verging mit der Reorganisirung des Officiercorps, zugleich wurde Obrist Ivánka, als Parlamentär, mit einer Aufforderung an Windischgrätz geschickt, die Beschießung Wiens aufzugeben, und die Verbindung dieser Stadt mit Ungarn, die zum großen Nachtheile des Landes durch die östreichische Armee unterbrochen wurde, herzustellen, widrigenfalls er als Feind betrachtet werden würde.

Ivánka hatte sich zu dieser Mission selbst angetragen, obgleich ihn seine Freunde inständigst baten, dies nicht zu thun; aber seine Braut wohnte in der Nähe seines Weges, er wollte die Gelegenheit benützen, sie zu sehen, und ging. Am nächsten Tage kam sein Begleiter, ein Officier der Preßburger Nationalgarde, erschrocken zurück, und erzählte, Fürst Windischgrätz hätte sie freundlich aufgenommen und in Begleitung

eines östreichischen Officiers entlassen; wie sie aber in das Lager Jellachich's gekommen wären, hatte dieser, ohne Rücksicht darauf, daß Ivánka Parlamentär sei, denselben gefangen zurückbehalten.

Die Kameraden Ivánka's waren entrüstet, und die Armee, die ihn liebte, forderte, man solle sie gegen den Feind führen, der, dem Völkerrecht zuwider, Parlamentäre gefangen nehme. Am 26. wurden die Oberofficiere zusammenberufen; Kossuth hielt einen Kriegsrath, man hörte in der Ferne den Donner der Kanonen, die Wien beschossen. General Moga, der Befehlshaber der Armee, Obrist Kollmann, der Chef des Generalstabes, und Pázmándy, der Präsident der Deputirtenkammer, waren unbedingt dafür, jede Offensivbewegung zu vermeiden, sie schlugen vor, die Armee solle sich von der östreichischen Grenze zurückziehen, Wien seinem Schicksal überlassen und sich gegen General Simunich wenden, der seit einigen Tagen mit 12,000 Mann aus Galizien in Ungarn eingebrochen war, augenscheinlich in der Absicht, in den slawischen Comitaten einen Aufstand zu erregen. Dies gelang ihm zwar nicht; er war aber im Waagthale, nachdem er

den Widerstand leicht gebrochen hatte, den ihm die Nationalgarden des Trencsiner Comitats leisteten, — bis in die Nähe Tyrnau's gekommen. Simunich, dies war die Meinung dieser Herren, könne leicht abgeschnitten werden, und würde, durch die ungrische Armee angegriffen, sicher vernichtet.

Dagegen stimmte Obrist Görgey bedingungsweise für das Vorrücken, wenn nämlich das Commando einem Manne anvertraut würde, dessen Name jede Idee eines Verrathes unmöglich machte, einem Manne, von dem jedermann wüßte, daß er, von den Oestreichern gefangen, dem Galgen nicht entgehen könne. General Moga, so sehr er ihn schätze, sei doch stets östreichischer Officier gewesen, seine Waffenbrüder stehen ihm gegenüber, die Mannschaft habe kein Vertrauen zu ihm.

Augenscheinlich bezeichnete Görgey sich selbst zum Befehlshaber; denn er hatte den 29. September auf der Insel Csepel, als Vorsitzer des Kriegsgerichtes, den Grafen Eugen Zichy standrechtlich hängen lassen, der eine Anzahl Jellachichscher Proclamationen, in denen die ungrischen Truppen zum Abfall aufgefordert wurden, bei

sich führend, durch seine eigenen Bauern gefangen, zum Corps Görgey's gebracht worden war, und selbst gestand, mit Jellachich sowohl, als mit General Roth in Verbindung zu stehen. Niemand konnte glauben, daß dies dem tapfern Obersten je verziehen werden könnte. Ein Jahr darnach war General Moga, dem nach Görgey's Ausspruch niemand getraut haben sollte, durch die Oestreicher zu fünf Jahren Festungsarrest verurtheilt worden, und Görgey lebt in Klagenfurt unangefochten und geschützt von den Oestreichern.

Die jüngern Officiere des Generalstabes stimmten unbedingt für das Vorrücken; der Kanonendonner, den der Wind von Oestreich nach Ungarn trug, und das Mitleid, welches das Schicksal Wien's erregte, wirkten mächtig auf diese Ansicht ein.

Kossuth sagte: „Obgleich Ungarn mit Wien in keiner Verbindung stehe, sei es doch eine Ehrenpflicht, den Wienern zu Hilfe zu eilen; denn sie hätten sich doch nur erhoben, weil sie den Krieg gegen Ungarn mißbilligten. Eine gewonnene Schlacht würde natürlich über die Zukunft der östreichischen Monarchie, und ganz Deusch-

land entscheiden, eine verlorene würde die Nation nicht entmuthigen, sondern zu größern Aufopferungen anspornen; während das passive Zusehen von den Grenzen aus die Ungarn in der öffentlichen Meinung des Auslandes herabsetzen, im Inland aber den Enthusiasmus kühlen werde."

Diese Rücksicht entschied. Der Generalstab arbeitete den Operationsplan aus, der Befehl zum Vorrücken wurde am 27. October gegeben. Am nächsten Tage rückte die ungrische Armee über die Grenze, und kam über das coupirte Terrain an der Grenze an diesem Abend an die Fischa nahe bei Enzersdorf und Neusiedel; nur der rechte Flügel blieb etwas zurück und nahm die Position von Fischament erst den nächsten Morgen ein. Das Landvolk empfing die ungrische Armee mit vieler Sympathie, und als es sah, daß nichts requirirt, sondern die Lebensmittel und Fuhren baar in östreichischen Banknoten gezahlt wurden, war es nicht schwer, die Armee mit allem Nothwendigen hinreichend zu versehen. In der Nacht wurde auf einem Hügel an der Fischa, den man vom Stephansthurm in Wien mit dem Fernrohr ausnehmen konnte, ein gewal-

tiges Signal-Feuer angezündet. Ohnweit davon im Walde, unter einem großen Baume war das Hauptquartier, Kossuth und die Generäle saßen hier um das Feuer, brateten Speck und Kartoffeln, und schliefen auf dem Laube. Den nächsten Tag rückten die Truppen langsam vor, sie hatten noch nirgends Widerstand gefunden, und lagerten sich endlich gegen Abend auf den Anhöhen gegenüber von Mannswörth und Schwechat; in der Ferne konnte man die Lagerfeuer der Oestreicher bemerken.

Am 30. October lag ein schwerer Nebel auf der Gegend, kein Kanonendonner erscholl von den Wällen Wiens, man konnte die Spitze des Stephansthurmes nicht sehen, man wußte also nicht, ob die Belagerten das Signalfeuer bemerkt hatten, das ihnen die Nähe der ungrischen Armee verkündete, und ob sie bereit seien, durch einen Ausfall den Angriff der Ungarn zu unterstützen. Hätte man ahnen können, daß Wien schon den Tag zuvor einen Waffenstillstand geschlossen und sich zur Capitulation bereit erklärt hatte, so wären die ungrischen Führer wohl nicht so tollkühn gewesen mit 30,000 Mann, wovon 5000

nur mit Sensen bewaffnet waren, die Armee Windischgrätz's anzugreifen, die an 70,000 Mann zählte. Um 8 Uhr ertönte der erste Kanonenschuß, das ungrische Heer begrüßte ihn mit freudigem Eljen; um 10 Uhr stürmte Major Guyon Mannswörth mit dem Bajonette, und nahm es, der rechte Flügel drang siegreich vor, und warf die Croaten, die ihm entgegenstanden; um Mittag war er im Begriffe, Schwechat zu nehmen, aber der linke Flügel war noch nicht vorgerückt, die Cavallerie des Feindes sammelte sich hier an, um die Ungarn zu überflügeln, jeden Augenblick erwartete man eine Cavallerie-Charge von beiden Seiten, sie unterblieb; aber der rechte Flügel konnte nicht mehr vorrücken, um die Schlachtlinie nicht zu zerstören, er begann daher eine heftige Kanonade, die beiderseits nicht besonders viel Schaden verursachte. Die Ungarn glaubten jeden Augenblick Kanonen von Wien aus donnern zu hören; der Nebel hatte sich verzogen, in Wien mußte man es wissen, daß eine Schlacht in der Nähe geschlagen werde; aber Todtenstille herrschte dort, und die Entwickelung eines größern Truppenkörpers auf der Seite der Oestreicher zeigte

offenbar, daß Windischgrätz über seine ganze Macht verfüge, und kein Ausfall einen Theil seiner Truppen im Rücken beschäftige. Die Schlacht hatte keinen Zweck mehr, denn wenn Wien keinen Ausfall machte, so waren alle Angriffe der Ungarn fruchtlos. Es war vier Uhr Nachmittag, und Móga wollte den Befehl zum Rückzug geben, um noch vor einbrechender Finsterniß die feste Position auf den Höhen hinter der Fischa wieder einnehmen zu können. Doch Kossuth, der mit meinem Mann stets an der Seite Móga's war, wollte den Wienern noch länger Zeit lassen, einen Versuch zur Rettung zu machen. In diesem Augenblick fielen zwei congrevische Raketen mitten in ein Bataillon von Komorner Sensenmännern, die durch das stundenlange Stehen im Kanonenfeuer schon demoralisirt waren. Schrecken ergriff sie, sie flohen, und brachten den rechten Flügel, der sich so brav geschlagen hatte, in Unordnung. Jetzt mußte der Befehl zum Rückzuge gegeben werden, den der linke Flügel unter Répásy, und die Reserve meisterhaft deckten. Kossuth ernannte noch auf dem Schlachtfelde Görgey zum General, und eilte den flüchtigen Komornern nach, um sie zum

Stehen zu bringen. Es gelang ihm endlich in Fischament; man konnte die Truppen wieder sammeln, sie lagerten sich, der Feind rückte nicht vor, er schien gar nicht zu bemerken, daß der rechte ungrische Flügel beinahe aufgelöst sei. Doch kaum war eine Art Ordnung hergestellt, als sich plötzlich zum zweitenmale ein panischer Schrecken der Komorner Nationalgardisten bemächtigte. Ihre Flucht war unaufhaltbar, und sie rissen die andern Bataillone, die vor ihnen standen, in wilder Unordnung mit sich. Windischgrätz hätte in diesem Augenblick mit einer einzigen Division von Cürassiren leicht den ganzen rechten Flügel der Ungarn gefangen nehmen, er hätte dann leicht das Centrum umgeben und vernichten können; doch es scheint, er hatte keine Ahnung von der Verwirrung, die ihm gegenüber herrschte. Die Szekler deckten zwar mit einer Batterie den Rückzug, aber kein Feind ließ sich weit und breit sehen. Die Ungarn hatten gegen zwei hundert Mann im Kampfe verloren, die Oestreicher ungefähr das Doppelte. Dies war das ganze Resultat der Schlacht bei Schwechat.

Mein Mann kam mit der Arrièregarde des

rechten Flügels nach Preßburg, er war mit Kossuth im Wagen hinausgefahren, während der Schlacht blieb er zu Pferde an der Seite des Generals Móga, und machte den Rückzug größtentheils zu Fuße mit, erst später gab ihm ein Officier sein Reitpferd. Er hatte hinlängliche Gelegenheit gehabt, sich vom Geiste der Armee einen richtigen Begriff zu bilden. Die Husaren waren durch die Schlacht durchaus nicht entmuthigt, aber sie fühlten es sehr wohl, daß die sogenannte ungrische Armee noch durchaus keine militärische Haltung habe; es war ein Gemisch von Nationalgardisten, Freiwilligen aller Art, und regelmäßigen Truppen; der gemeinschaftliche Enthusiasmus verband sie, aber konnte ihnen keine Einheit geben, die Officiere, die eben erst ernannt worden waren, besaßen wohl das Zutrauen der Truppen, aber nicht die nothwendigen militärischen Kenntnisse, und hegten das größte Mißtrauen gegen General Móga. Dieser war übrigens während des Rückzugs, den das Centrum und der linke Flügel in der größten Ordnung bewerkstelligt hatten, mit dem Pferde gestürzt,

und mußte seine Entlassung nehmen; Görgey erhielt an seiner Statt das Oberkommando.

Kossuth hatte übrigens nicht einen Augenblick lang seine Energie verloren. Um den moralischen Muth der Armee zu heben, sandte er gleich eine Expedition gegen Simunics, der in Tyrnau stand; doch Guyon, der wegen seiner Tapferkeit vor Mannswörth zum Obristen ernannt worden war, und jetzt Simunics angreifen sollte, konnte den östreichischen General nicht mehr überraschen, dieser war nach Mähren geflohen, ehe die Ungarn kamen.

Die ersten Wochen des Monats November wurden in Preßburg zur Reorganisirung der Armee verwendet. Kossuth erkannte bald, daß Görgey gerade jenes Organisations-Talent besaß, das Armeen bildet. Als daher General Bem verwundet und verkleidet von Wien in Preßburg anlangte, glaubte Kossuth, es sei klüger, um jede Rivalität zu vermeiden, den Pohlenhelden vor der Hand nach Pesth zu senden, und nicht bei der Donauarmee zu verwenden.

Alles dies hatte mir mein Mann erzählt,

als ich Anfangs November auf dem Dampfschiff nach langen bewegten Tagen der Trennung auf dem Wege nach Pesth mit ihm zusammentraf.

Während der Zeit dieser Ereignisse war ich beinahe ununterbrochen in Oedenburg geblieben, wo mich mein Mann, als er sich mit dem Grafen Batthyány entfernte, der Obhut eines Freundes anvertraute. Am 10. October kehrte ich auf der Eisenbahn nach Wien zurück, um meine kleinen Knaben abzuholen, die ich am 6. bei meinen Eltern gelassen hatte; ich hatte es nicht gewagt sie damals mitzunehmen, denn ich konnte es nicht wissen, welche Umwege wir wegen der Croaten möglicherweise machen müßten.

Als ich am Abend des 10. im Bahnhof in Wien ankam, fand ich denselben durch die Truppen Auersperg's besetzt, die Pässe wurden aber nicht streng untersucht, man konnte ohne Schwierigkeiten passiren. Ich fuhr gleich in die Stadt zu meinen Eltern, auf dem Stephansplatze mußte der Wagen halten, eine Barricade sperrte den Weg. Es war übrigens keine Barricade, die zur Vertheidigung dienen konnte, sie wurde von einigen Straßenjungen zur Bettelei benutzt, die für

einige Kreuzer jedermann über die aufgehäuften Steine halfen. Wirkliche Barricaden fand ich nicht mehr auf meinem Wege, die Spuren der Kugeln an mehrern Häusern, und die ungewöhnliche Leere der Straßen waren das einzige Anzeichen, daß außerordentliche Ereignisse stattgefunden hatten, und die Stadt in einem abnormen Zustand war. Ich fand meine Mutter nicht zu Hause, sie war mit den Kindern nach Penzing gegangen. Ich fuhr daher ohne Aufenthalt hinaus und bereitete mich zur Abreise; ich war besorgt, meine Kleinen fortzubringen, ehe die Ankunft Jellachich's und der Croaten die Eisenbahnverbindung hemmen würde. Am nächsten Morgen sandte ich in die Stadt zu einigen uns'rer jüngern ungrischen Freunde, die in den Ministerialbureaus angestellt waren, und forderte namentlich einen von ihnen auf, mich zu begleiten, damit er nicht von Ungarn abgeschnitten werde; er meinte aber, er sei seines Dienstes nicht entlassen, und müsse daher bleiben. Der Arme! wäre er doch mit mir fortgegangen! treu seinem Worte blieb er ruhig in seinem Bureau, ohne Antheil an der Wiener Bewegung zu nehmen; dennoch wurde er zu zwei-

jährigem Kerker verurtheilt, weil er, wie es das Urtheil des Kriegsgerichtes sagt, dem General Bem vier und zwanzig Stunden lang ein Asyl gewährte, nachdem dieser durch Fürst Windischgrätz proscribirt worden war.

Am 11. kehrte ich nach Oedenburg zurück; ich erwartete ängstlich Nachrichten von meinem Mann, erhielt aber nur spärliche; aus den Zeitungen sah ich, daß der ungrische Landtag ihn nach Wien zurückgesandt habe. In Oedenburg erregten die Tagesereignisse das lebhafteste Interesse, und so verschieden auch das Gefühl der alten Bürger und der jungen Enthusiasten sich äußerte, so war doch in Hinsicht der croatischen Horden, die durch Jellachich weggeschickt, sich plündernd nahten, der Schrei des Unwillens einstimmig. Die Richtung, in der sie sich bewegten, war bekannt, es war der einzige Weg, der ihnen offen stand; es wurde daher der Befehl gegeben, den Pamhager Damm in den Morästen von Esterháza durchzustechen, und so den Rückzug jener 18,000 Mann, die unter dem Befehl des Generals Theodorovich der Gränze zueilten, und durch Krankheit und Plünderung desorganisirt

waren, auf die einfachste Weise abzuschneiden. Doch die Officiere der Nationalgarden im Oedenburger Comitate, von denen ein großer Theil, wie es scheint der tapferere, hinab an die croatische Gränze gezogen waren, verließen nur ungern die Bequemlichkeiten des häuslichen Heerdes, um an einer kriegerischen Expedition Theil zu nehmen, es dauerte lange, ehe sie mobil gemacht wurden, endlich zogen sie aus mit bedeutendem Lärm und zur Schau getragener Zurüstung.

Ihre stille und bescheidene Rückkehr bildete einen auffallenden Contrast zu ihrem Auszug, es war der Aschermittwoch nach der Fastnacht; nur leise erzählten sie die Details, wie es den Croaten denn doch gelungen war zu entkommen. Die Trophäen, welche die stattliche Bürgerwehr von Oedenburg von ihrem Zuge mitgebracht hatte, sahen wirklich ziemlich elend aus, es waren vierzig bis fünfzig croatische Marodeurs, die durch die slavischen und deutschen Gemeinden, in denen sie geplündert hatten, gefangen und an die Nationalgarde abgeliefert wurden. Daß die Elenden sich wirklich Raub und noch größere Verbrechen zu Schulden kommen ließen, war nicht zu bezwei-

feln; das Geld, die Ringe, Tücher, Kleider und Bänder, die man bei ihnen fand, und besonders der Schmuck, welcher zum Frauenanzug gehört, sprachen deutlich gegen sie. Ich ging mit einem croatischen Herrn meiner Bekanntschaft in die Zimmer, wo die Gefangenen bewacht wurden, einige von ihnen waren alte Leute; alle sahen aus wie Bauern, viele von ihnen elend wie jene, die ich in der Zeit der Hungersnoth betteln gesehn hatte, alle waren in Lumpen gehüllt, keiner hatte gute Schuhe, ihre Füsse waren in Leinwand und Lederstücke gehüllt.

Mein Begleiter, ein Landsmann dieser Gefangenen, fragte sie, ob, im Falle sie freigelassen würden, sie zum zweitenmale gegen Ungarn kämpfen würden. „O nein," war die Antwort, „wir waren gezwungen zu gehn, man sagte uns, wir würden in vier Wochen reich belohnt nach Hause kehren; jetzt sind schon acht Wochen vorbei, und wir sind elende Gefangene, entfernt von Weib und Kind." —

Dies waren die Soldaten Jellachich's, die durch die Bewunderer dieses abentheuerlichen Führers als die ritterlichen Vertheidiger des Throns

und der Freiheit beschrieben wurden, als die Männer, die durch das Beispiel und die Beredtsamsamkeit ihres Ban's angeeifert, alle Helden geworden waren.

Nicht tapferer als die Bürger von Oedenburg benahmen sich die Bewohner von Güns, die Theodorovich abermals entkommen ließen, — die Nationalgarden gingen ihm aus dem Wege und versäumten es, ihn aufzuhalten, bis daß die ihn verfolgenden Husaren ihn erreichen konnten. Auch hier fielen mehrere Croaten in die Hände des aufgebotenen Landsturms und wurden durch jene schmälich ermordet, die nicht den Muth gehabt hatten, im Felde offen zu widerstehen, — die Mörder wurden später durch die Oestreicher gehängt. —

Die öffentliche Meinung sprach sich laut für die unausgesetzte Verfolgung Jellachich's aus, das Zaudern der ungrischen Armee, und die Unentschlossenheit der Wiener verursachte allgemeines Mißbehagen. Die Nachricht von dem Falle der Hauptstadt Oestreichs und der Rückzug der ungrischen Armee füllte zwar die Herzen mit Trauer, doch überraschte sie nach solchen Vorgängen niemand.

Die Briefe wurden natürlich aufgefangen, mein Mann erhielt keine Nachrichten von mir und war schon in Angst, ich sei bei einem Versuch zu ihm zu kommen, in die Hände der Croaten gefallen, zum Glück hatten meine trefflichen Freunde in Oedenburg mich abgehalten, mich solcher Gefahr auszusetzen.

Nach einem langen Jahr, voll der ergreifendsten Ereignisse erinnere ich mich noch jetzt mit der wärmsten Dankbarkeit jener innigen Herzlichkeit, die ich in Oedenburg gefunden hatte, als ich in dem gastfreien Hause meiner Freunde unter demselben Dache mit der Frau eines östreichischen Officiers lebte, der meinem Manne auf dem Schlachtfelde gegenüber stand. Dieser Umstand störte nie die Herzlichkeit unsers Beisammenseins, wir hofften und fürchteten gemeinschaftlich, wenngleich in verschiedener Richtung, doch stets mit demselben Gefühle der Liebe. —

Während die ungrische Armee vergebens zum Entsatze Wiens die Gränze Ungarns überschritten hatte, versuchten die Bischöfe Ungarns, die in Pesth versammelt waren, noch einmal die so oft mißlungene Verständigung mit dem Hofe herbei-

zuführen. Die ernsten und aufrichtig gemeinten Versuche, die der Landtag, der Ministerpräsident und der Palatin in dieser Hinsicht gemacht hatten, waren fruchtlos geblieben; alle Mittel, den furchtbaren Conflict zu vermeiden, hatten sich erfolglos erwiesen, doch die Hoffnung war noch nicht geschwunden, daß, wo der Staatsmann nicht durchdringen konnte, die Stimmen der Gewissensräthe Eindruck machen dürften, die Bischöfe sandten daher folgende Addresse nach Ollmütz an den Kaiser.

„Euer Majestät!

„Durchdrungen von dem Gefühl der tiefsten Trauer bei dem Anblick des unendlichen Unglücks und des Bürgerkrieges, der unser unglückliches Vaterland verwüstet, nahen wir uns ehrfurchtsvoll Eurer Majestät in der Hoffnung, daß die Stimme jener nicht ungehört bleiben werde, die es glauben, daß es ihre Pflicht sei, nachdem sie ihre unerschütterliche Treue für Euer Majestät bewiesen haben, als Häupter der ungrischen Kirche endlich das Schweigen zu brechen, und ihre Klagen im Interesse der Kirche, des Vaterlandes und der Monarchie an den Stufen des Thrones niederzulegen.

„Wir können nicht glauben, daß Eure Majestät von der gegenwärtigen Lage Ungarns genau unterrichtet sei; wir sind überzeugt, daß Eure Majestät, weit entfernt von diesem unglücklichen Lande, das Elend nicht kennt, unter dem es erliegt, noch die Gefahren, die demselben drohen, und selbst den Thron gefährden, wenn Eure Majestät nicht rasche und erfolgreiche Hilfe leisten, und niemand anders, als dem Gebot Ihres großmüthigen Herzens folgen.

„Ungarn ist gegenwärtig in der traurigsten, beklagenswerthesten Lage. Im Süden hat sich ein ganzer Volksstamm im offnen Aufruhr erhoben, trotz dem, daß er alle bürgerlichen und politischen Rechte Ungarns genießt, aufgereizt durch eine Parthei, die, wie es scheint, die furchtbare Mission übernommen hat, die Ungarn und Deutschen auszurotten, die doch stets die kräftigsten und sichersten Stützen des Thrones Eurer Majestät waren. Mehrere blühende Städte und Flecken sind dabei ein Raub der Flammen, vollkommen zerstört worden, Tausende von Ungarn und Deutschen irren umher ohne Lebensunterhalt und Obdach, oder sind als Opfer einer Grausamkeit gefallen, die wir nicht

näher beschreiben, denn es ist zu empörend, jene schrecklichen Missethaten zu wiederholen, in denen die durch satanische Aufreizung angestachelte Volkswuth sich äußert.

„Doch diese Gräßlichkeiten sind nur das Vorspiel größerer Uebel, die unser Vaterland bedrohen. Möge es Gott verhüten, daß wir Eure Majestät mit dem grauenhaften Bilde alles unsers Unglücks betrüben. Es genüge zu erwähnen, daß die verschiedenen Volksstämme, die das Königreich Ungarn bewohnen, aufgereizt, durch höllische Vorspiegelungen gegen einander gehetzt, sich nur durch Raub, Brand und Mord der grauenhaftesten Grausamkeit bemerkbar machen.

„Eure Majestät! Die ungrische Nation, bisher stets das Bollwerk des Christenthums und der Civilisation gegen die unaufhörlichen Angriffe der Barbaren, hat häufige Mißfälle in diesem langen Kampfe auf Leben und Tod erfahren; doch in keiner Periode ihrer Geschichte häuften sich über ihrem Haupte so viele und so schreckliche Stürme, nie war sie so fest von den Netzen der treulosen List umstrickt, nie erduldete sie eine Behandlung, zu gleicher Zeit so grausam,

und so feig — und alle diese Schrecken werden — o der tiefen Trauer! — im Namen und, wie es unsere Feinde erzählen, auf den Befehl Eurer Majestät verübt.

„Ja, Eure Majestät, es ist unter der Regierung und in dem Namen Eurer Majestät, daß unsere blühenden Städte bombardirt, geplündert, verwüstet werden, im Namen Eurer Majestät werden die Ungarn und Deutschen geschlachtet. Ja, Eure Majestät, alles dies ist geschehen, und jene, die es verübten, berufen sich auf den Namen und die Befehle Eurer Majestät, die doch auf eine so offenkundige und feierliche Weise Ihre Geneigtheit und väterliche Gesinnung gegen Ungarn bewiesen hat, als Eure Majestät auf dem verflossenen Landtage zu Preßburg den Wünschen der Ungarn und den Anforderungen der Zeit nachgebend, einwilligte, die Grundlage einer neuen Constitution auf die breitere Basis einer unabhängigen Regierung, mit dem königlichen Wort und Eid zu bestätigen und zu bekräftigen.

„Aus diesem Grunde weigerte sich die ungrische Nation, dankbar Eurer Majestät, und gewöhnt, von ihrem König, wenn er den Geboten

des eigenen Herzens folgt, nichts als Beweise wirklich väterlicher Güte zu empfangen, zu glauben, und wir, ihre Oberhirten, wollen es auch nicht glauben, daß Eure Majestät genau unterrichtet sei, oder mit Gleichgültigkeit ansehe, viel weniger aber noch, daß Eure Majestät gutheiße jene schmähliche Weise, in der die Feinde unseres Vaterlandes und unserer Freiheit das königliche Ansehen gefährden, indem sie die Volksstämme gegen einander in Waffen rufen, die Grundlagen der Verfassung erschüttern, die Wirkung der gesetzlichen Behörden unmöglich machen, und sogar es versuchen, die Liebe der Unterthanen für ihren Monarchen in dem Herzen aller auszurotten, indem sie sagen, daß Eure Majestät jene Concessionen von Ihren treuen Ungarn zurückzunehmen gesonnen sind, die bei dem letzten Landtage bewilligt und beschworen wurden, ja sogar, daß Eure Majestät unserem Vaterland das gesetzliche Attribut der Freiheit und Unabhängigkeit entreißen wollen. —

„Schon haben diese neuen Gesetze, die sichersten Garantien der Freiheit des Volkes, so tiefe Wurzeln im Herzen der Nation geschlagen, daß

es die öffentliche Meinung uns zur Pflicht macht, Eurer Majestät vorzustellen, daß die ungrische Nation nur jene Verehrung und Anhänglichkeit, die so häufig bis auf die neuesten Zeiten sich bewährt und bewiesen hat, verlieren würde, wenn man ihr glauben machen könnte, daß die Verletzung der Gesetze und die Aufhebung jener Regierungsform, die Eure Majestät gegründet und bestätigt hat, mit der Zustimmung des Königs begangen werden könnte. —

„Doch wenn wir einerseits fest überzeugt sind, daß Eure Majestät keinen Theil an jenen Intriguen genommen hat, die so niedrig gegen die ungrische Nation gesponnen wurden, so sind wir nicht weniger überzeugt, daß das Volk, das zu den Waffen gegriffen hat, um seine Freiheit zu vertheidigen, den Rechtsboden nicht verlassen habe, und daß es, als es instinctmäßig dem höchsten Gesetz der Nationen gehorchte, das die Selbsterhaltung gebietet, zu gleicher Zeit das Ansehn des Thrones und der Monarchie rettete, das durch jene Räthe gefährdet worden war, die eben so gefährlich als tollkühn waren. —

„Eure Majestät! Wir, die Oberhirten des

größten Theils der ungrischen Nation, kennen die edlen Gefühle derselben besser als irgend andere, und wir wagen es zu behaupten, daß kein Volk treuer an seinem Monarchen hängt, als die Ungarn, wenn sie ihren Gesetzen gemäß regiert werden. Wir bürgen Eurer Majestät, daß dies Volk, das selbst mitten in der gegenwärtigen Verwirrung die öffentliche Ordnung erhält und die Gesetze achtet, nichts anderes verlangt, als den friedlichen Genuß der Freiheiten, die vom Throne aus gewährt und bekräftigt wurden.

„Mit dieser tiefen Ueberzeugung, durchdrungen von den heiligen Interessen des Vaterlandes und dem Wohle der Kirche, die in Eurer Majestät ihren ersten und mächtigsten Vertheidiger verehrt, nahen wir, die Bischöfe Ungarns, mit flehender Bitte Eurer Majestät, Sie möge Ihre väterlichen Blicke unserem gefährdeten Vaterlande zuwenden. Eure Majestät geruhe einen Moment, die traurige Lage, in die dies unglückliche Land gegenwärtig versetzt ist, sich zu vergegenwärtigen, — Tausende von Ihren unschuldigen Unterthanen, die früher in Eintracht und brüderlicher Liebe, trotz der Verschiedenheit der

Volksstämme, beisammen lebten, sehen sich jetzt durch ihren inneren Krieg in das gräßlichste Elend versetzt. Das Blut des Volkes fließt in Strömen, Tausende der treuen Unterthanen Eurer Majestät wurden ermordet, oder wandern ohne Obdach bettelnd umher, unsere Städte und Dörfer sind Aschehaufen, der Waffenlärm hat das gläubige Volk aus den Tempeln Gottes verscheucht, die jetzt verödet dastehen, die trauernde Kirche weint über den Verfall der Religion, und die Erziehung des Volkes ist unterbrochen und verlassen. — Das furchtbare Elend entwickelt sich täglich unter tausend schreckenden Gestalten, die Moralität und mit ihr das Volksglück geht unter in dem Abgrund des Bürgerkrieges.

„Möge doch Eure Majestät auch die furchtbaren Folgen dieser inneren Kriege berücksichtigen, nicht blos ihren Einfluß auf die moralischen und materiellen Interessen des Volkes, sondern auch den Einfluß auf die Sicherheit und den Bestand der Monarchie, möge Eure Majestät recht bald jene gewichtigen Worte aussprechen, die die Stürme beschwören! — Die Fluth steigt,

die Wellen toben und drohen den Thron zu verschlingen!

Möge Eure Majestät rasch jene Schranke setzen, an der die aufgeregten und durch höllische Künste entfesselten Leidenschaften der früher so friedlichen Völkerschaften sich brechen, ehe es unmöglich wird, daß das Volk, wenn es einmal von Blutdurst erfüllt wird, in die Grenzen der Ordnung, der Gerechtigkeit und Mäßigung zurückkehre. Wer wird der königlichen Majestät die ursprüngliche Reinheit ihres Glanzes zurückgeben, wenn sie einmal in den Schlamm der verderblichsten Leidenschaften hinabgerissen wurde? Wer will den Glauben und das Vertrauen in das königliche Wort und den königlichen Eid herstellen? Wer wird vor dem Richterstuhle des lebendigen Gottes Rechenschaft geben von jenen Tausenden, die gefallen sind und täglich fallen, als unschuldige Opfer der Wuth des Bürgerkrieges!

„Eure Majestät! Es war das Gefühl unserer Pflicht als treue Unterthanen, es war das Wohl des Vaterlandes und die Ehre der Reli-

gion, die uns geboten, diese unsere unterthänigen, aber aufrichtigen Vorstellungen zu machen, und unsere Stimmen zu erheben! Wir hoffen daher, daß Eure Majestät den Ausdruck unserer Gefühle nicht nur anhören, sondern eingedenk des feierlichen Eides, den Eure Majestät am Tage Ihrer Krönung, im Angesicht des Himmels geleistet haben: Die Freiheiten des Volkes nicht nur zu vertheidigen, sondern sie auszudehnen, — daß Eure Majestät eingedenk dieses Eides, den Sie so oft und feierlich bekräftigte, von Ihrer königlichen Person jene schreckliche Verantwortlichkeit abwenden werde, die ein so unheiliger und blutiger Krieg über Ihren Thronen häuft, und daß Eure Majestät jenes Gewebe niedriger Falschheit zerreißen werde, mit dem verderbliche Rathgeber Sie umstrickt haben, — daß diese Vorstellungen jenen raschen und festen Entschluß befestigen, Friede und Ordnung in unser Vaterland zurückzuführen, das stets die festeste Stütze Ihres Thrones war, damit dieses so stark heimgesuchte Land mit Gottes Hilfe wieder glückliche Tage sehe, und mitten im tiefen Frieden der Gerech=

tigkeit und väterlichen Güte ihres Königs ein Denkmal ewiger Dankbarkeit errichte. —

Gegeben zu Pesth am 28. October 1848.

Die Bischöfe der katholischen Kirche von Ungarn." —

Bischof Fogarassy, der in dem Namen der Bischöfe diese Addresse in Ollmütz überreichte, wurde ungnädig empfangen und mit nichtssagender Antwort entlassen. Die Verwirrungen des Reiches wurden nicht der Entscheidung moralischer Gewalten überlassen, man bekämpfte die Ideen des Zeitalters nicht mit Gründen, sondern mit Kanonen. Doch wenn die Stimme der Bischöfe kein williges Gehör bei Hofe fand, so wurde andrerseits folgender Hirtenbrief an das Volk andächtig gehört:

Hirtenbrief der katholischen Bischöfe von Ungarn an die Gläubigen.

„Gruß und Segen unsern geliebten Brüdern in Christo!

„Unsere Schwäche bedarf stets des Trostes und der Stütze der Religion, sie bedarf aber

dieser Hilfe besonders, wenn außergewöhnliche Uebel uns heimsuchen. In solchen Fällen bedürfen wir übermenschlicher Kraft, die uns fähig mache, unserer Pflicht Genüge zu leisten. Die heilige katholische Kirche, treu dem Beispiel der ersten Christen nahet zwar täglich der Quelle des Heils und Segens, um für die Gläubigen den friedlichen Genuß der irdischen Existenz anzuflehen, sie eilt jedoch, die Gläubigen zum öffentlichen Gebote aufzufordern in den Tagen der drohenden Gefahr, wo die tiefste Trauer die Seele füllt. — In dieser Zeit der Zerstörung, wo der Haß gesäet zwischen Volksstämme, die bisher in vollkommener Eintracht lebten, den Frieden unseres Vaterlandes bricht; wo ein verbrecherischer Feind die größten Grausamkeiten mordend und plündernd verübt, haben wir den Hirten der unserer Leitung anvertrauten Kirche verordnet, außergewöhnlichen Gottesdient zu feiern, so lange, bis die traurige Lage unseres Vaterlandes sich nicht zum Bessern wendet. —

„Als vor acht Monaten unsere acht Jahrhunderte alte Verfassung durch den Landtag von Preßburg den Erfordernissen der Zeit und den

Wünschen der Nation zufolge modificirt, und ihre Wohlthaten auf alle Landeskinder ausgedehnt wurden, ohne Rücksicht auf Klassen, Sprachen oder Unterschied des Glaubens; als die unabhängige Regierung, bestätigt durch den König, ihre Vollmachten erhielt, da hätte wohl niemand geglaubt, es sei möglich, diese freie Verfassung anzugreifen, oder die verschiedenen Volksstämme gegen die Ungarn aufzureizen. Die erlangten Freiheiten waren ja die Freiheiten aller, es schien, die aufrichtige Einigung der Volksstämme müsse dadurch gekräftigt werden und jede Schranke fallen zwischen den verschiedenen Volksstämmen, wie zwischen den verschiedenen Klassen!

„Mit welcher Freude wir die Freiheit und die politischen Rechte auf unsere Mitbürger ausgedehnt sahen, mit welchem Eifer wir dazu beitrugen, die Erreichung der Wünsche des Volkes zu erleichtern, das haben wir durch die Opfer bewiesen, denen wir uns selbst gern unterzogen. Wir waren überzeugt, daß wenn die Freiheit des ganzen Volkes, und daher auch jene unserer gläubigen Katholiken ausgedehnt wird, wenn sie die

Mittel erhalten, ihr Loos zu verbessern, unsere heilige Kirche erhoben wird durch den geistigen und moralischen Aufschwung ihrer Kinder, daß diese sich enger um sie schaaren werden, um den Herrn zu preisen für die Wohlthaten, mit denen er uns durch die Hände der Gesetzgeber dieses Volkes überhäuft hat.

„Aus diesem Grunde eilten wir, der Geistlichkeit unserer Diöcesen es kund zu geben, sie möge die Aufmerksamkeit ihrer Hörer auf die Freisinnigkeit und Großartigkeit der neuen Gesetze richten, damit die Gläubigen jene Pflichten, namentlich den Gehorsam für den König und die gesetzliche Obrigkeit gewissenhaft erfüllen, die ihnen ihre neuen Rechte neuerdings auflegten.

„Zu unserer tiefsten Betrübniß ist aber der Friede unseres Vaterlandes seit mehreren Monaten gestört, es ist aber ein Trost für uns, zu sehen, daß unsere Ermahnungen zum Gehorsam und zur Vaterlandsliebe nicht vergeblich waren. — Indem wir Gott für diesen Erfolg danken, fordern wir sowohl die Geistlichkeit unserer Diöcesen, deren edles Benehmen wir anerkennen, als alle Gläubigen mit dem innigsten Ausdrucke vä-

terlicher Liebe auf, in ihrem unermüdeten Eifer, ihrer unerschütterten Anhänglichkeit an die Ordnung nicht nachzulassen, die Aufforderungen der Ordnungsfeinde zurückzuweisen und den Verordnungen der Behörden, denen die Vertheidigung des Vaterlandes anvertraut ist, aufrichtige Folge zu leisten. Mögen sie sich jeder Verletzung der Gesetze, der göttlichen sowohl, als der bürgerlichen, enthalten, mögen sie überall sich den Behörden unterwerfen, die ihr möglichstes thun, um die öffentliche Ordnung zu erhalten, und den Frieden zurückzuführen. Der Ausspruch des Apostels der Völker gilt ihnen: Jede Gewalt ist von Gott, er ist es, der jene einsetzt, die auf Erden sind.

„Doch nachdem das Schicksal der Völker in der Hand Gottes ist, nachdem, wenn er es in seiner unerforschlichen Weisheit erlaubt, daß unser Vaterland durch Krieg verwüstet werde, er auch gütig und mächtig ist, den Sturm zu besänftigen, heitere Tage des Glückes und des Friedens kommen, und die Eintracht wieder aufblühen zu lassen; nachdem unsere Waffen und unsere Kräfte allein ungenügend sind, das Vater-

land zu retten, erwarten wir es von den Gläubigen unserer Kirche, vor allen Dingen die Güte des Allmächtigen anzuflehen, ihn zu bitten, die Ruhe herzustellen, den Verstand jener zu erleuchten, die unsere Feinde irre geführt haben, und die im Namen einer eingebildeten Freiheit zu derselben Zeit zu den Waffen griffen, wo die Freiheit ihnen gewährt wurde, und nichts für sie zu wünschen übrig bleibt, als daß sie die Früchte derselben im Frieden pflücken können.

„Schaart Euch in den Kirchen, um den Altar des Herrn. Wenn Ihr Gott vertraut, wenn Ihr Eure Stärke von der Religion empfanget, so werdet ihr stark sein, ausdauernd im Kampfe, bereit zu jedem patriotischen Opfer; denn wer dem Gesetze folgt, der folgt denselben im Geiste der Gebote des Evangeliums und der Apostel, im Gehorsam, nicht dem Menschen, sondern Gott, frei und ohne Zwang. —

„Wir ermahnen Euch, geliebte Brüder in Christo, unerschütterlich in der Treue für das Vaterland zu verbleiben, muthig sich für dessen Vertheidigung aufzuopfern, und aufrichtig den Behörden zu gehorchen, die in dieser Stunde

der Gefahr genöthigt sind, größere Dienste von Euch in Anspruch zu nehmen, als vorher. Seid überzeugt, daß sie nichts anderes bezwecken, als Eure Freiheit zu erhalten, und mit dieser Euer irdisches Glück. Seht es für Eure heiligste Pflicht an, Euch den gesetzlichen Behörden des Landes zu unterwerfen, in Eintracht und Liebe mit einander zu leben, Euch gegenseitig Hilfe zu leisten, die Schwachen zu unterstützen, die Furchtsamen zu ermuntern und die Feinde der Ordnung zu bestrafen. Habt Geduld und Muth, und hofft von der Gnade Gottes, daß er Euch nicht erliegen lasse unter der Bürde des Krieges, sondern Eure Ausdauer durch die Segnungen des Friedens belohnen werde. Ihm, dem ewigen König, dem unsterblichen Herrn, dem Allmächtigen und Weisen, sei Preis und Ehre in Ewigkeit. Amen.“

Viertes Kapitel.

Serben und Wallachen.

Die meisten jener furchtbaren Grausamkeiten, auf welche die Addresse der Bischöfe sich bezieht, wurden von den Serben in Unterungarn verübt. Ich habe früher von ihrem Aufstande nicht gesprochen, um die Aufmerksamkeit nicht zu sehr zu theilen, und muß nun die ganze Geschichte des Krieges in Unterungarn im Zusammenhange nachholen.

Von allen slawischen Stämmen in Ungarn sind die Serben [1]) die kräftigsten. Sie gehören

---

1) Die Serben werden auch Raczen genannt, in der mittelalterlichen Geschichte wechselt ihr Name häufig, sie heißen **Serbi**, **Serbli**, **Rasciani**, **Illyri**; jene von ihnen, welche katholisch wurden, nennt man Sokacz oder Bunyevacz.

beinahe ohne Ausnahme der griechischen Kirche an und stehen unter dem Metropoliten von Karlovitz. Obwohl ein Theil von ihnen zu den Ureinwohnern Ungarns gehört, stammt doch ihre letzte große Ansiedlung aus bedeutend späteren Zeiten. Als nämlich Prinz Eugen von Savoyen die Türken aus Ungarn verjagt hatte, lud Kaiser Leopold I. in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts alle Christen aus den türkischen Grenzprovinzen ein, sich auf dem fruchtbaren wüsten Boden Unterungarns anzusiedeln. Diesem Aufruf zufolge kam der Patriarch Arsenius Chernovich mit 40,000 Serbischen Familien über die Donau und Sawe, und ließ sich am fächerförmigen Zusammenflusse der Save, Drave, Donau und Theiß nieder. — Diese neuen Ansiedler erhielten bedeutende Privilegien; freie Religionsausübung und freie Wahl sowohl des Metropoliten, als ihres Civiloberhauptes, des Woiwoden; dafür hatten sie die Verpflichtung, die Grenze gegen die Türken zu schützen. In den Bürgerkriegen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts wurden sie oft von Oestreich gegen die Ungarn verwendet, und ein Haß zwischen diesen

Völkerschaften entzündet, den ein volles Jahrhundert des Friedens nicht ganz zu löschen vermochte. Nach und nach wurden aber ihre Privilegien von Oestreich modificirt, ein Theil von ihnen wurde als Militärgrenze organisirt, und wie Unterungarn sich mit Deutschen, Wallachen und Ungarn mehr bevölkerte, hörte auch die Würde des Woiwoden auf; sie erhielten im sogenannten Provinciale dieselbe Comitatsverfassung, wie das ganze übrige Ungarland, und die reicheren Gutsbesitzer unter ihnen vermischten sich mit dem ungrischen Adel und nahmen seine Sitten und politischen Tendenzen an. — In religiöser Hinsicht hatten die Serben viele gegründete Klagen; seit 1790 wurde ihnen nicht mehr erlaubt, eine Synode zu halten und ihre Schul- und Kirchenangelegenheiten zu controliren; die streng katholische Richtung der östreichischen Regierung veranlaßte vielfache Uebergriffe der römischen Kirche gegen die griechische. Doch die drückendste Einrichtung war für die Serben jedenfalls die Organisation der Militärgrenze.

Mit diesem Namen wird bekanntlich jener schmale Landstrich bezeichnet, der sich vom adria-

tischen Meere längs der Save und Donau bis nach Mehadia und der Wallachei erstreckt; obwohl die Institutionen der Grenze mit einigen Modificationen auch im Szeklerlande und dem Norden von Siebenbürgen bestehen. In Croatien sind es größtentheils die Güter der Familien Torquati, Frangepani und Zrinyi, die durch Heimfallen und Confiscation der Krone zufielen; in Slawonien und im Banat sind es die Strecken, die von den Türken erst nach der Schlacht von Zenta geräumt wurden, und gegen Entschädigung aller gerechtfertigten Eigenthumstitel der Privatfamilien der Disposition der Regierung anheim fielen. Dieser ganze Landstrich ist in Regimenter eingetheilt und steht vollkommen unter militärischer Verwaltung. Individuelles Grundeigenthum gibt es hier nicht; vier bis acht Familien bilden stets zusammen eine „Session", bebauen die dazu gehörigen Ländereien gemeinschaftlich, unter der Controle des östreichischen Officiers, der seinem Gutdünken gemäß irgend ein Mitglied der Session zum „Patriarchen" oder Familienhaupt ernennt. Dieser hat nun die Pflicht, für die Wohnung, Kleidung und Kost aller jener

zu sorgen, die zur Session gehören. Er ist verantwortlich für die gute Bebauung der Felder, für die richtige Zahlung der Steuern und für die Erhaltung und Verpflegung von stets zwei Mitgliedern der Session als Soldaten. Jedes männliche Mitglied der Session ist geborner Soldat, in jedem Regiment sind stets wenigstens zwei Bataillons unter Waffen, das eine steht auf dem Cordon und versieht den Grenzdienst gegen die Türkei, während das andere gedrillt wird; aber beide erhalten keinen Sold, so lang sie ihr Vaterland nicht verlassen; sie müssen von ihrer respectiven Session erhalten werden. Außer diesen zwei Bataillonen ist stets die Mannschaft des dritten Bataillons bereit, Waffen zu ergreifen. Ruft nun Oestreich im Falle eines Krieges die ersten Grenzbataillone aus ihrer Heimath ins Feld, so marschirt binnen sechs Tagen das zweite Bataillon an die Stelle des ersten an die Grenze zum Cordon, das dritte kommt unter Waffen, das vierte wird gebildet. Muß auch das zweite und dritte Bataillon ausrücken, so wird das vierte, fünfte und sechste, nöthigenfalls selbst das siebente und achte gebildet; drei bleiben im Lande,

die übrigen ziehen ins Feld. Nur außer Lande erhält der Grenzer Sold, wie jeder andere östreichische Soldat, und was ihm als Kriegsbeute zufällt, ist sein individuelles Eigenthum, über das er frei verfügen kann, selbst wenn er zu seiner Session zurückkehrt. Dort aber hat selbst der Patriarch kein Eigenthum, er ist blos Verwalter für die Sessionsmitglieder, er muß Rechnung legen und kann jeden Augenblick durch den Officier abgesetzt werden. Da in der ganzen Militärgrenze kein Civilgesetz und keine Civilgerichte bestehen, sondern der Militär-Codex und das Kriegsgericht herrschen, kann sich dort natürlich keine Industrie entwickeln, und niemand fühlt das drückende dieser Institution mehr, als die Bewohner der Städte Zengh, Carlopago, Petrinia, Gradiska, Brood, Karlovitz, Weißkirchen, Pancsova, Semlin. Die letztern sind meistens von deutschen Colonisten bevölkert, doch ebenfalls dem Militärdienst der Grenze und der Herrschaft der Officiere unterworfen; ihre Magistrate stehen unter militärischen Bürgermeistern; dazu sind alle Bewohner der Militärgrenze an den Boden gefesselt, sie dürfen nicht nach andern Theilen der

Monarchie auswandern, nur jene, die zum Militärdienst untauglich sind, oder specielle Erlaubniß vom Hofkriegsrath erhalten, können Handwerker, Künstler, Kaufleute u. s. w. werden.

Wie sehr ein solches System nachtheilig auf die Cultur dieser Landestheile wirkt, wie sehr es die Einwohner drückt, wie sehr es im Kriege den moralischen Character der Soldaten verdirbt, indem es eine Art Prämie auf Raub und Plünderung setzt, brauchen wir nicht erst zu bemerken. Dazu kommt noch der bekannte rauhe Absolutismus der östreichischen Officiere, die hier ohne Ausnahme zugleich administrative Beamte sind, — denn Civilautoritäten, Gemeindeverfassung, Municipalinstitutionen giebt es hier nicht. Es ist daher längst anerkannt worden, daß die Bewohner der Militärgrenze die gedrücktesten und unglücklichsten der Völker der östreichischen Monarchie sind. Da aber die Institutionen der Grenze diese zu einer beinahe unerschöpflichen und doch wohlfeilen Pflanzschule für Soldaten bilden, so wurden die Klagen der Grenzer nie beachtet. Sie standen auch nicht unter der Administration Ungarns und Croatiens, zu welchen Ländern sie

gesetzlich und geographisch gehörten, nicht einmal unter dem Wiener Gesammtministerium, sondern sie gehörten in jeder Beziehung unbeschränkt, sogar in Hinsicht ihrer Civil- und Mercantilprocesse, unter den Wiener Hofkriegsrath, der natürlich alle Verhältnisse aus rein militärischem Standpunkte betrachtete.

Als nun in Folge der Aprilgesetze die Administration der Grenze vom Wiener Hofkriegsrath an das ungrische Kriegsministerium übertragen wurde, geschah dies unter dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß die Organisation der Grenze nie ohne Zustimmung des Wiener Kriegsministeriums geändert werde. Als daher während der ersten Aufregung im Frühlinge die Bewohner von Pancsova, Semlin und Weißkirchen ihre Militärbürgermeister absetzten und Deputationen an das ungrische Ministerium sandten, die Municipalinstitutionen und Civiladministration verlangten, konnte das Ministerium diesen Wünschen nicht genügen.

Im Hofkriegsrath in Wien, der in dieser Zeit den Namen des Kriegsministeriums annahm, glaubte man übrigens, es bestehe gar kein Gesetz

mehr in der Monarchie nach dem Sturze des alten Systems, und kein Versprechen sei bindend; jede Behörde sei daher berechtigt, so viel Macht als nur möglich an sich zu reißen. Dies that Jellachich getreulich, indem er die Administration der ganzen croatischen Grenze factisch übernahm. In Hinsicht der sogenannten slawonischen und Banater Grenze, meistens von Serben, weniger von Wallachen, Deutschen und Ungarn bewohnt, ergingen vom Wiener Ministerium an die Officiere geheime Instructionen, sich überall offen und wenn es nöthig sei factisch gegen das ungrische Ministerium zu erklären. Die Wallachen und Deutschen fügten sich diesen Weisungen nicht, sie hielten sich an das Gesetz, das der Monarch öffentlich bestätigt hatte, nicht an geheime Instructionen. Die Serben dagegen, im Csaikisten Bataillone und im Peterwardeiner Regimente, fanden bald die Gelegenheit, den Erwartungen des Wiener Kriegsministeriums zu entsprechen.

Um den seit 50 Jahren immer vergeblich erneuerten Wünschen der Serben in Hinsicht ihrer Kirchen- und Schulangelegenheiten zu genügen, gab B. Eötvös, der Minister des öffent-

lichen Unterrichts, noch im April den Anhängern der griechischen Kirche die Erlaubniß, eine Synode zu halten. Rajacsics, der Metropolit von Karlovitz, fürchtete aber die Synode, da viele Stiftungen durch seine Vorgänger und durch ihn selbst ihrem ursprünglichen Zwecke entzogen worden waren, und er mit Recht eine Verminderung seiner Einkünfte und seines Einflusses befürchtete. Dazu kam noch die von Wien aus genährte Aufregung im Grenzdistricte, die sich auch den Serben im Banate mitzutheilen begann. Agrarische Fremde mußten in Groß-Kikuida durch Anwendung von Militärgewalt unterdrückt und bestraft werden, wodurch die Unzufriedenheit unter den Serben stieg. Rajacsics glaubte daher, die Gelegenheit sei günstig genug, um dieser Agitation eine vollkommen politische Richtung zu geben, durch sie die Pläne der Camarilla zu fördern und auf diese Art sich und seinen Glaubensgenossen Auszeichnungen, Ehrenstellen und Privilegien zu schaffen.

Unter dem Vorwande einer vorbereitenden Conferenz für die Synode versammelte er am 12. Mai eine Anzahl von Serbischen Geistlichen,

einige Grundbesitzer und eine Masse von Grenzbewohnern in Neusatz, von wo sie dann am 15. nach Karlovitz zogen. Es fehlte auch nicht an zahlreichen Gästen aus dem türkischen Fürstenthume Serbien. Die Verhandlungen begannen mit der Aufzählung aller Beschwerden, die seit Jahrhunderten sich angehäuft hatten, die Masse wurde durch Rajacsics fanatisirt, er entfaltete am Altare in der Domkirche die Originalprivilegien, die Kaiser Leopold den Serben gegeben, und bemerkte, die Zeit sei gekommen, wo sie ihre nationale Unabhängigkeit erkämpfen könnten. Das Volk jauchzte ihm entgegen, proclamirte ihn zum Patriarchen der Serben und erwählte den Grenzobristen Stephan Supplikatz, der damals in Italien vor dem Feinde stand, zum Woiwoden. Ferner wurde bestimmt, alles Land, worauf die Serben leben, und noch etwas mehr, müsse von Croatien und Ungarn abgetreten werden, und unmittelbar vom Kaiser, unter dem Namen der Serbischen Woiwodine, abhängen. Um aber dies zu erreichen, wurde ein Centralcomité unter dem Vorsitz Rajacsics' ernannt, das die alleinige Administration des neu zu gründenden Reiches über-

nahm. Jellachich und die Croaten wurden von allen dem verständigt, Rajacsics beauftragt, dem Croatenban, unter der Bedingung der Anerkennung der Woiwodina zu unterstützen, und die Grenzregimenter ihm zu Gebote zu stellen. Der neue Patriarch sollte ferner mit einer Deputation zum Kaiser gehen, und die Bestätigung dieser Beschlüsse erwirken.

Kaum hatte sich die Nachricht von diesem Ereigniß in der Grenze verbreitet, als überall im Peterwardeiner Regiment und Czaikisten Bataillon sich Comités bildeten, die sich in Verbindung mit dem Centralcomité setzten; die Bewohner griffen zu den Waffen, bemächtigten sich der Arsenale und der Munition, die von den östreichischen Officieren ihnen ohne Widerstand gleich übergeben wurden, sie besetzten „die römischen Schanzen" — einen alten Römerwall, der ohnweit von dem Einfluße der Theiß in die Donau eine feste Position bildet, und befestigten sich daselbst.

Jellachich zeigte in dieser Zeit nicht viel Lust, seine Sache mit der serbischen zu identificiren, er blieb zwar mit Rajacsics im freundlichsten Ein-

verständniß, er zeichnete ihn, bei dem durch ihn zusammenberufenen croatischen Landtage — am 5. Juli — sehr aus; aber er wollte dennoch den Serben keine Officiere zuschicken. Beide reisten zusammen nach Innsbruck zu Hofe, wo Jellachich trotz dem, daß er am 10. Juni zum Hochverräther erklärt worden war, sehr freundlich,[1]) Rajacsics dagegen sehr kalt empfangen wurde. Der Kaiser sagte ihm offen, er habe sich dem Gesetze zu fügen, und dem ungrischen Ministerium zu unterwerfen.

Während dieser Zeit waren die Serben in Karlovitz immer kühner geworden, sie forderten ihre Brüder, die im Grenzdienste standen, offen auf, zu ihnen über zu gehen, und Feldmarschall-lieutenant Hrabovszky, der Commandirende in Pe-

---

[1]) Man erzählte sich in dieser Hinsicht eine characteristische Anecdote. Jellachich wurde in officieller Audienz vom Kaiser aufgefordert, über sein Betragen Rechenschaft zu geben, gleich darauf aber soll er durch Erzherzogin Sophie mit den Worten zu ihr geladen worden sein: „Mein lieber Ban, ich erwarte Sie heute zum Thee." Jellachich antwortete: „Kaiserliche Hoheit, ich bin jetzt nichts anderes mehr, als ein Hochverräther," worauf die Erzherzogin sagte: „Also, mein lieber Hochverräther, ich erwarte Sie zum Thee."

terwardein, war endlich genöthigt, dem täglich erstarkenden Aufstande sich offen zu widersetzen. Er forderte Karlovitz auf, sich ihm zu unterwerfen, das Comité verweigerte den Gehorsam; er ließ daher am Pfingstmontag einige Bataillone gegen die Stadt vorrücken, die Serben empfingen sie mit Flintenschüssen, wurden aber mit dem Verlust einiger Todten zerstreut, einige congrevische Raketen setzten die Strohdächer der Vorstädte in Brand, worauf Hrabovszky in der Meinung, die Aufständischen seien hinlänglich gezüchtigt, in die Festung zurückkehrte.

Die Serben benutzten diese ihre erste Schlappe, um das Volk zu fanatisiren, sie verkündeten überall, Hrabovszky habe die Cathedrale in Karlovitz in Brand gesteckt, den Pallast des Metropoliten zerstört, die ganze Stadt bombardirt, und die Einwohner kaltblütig gemordet. Das Grenzvolk, erhitzt durch solche Fabeln, begnügte sich nicht mehr mit ihren bisherigen Erfolgen, daß nämlich ein Theil der Militärgrenze in die Bewegung gerissen worden war, sondern suchte, mit Waffen in der Hand, den Aufstand weiter fortzupflanzen.

Das ungrische Ministerium wollte schnell diese

Empörung unterdrücken, und ernannte daher Peter Csernovics, den Urenkel des Patriarchen Arsenius, der die Serben nach Ungarn gebracht hatte, zum Commissär mit Militärgewalt, und trug ihm auf, durch Güte oder wenn nothwendig durch Gewalt die Ordnung herzustellen. Csernovics forderte seine Landsleute auf, sich dem Gesetze zu unterwerfen, und ihre Klagen dem Ministerium zu unterbreiten; sie versagten Gehorsam, verlangten aber einen Waffenstillstand bis zur Rückkehr ihres Patriarchen Rajacsics von Innsbruck. Csernovics gewährte den Waffenstillstand und zog das Militär zurück; aber die Serben setzten — von den römischen Schanzen aus — am 4. Juli über den Franzenscanal, besetzten Szent Tamás, ein großes Dorf von gemischter Bevölkerung, verjagten und ermordeten die dortigen Ungarn, und verschanzten diesen Ort von jener Seite, die nicht durch Moräste und den Canal gedeckt war. Aber auch jenseits der Theiß, im sogenannten Banate, begannen sie Angriffe auf die Ungarn zu machen; zuerst auf jene ungrischen Ortschaften, die in der Militärgrenze lagen, und sich natürlich nicht dem Aufstand anschließen woll=

ten. Debelliács wurde eingeäschert, eben so Uz-
din; die Bewohner beraubt und vertrieben. Dann
wurde der deutsche Ort Weißkirchen angegriffen;
aber die Bürger dieser Stadt setzten sich tapfer
zur Wehr, und verjagten die serbischen Horden,
die sodann Einfälle in das Temeser, und beson-
ders in das Torontaler Comitat machten. Im
freien Felde wurden sie übrigens überall von dem
dort stationirten Militär geschlagen, bei Versecz,
bei Pécska, bei Paulis. Diese Truppen waren
größtentheils nicht ungrische Regimenter, es wa-
ren Galicianer, Böhmen, Deutsche; denn die ung-
rischen Soldaten waren in der Monarchie außer-
halb Ungarns zerstreut und standen zum Theil
in Italien. Ungarn selbst war beinahe ganz von
Truppen entblößt, nicht mehr als 18,000 Mann
waren im Lande, der größte Theil von diesen wa-
ren Fremde, und die wenigen Ungarn hatten mei-
stens ausländische Officiere. Als die Serben be-
merkten, daß die gegen sie commandirenden Offi-
ciere ihren Sieg nie weiter als bis zum Gebiete
der Militärgrenze verfolgten, nahmen die Auf-
rührer ein anderes System an. Sie bildeten be-
festigte Lager innerhalb der Militärgrenze, ver-

schanzten diese und machten von hier aus Raubzüge in die nächst gelegenen Comitate. Da aber Brand, Plünderung und die barbarischeste Grausamkeit jeden dieser Züge bezeichneten, wurden die Serben auch von den Ungarn wie Räuber behandelt; zwei ihrer Anführer Stanimirovich und Koich, die bei Versecz in die Hände der ungrischen Truppen fielen, wurden gehangen. —

Die wichtigsten der serbischen Verschanzungen waren Bracsegaj, Alibunár, Perlasz, Földvár und besonders Szent Tamás, dem sie den Namen Serbobran (Serbenburg) gegeben hatten. Von hier aus machten sie fortwährende Ausfälle gegen ungrische Ortschaften; sie verbrannten den blühenden Ort Temerin, und setzten das ganze Bácser Comitat und das Banat in Schrecken.

Das ungrische Ministerium sandte nun den General Bechtold, einen ausgezeichneten Officier, gegen die Serben. Er war mütterlicher Seite mit Graf L. Batthyány verwandt, der ihm deßhalb Vertrauen schenkte; der Krieg wurde aber dennoch lau betrieben, und täglich mehrten sich die Anzeichen, daß die östreichischen Officiere gegen die Aufständischen keinen ernsthaften Kampf

beabsichtigten. Szent Tamás wurde zweimal vergebens gestürmt, die Kanonenkugeln der ungrischen Armee trafen nie, die Ausfälle der Serben wurden nie kräftig zurückgeschlagen, und es waltete kein Zweifel, daß Bechtold (jetzt noch im östreichischen Dienste) und die östreichischen Officiere geheime Instructionen vom Kriegsministerium in Wien hatten, die Aufständischen zu schonen.

Die Serben selbst kämpften unter der kaiserlichen Fahne, östreichische Officiere standen an ihrer Spitze, und jedermann wußte, daß Oberstlieutenant Mayerhofer, der östreichische Consul in Belgrad, sie mit Geld und Waffen unterstützte, Danilevich, der russische Consul, hatte schon Ende Mai dem Metropoliten Rajacsics russische Hülfe angetragen, wenn dieser den russischen Kaiser, als Schutzherrn der griechischen Kirche, darum ersuchen wollte. Rajacsics lehnte dies ab, und zeigte es Mayerhofer an, der nun ohne Rast und Ruhe den Aufstand unterstützte und nährte.

Das ungrische Ministerium verlangte nun vom östreichischen die Erfüllung des kaiserlichen Wortes, daß alle ungrischen Regimenter in den Provinzen, mit Ausnahme jener, die in Italien

vor dem Feinde stunden, gegen jene Fremde ausgetauscht werden, die in Ungarn lägen, und daß zu gleicher Zeit den ungrischen Officieren, die bei fremden Regimentern dienten, der Tausch ihrer Stelle und ihre Transferirung zu ungrischen Regimentern erleichtert werde. Der östreichische Kriegsminister erschwerte dies aber fortwährend, und in einer Sitzung des östreichischen Reichstages in Wien nannte er, im August, den Krieg gegen die Serben offen einen unnatürlichen, an dem die Officiere nur mit Widerwillen theilnehmen konnten. Als die deutschen Officiere, die im Bacser und im Banater Heere waren, dies hörten, wurden sie in ihrem Dienste noch lauer. Um die kleine Zahl der Truppen zu verstärken, hatte das ungrische Ministerium zuerst die Nationalgarden der nächsten Comitate mobilisirt und gegen die Serben rücken lassen; doch diese Maßregel war eine ganz verfehlte. Das Volk ging ungern, die Kosten waren groß, das Resultat unbedeutend, denn die National-Garden flohen die ersten. Es blieb nichts übrig als ein Heer zu bilden, auf das man sich verlassen konnte.

Das Ministerium ließ daher noch im Mai

10 Bataillone Freiwillige, jedes zu 1200 Mann anwerben. Diese verpflichteten sich, dem Vaterlande überall, aber nicht außerhalb der Grenzen des Landes zu dienen; denn sie wollten nicht möglichenfalls gegen die Italiener kämpfen, die in Ungarn viel Sympathie fanden. Sie erhielten daher den Namen Honvéd, Vertheidiger des Vaterlandes. Diese jungen Truppen gewöhnten sich sehr bald ans Feuer, sie wurden der Kern der später glorreichen ungrischen Armee, und besonders das dritte und neunte Bataillon erwarben sich im Kriege gegen die Serben manche Siegeslorbeern, besonders in der Nachbarschaft der Stadt Weißkirchen, die zum zweitenmale von einer serbischen Uebermacht angegriffen wurde. Damianics, Paul Kiß und Földváry bildeten und führten diese heldenmüthigen Bataillone.

Anfangs September erlitten die Serben abermals mehrere Niederlagen. Am 2. wurde die Brigade des ungrischen Obristen Ernest Kiß ohnweit von Becskerek durch die Serben angegriffen; er schlug sie, verfolgte sie bis in ihr verschanztes Lager von Perlasz, und nahm dasselbe in Sturm. Da er aber nicht hinlänglich unterstützt wurde,

konnte er nicht weiter nach Pancsova vorrücken, er begnügte sich daher, die Verschanzungen zu zerstören. Eben so wurde den 5. von Weißkirchen aus Bracsegaj zerstört. Aber alles dieses brach den Muth der Serben nicht, und als sie sahen, daß Jellachich gegen Ungarn vorrückte, erneuerten sie ihre Raubzüge, sie verschanzten sich in Tomassovácz, und überfielen am 15. die Besitzungen des Obristen Ernest Kiß in Aradácz und Eleinér. Der tapfere Officier, der ein Jahr später durch Haynau in Arad schmählich hingerichtet wurde, griff sie hier an und richtete die Kanonen gegen sein eigenes Schloß, um die räuberischen Feinde zu vertreiben.

So barbarisch auch die Grausamkeiten waren, die die Serben überall verübten, denn sie mordeten wehrlose Greise, Weiber und Kinder, so muß man doch gestehen, daß sie Heldenmuth und Ausdauer in diesem Kriege oft bewiesen, sie nahmen keinen Pardon. Die wildesten aber und muthigsten unter ihnen waren augenscheinlich jene Servianer, Arnauten und Montenegriner, die aus dem Fürstenthum jenseits der Donau ihren Brüdern zu Hülfe geeilt waren; es waren an 6000

Mann wohlbewaffnete Freibeuter, unter der Anführung Knicsanines, der zwar weder lesen noch schreiben konnte, aber das Schwert tüchtig führte; einige polnische Officiere leiteten die Schanzarbeiten, und Mayerhofer, der östreichische Consul in Belgrad, war die Seele der ganzen Bewegung.

Der serbische Krieg nahm aber eine andere Wendung, als die Nachricht von der Niederlage Jellachich's, von der Gefangennehmung Roth's und Philippovich's, und der Wiener Revolution sich verbreitete. Die Waffen ruhten, die Serben machten keine neuen Ueberfälle; dagegen konnten die Ungarn auch nicht offensiv vorrücken, die nicht ungrischen Truppen verweigerten jetzt offen den Gehorsam, und warfen sich in die Festungen von Arad und Temesvar, deren Commandanten offen sich vom ungrischen Ministerium lossagten, die Thore schlossen, und als die Bürger von Arad der ungrischen Regierung treu blieben, diese Stadt wiederholt bombardirten.

Während dessen war auch Supplikacz, der im Mai durch die Versammlung von Karlovitz zum Woiwoden erwählte Obrist, aus Italien, wo er zum General avancirt war, zurückgeschickt und

als Woiwode bestättigt worden. Er war ein humaner Mann, der jede Grausamkeit der Serben streng zu bestrafen versprach, die Feindseligkeiten einstellte, und sogar bereit schien zu einer Ausgleichung.

Wenn aber der serbische Aufstand eine Wendung genommen hatte, die die Hoffnung auf eine baldige Beendigung desselben begünstigte, so kamen anderseits aus Siebenbürgen Nachrichten der betrübendsten Art. Doch um diese zu verstehen, muß ich auch in Hinsicht Siebenbürgens wieder auf die Märzereignisse zurückgehen, und die siebenbürgischen Verhältnisse im Zusammenhange erzählen.

Die Märzereignisse in Wien und Ungarn hatten natürlich auch auf Siebenbürgen den größten Einfluß geübt. Dies Land, das seit der Schlacht von Mohács (1526) von Ungarn getrennt war, und dessen Wiedervereinigung mit dem Mutterlande schon durch Carl den III. und Maria Theresia, durch Leopold und Franz wiederholt versprochen wurde, war in mancher Hinsicht hinter Ungarn zurückgeblieben. Alle vernünftigen Staatsmänner Siebenbürgens sahen daher längst ein,

daß nur durch die Vereinigung ihres Vaterlandes mit Ungarn dieses in der Civilisation kräftiger fortschreiten könnte. „Unio“ ward nun der Wahlspruch der Fortschrittspartheï, während alle Reactionäre in Wien und Siebenbürgen alles anwandten, um die Vereinigung zu verhindern. Hauptsächlich wurden zu diesem Zwecke die Sachsen von Siebenbürgen benützt, und in den Händen des Staatsrathes Rosenfeld in Wien und des Sachsengrafen Salmen in Hermannstadt liefen die Fäden dieser Intrigue zusammen, deren Werkzeug hauptsächlich die Wallachen sein sollten.

Der mangelhaften Verfassung Siebenbürgens zufolge hatte die große Masse der wallachischen Bewohner des Landes keinen politischen Einfluß. Sie waren Bauern, doch nicht gleich den Bauern in Ungarn, deren Pflichten und Rechte durch Gesetze genau geregelt waren, sondern Leibeigene. Während die drei Anerkannten und gleichberechtigten Nationalitäten Siebenbürgens, Ungarn, Szekler und Sachsen die Herren des Landes waren, war der Wallache zum Frohndienst in einer Weise verdammt, wie sie in dem benachbarten Mutterlande Ungarn seit siebzig Jahren nicht

mehr existirte. An die Scholle gebunden war es dem Wallachen nur mit der Erlaubniß seines Herrn gestattet, sich auszubilden, einem wissenschaftlichem Fache zu widmen, oder ein Handwerk zu erlernen, daher kam es, daß man in Siebenbürgen nur ausnahmsweise gebildete Männer dieser Nation findet, deren Adel wohl dieselbe Erziehung genoß wie der ungrische, sich aber immer sehr bald mit diesem amalgamirte und daher ohne Einfluß auf das Volk blieb. Nirgends zeigt sich übrigens die Härte dieses drückenden Zustandes auffallender als auf dem sogenannten Sachsenboden (fundus regius); daher auch seit mehreren Jahren in deutschen Blättern sich ein Federkrieg zwischen den Sachsen und der über Unterdrückung klagenden wallachischen Geistlichkeit entsponnen hatte. Man findet hier größere Ortschaften, in welchen bei einer sächsischen Gemeinde von drei bis vier Familien der sächsische protestantische Geistliche ein Einkommen von sechs bis acht Tausend Gulden Conventions-Münze bloß von den wallachischen Einwohnern des Dorfes bezieht. Es ist dies für Siebenbürgen eine bedeutende Summe, da hier eine Menge königliche Beamte mit zahl-

reichen Familien von einem Jahresgehalte von drei bis vier Hundert Gulden zufrieden leben. Gehalte von acht Hundert Gulden finden wir nur bei dem höhern Beamtenstand. Der Wallache ist überdies verpflichtet, dem sächsischen Pfarrer nicht nur den üblichen Zehnten, sondern auch die Tauf-, Hochzeits- und Begräbnißgebühren zu verabfolgen, während sein eigener griechische Pope, der gleichfalls von derselben wallachischen Gemeinde erhalten werden muß, alle diese Functionen allein vollzieht, es ist vollkommen die Wiederholung irischer Verhältnisse.

Die Union mit Ungarn sollte alle diese Mißverhältnisse mit einem Schlag vernichten, und das in jener Zeit von so vielen Nationen ausgesprochene Princip der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf jedes Individuum, ohne Unterschied des Glaubens und Volksstammes ausdehnen. Während aber die Szekler und ungrischen Bewohner Siebenbürgens mit einem in der Geschichte beispiellosen Enthusiasmus und Edelmuth ihren historischen Vorrechten gern entsagten und große materielle Opfer brachten, um den Fortschritt und Aufschwung ihres Vaterlandes zu fördern, gingen

die Sachsen in die Pläne der Camarilla ein und wurden die willigen Werkzeuge der Reaction. Dies wurde klar, als einige Tage vor dem Beginne des siebenbürgischen Landtags, der Ende Mai zusammenberufen wurde, die Klausenburger Zeitung die geheimen Instructionen veröffentlichte, die die Beamten vom geheimen Sachsen-Comité erhalten hatten. Es hieß darin, man müsse Alles anwenden, um bei den Deputirten-Wahlen die Gegner der Union zu begünstigen. Die Grundbesitzer sollten auf den Verlust aufmerksam gemacht werden, den sie durch Aufhebung der Roboten nothwendigerweise erleiden würden; dagegen sollte den Bauern eben diese Aufhebung der Robotdienste versprochen werden, wenn die Union nicht zu Stande käme. Dann sollte den Besitzern begreiflich gemacht werden, daß einige in's Land gebrachte deutsche Regimenter leicht und schnell wieder die alte Ordnung zurückführen könnten, und die Union daher zu nichts als einer vorübergehenden verderblichen Agitation führen würde. Jedem, der Einfluß auf das Volk hatte, sollte Geld, oder bei wichtigen Umständen Beamten-Stellen für seine Dienste versprochen werden;

mit letzterem Versprechen solle man jedoch vorsichtig zu Werke gehen. Zuletzt wurde darauf hingewiesen, daß im Falle auf dem Landtag die Union doch zu Stande kommen sollte, noch immer Mittel genug vorhanden seien, dieselbe dennoch zu vereiteln. Die Sachsen würden nämlich ihr Siegel jenem der Szekler und Ungarn nicht beifügen, und dadurch den Landtagsact ungültig machen; die Documente könnten auf dem Wege nach Wien aufgehalten, die Sanctionirung des Gesetzes verschoben und so Zeit gewonnen werden, und Zeitgewinn sei in dieser Epoche Alles. — Allein diese Instructionen genügten nicht, man wußte in Wien, daß die constitutionellen Mittel nicht ausreichten, um den Wunsch der Ungarn zu vereiteln. Das Hauptwerkzeug der Camarilla wurden daher die Wallachen.

Schon längst hatten die Wallachen, namentlich die Geistlichkeit unter ihnen, den gänzlichen Mangel an politischem Einfluß schmerzlich empfunden, um so mehr, als dieser Uebelstand bei der überwiegenden Zahl der Bewohner dieses Stammes im Lande besonders ungerecht und für die Geistlichkeit, die einen unbeschränkten Einfluß auf

das ungebildete Volk besaß, drückend erschien. — Ihr höchster und früher allerdings gerechter Wunsch war es als als vierte Nation sich auf dem siebenbürgischen Landtag repräsentirt zu sehen. Die Union mit Ungarn hob aber jeden nationellen Unterschied auf, bei jeder Deputirten-Wahl sollte in Zukunft die Nationalität ganz außer Berücksichtigung bleiben, denn jeder Bewohner des Landes hatte, wenn die Vereinigung zu Stande käme, nach seiner Qualification, nicht nach seiner Nationalität eine Stimme. Hierauf gestützt wurden nun die Wallachen angestiftet, vor Allem ihre Anerkennung als vierte Nation zu fordern, um dadurch sich eine Stimmenmehrheit auf dem Landtage zu Klausenburg zu verschaffen, und der Agitation eine andere Richtung zu geben. Der wallachische Bischof Saguna versammelte daher ebenfalls am 15. Mai, an demselben Tage, wo Rajacsics sich in Karlovitz zum Patriarchen wählen ließ, zu Balásfalva (Blasendorf) die Wallachen von Siebenbürgen. Es waren an dreißig Tausend Bauern zusammengekommen, und beschlossen eine Deputation, mit der Bitte als vierte Nation anerkannt zu werden, an den Kaiser zu schicken,

um so mehr als ihnen erklärt wurde, daß „Unio,“ die Einigung mit Ungarn, ein Wort, das man damals an allen Ecken und auf allen Fahnen prangen sah, nichts anders bedeute, als daß man sie, gleich den Ruthenen, zur unirten Kirche bekehren, und sie der orientalischen Kirche entfremden wolle. Natürlich wurden sie auf diese Art leicht fanatisirt.

Doch alle diese Intriguen waren vergebens. Zum größten Erstaunen der Camarilla wurde Ende Mai 1848 zu Klausenburg die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn von den versammelten Landständen einstimmig, mit der sorgfältigsten Beobachtung der gesetzlichen Formen, mit allgemeinem Enthusiasmus ausgesprochen. Der direct vom Kaiser ernannte Landtags-Commissär Feldmarschall-Lieutenant Puchner hatte den Landtag mit einer ungrischen Rede eröffnet, in welcher er im Namen des Kaisers offen den Wunsch aussprach, daß die Union angenommen werde. Er wurde mit Jubel von der nichts Arges wähnenden Versammlung angehört, obschon die Inconsequenz eines andern Punktes in derselben Rede, nämlich die Aufforderung zu einer neuen Hof-

kanzlerswahl zu schreiten, bei vielen Mißtrauen erregte. Den hermannstädter Deputirten sah man aber mit großer ungrischer Tricolore unter der jubelnden Volksmenge durch die Straße ziehen, und so als Repräsentanten der sächsischen Nation die aufrichtige Zustimmung derselben kund geben; man glaubte daher, die Sachsen hätten ihre Opposition aufgegeben, besonders da der nördliche District nie feindlich gegen die Vereinigung war, und erging sich in den heitersten Hoffnungen.

Die Sanctionirung dieses Landtagsbeschlusses erfolgte am 1. Juli, obschon von den geheim wirkenden Werkzeugen der Camarilla Alles aufgeboten wurde, dieselbe zu hintertreiben. Das direct nach Wien geschickte Document wurde unterschlagen, und erst ein Duplicat davon gelangte zum Kaiser, der es unterzeichnete und nunmehr sämmtlichen Staatsdienern Siebenbürgens gebot, den Eid auf die neue Constitution zu leisten, durch den jedermann zur Aufrechthaltung derselben verpflichtet wurde.

Nach der Sanctionirung der Gesetze mußte die Reaction andere Mittel suchen, um Siebenbürgen von Ungarn zu trennen. Abermals wandte

man sich an die Wallachen. Emissäre spiegelten diesem Volk vor, daß man ihm seine Nationalität zu rauben beabsichtige, ja daß man es von Grund und Boden verjagen wolle. Man erzählte ihnen, daß Kaiser Ferdinand von den Ungarn entthront worden sei, und benutzte den Umstand, daß alle Verordnungen jetzt im Namen des Königs und nicht mehr des Kaisers publicirt würden, wie es früher üblich war, dazu, um dem Volke einzureden, „der gute Kaiser, der dich vom Frohndienste befreit hat, ist nicht mehr dein Herr, du bist ein Sklave des Ungarnkönigs.“

Es erfolgten natürlich bald einzelne Widersetzlichkeiten, wie z. B. zu Marczafalva, wo die Bauern die junge Saat des Grundherrn, die noch zur Zeit der Robotdienste angebaut worden war, boshaft abmähten; und zu Topánfalva, wo die aufgewiegelten Wallachen die unumschränkte Benutzung der Waldungen forderten, und als sie blos die Nutznießung bestimmter Stellen erhielten, die jungen Pflanzungen der nächsten Umgegend verwüsteten. An beiden Orten wurde nach vorausgegangenen Warnungen und Abmahnungen zuletzt das Militär gegen die Verwüster an-

gewendet. Im ersten Falle wich die Menge, die sich widersetzte, erst dem ernsten Einschreiten, und zerstreute sich erst, als Feuer gegeben wurde, und mehrere Todte und Verwundete auf dem Platze geblieben waren; im letztern jedoch gaben die durch jenes Beispiel eingeschüchterten Bauern nach, obgleich auch bei dieser Gelegenheit von den Aufwieglern, unter verschiedenen Vorwänden, das Volk aus mehr als dreißig Dörfern zur Hilfe zusammengerufen wurde. Allein der Plan, die Feindseligkeiten schon im Sommer zu eröffnen, scheiterte an dem gesunden Sinne des Volkes selbst, das jenes Vergehen der Topánfalvaer Bauern strafwürdig fand und daher ruhig auseinander ging. —

Die Emissäre der Camarilla bemühten sich nun, dem Volke weiß zu machen, daß die Anwendung des Militärs gegen den Willen des Kaisers geschehen sei, ja daß es nicht einmal kaiserliche Soldaten seien, die auf das Volk gefeuert hatten, sondern fremde Söldlinge. Jeder kleinste Umstand, und war er noch so lächerlich, wurde dazu benutzt und fand beim Volke als voller Beweis leichten Eingang. Die Officiere z. B. tru-

gen jetzt Schnurrbärte, während man von früher her wußte, daß dies bei kaiserlichen Infanterie-Officieren nicht üblich war. Um das Volk auf die Honvéd-Bataillone vorzubereiten, die rothbraune Waffenröcke trugen, wurde erzählt, daß eine Schaar wilder Barbaren mit rothen Röcken und großen Bärten in Ungarn eingebrochen sei, die bereits den Weg nach Siebenbürgen eingeschlagen habe, um die Wallachen von Grund und Boden zu verjagen und sich daselbst niederzulassen.

Janku, ein gewesener Praktikant und Schreiber beim Thesaurariate, der bei seinem Vater, dem Dorfrichter im Topánfalva, lebte, ein talentvoller junger Mann, der sich bei der Versammlung in Blasendorf als Volksredner ausgezeichnet hatte, erschien jetzt den sächsischen Beamten, die ihn bisher als unbrauchbar zurückgesetzt und verfolgt hatten, als ein brauchbares Individuum; ihm wurde daher die Stelle eines Obergespans versprochen. Für Moga, einen wegen gemeinen Diebstahls von seinem unbedeutenden Posten weggejagten Beamten, der später herrschaftlicher Bedienter und zuletzt als Schreiber

bei dem Offenbányaer Notar und Protopop Igyán fungirte, wurde die Administrators=Stelle in dem dortigen Bergdistrict in Aussicht gestellt, wenn der Plan der Camarilla gelingen würde. Diese jeder politischen oder industriellen Bildung entbehrenden Leute waren die Hauptwerkzeuge, deren sich die östreichischen Staatsmänner in dem von den Bergwallachen oder sogenannten Móczen bewohnten Bergdistricte Siebenbürgens bedienten.

Laureanu, Professor in Bukarest, und der Bischof Saguna waren gebildeter, und hatten daher weniger Einfluß auf die wilden grausamen Wallachen, als die oben erwähnten. Niedriger Gesinnungsart, grausam und nichtswürdig war Boloschiesko, ein anderer Häuptling, der von Barnutiu vorgeschoben wurde. Dieser letztere war die Seele des wallachischen Comité's, er selbst hatte kein Nationalgefühl und handelte unbedingt nach den Instructionen der Camarilla. —

Alle diese Intriguen wurden im Geheim gesponnen, denn noch wagte man es nicht, gegen die sanctionirten königlichen Beschlüsse öffentlich aufzutreten, überall wurde ja den öffentlich ausgesprochenen Wünschen Gehör gegeben, sie wur=

den meistens erfüllt. Auf diese Weise wurde die Begeisterung für die Sache der Freiheit genährt, und das Zutrauen für den Hof gewonnen, der jeder Forderung des Volkes, wie es schien, willig entsprach.

Mehrere der wallachischen Hauptaufwiegler, wie z. B. Moga und der wallachische Pope von Vöröspatak, wurden jetzt gefänglich eingezogen, mit ihnen auch Laureann, der bisher nur theoretisch für ein großdacisches Reich geschwärmt hatte; allein nachdem sie versprochen hatten, nichts mehr gegen die ungrische Regierung unternehmen zu wollen, durch die ungrischen Commissäre auf freien Fuß gesetzt; worauf sie, von den Sachsen aufgemuntert, sogleich wieder ihre Umtriebe aufs Neue begannen.

Endlich kam die Zeit, wo man öffentlich auftreten zu können glaubte. Jellachich's Angriff auf Ungarn war das Signal dazu. General Puchner erließ am 16. September 1848 eine Proclamation an sämmtliche Staatsdiener Siebenbürgens, worin er selbe aufforderte, dem auf die ungrische Constitution abgelegten Eide zu

entsagen, und sich ihm, der gegen dieselbe nunmehr auftrete, unterstützend anzuschließen. Zugleich wurde der wallachische Landsturm armirt, organisirt und mit östreichischen Officieren versehen, damit gegen alle jene, die bis zum 18. October sich nicht bereitwillig erklärt haben sollten, Gewalt angewendet werden könne. Diese Proclamation wurde den obersten Behörden zu Klausenburg und Hermannstadt zugeschickt, damit sie dieselbe den einzelnen ihnen untergeordneten Aemtern auf dem Lande mittheilen mögen.

Das ungrische Ministerium hatte überall den Grundsatz festgehalten, so viel als möglich die Beamten der alten Regierung in ihren Stellen zu belassen, um Pensionen zu ersparen und keine Unzufriedenheit zu erregen. Die höchsten Beamten in Siebenbürgen waren daher entweder willige Werkzeuge der Camarilla, oder sie wollten es wenigstens stets mit der stärkern Parthei halten; da es aber noch zweifelhaft war, welche die stärkere sein werde, so verschoben die Herren die Veröffentlichung der Puchnerischen Proclamation und legten einen feierlichen Protest gegen das gesetzwidrige Verfahren des östreichischen Com-

mandirenden ein; wobei der alte östreichische Schlendrian, der zu jeder Kleinigkeit wenigstens acht Tage Zeit erforderte, streng beobachtet wurde. So nahte der verhängnißvolle 18. October heran, ohne daß jemand, die Glieder des geheimen Comité's ausgenommen, auch nur eine Ahnung von dem heranrückenden Ungewitter haben konnte.

Die traurigen Folgen hiervon zeigten sich überall, am meisten in dem etwas entfernten Zalathnaer Bergdistricte, auf eine schauderhafte Weise. Wie vom Himmel gefallen, waren die dortigen gänzlich unvorbereiteten Beamten allerseits von den seit vielen Wochen her gegen sie fanatisirten und nunmehr auch plötzlich bewaffneten Wallachen umzingelt. Unter diesen Umständen vereinten sich am 21. October gegen Tausend zwei Hundert treue Diener ihres Herrn und Kaisers, theils Ungarn, theils Deutsche, vom höchsten Beamten bis zum niedersten, Männer, Weiber und Kinder, um von Zalathna aus in die mehrere Stunden davon entfernte Stadt Enyed auszuwandern und sich so dem rohen Pöbel zu entziehen, der zur Befriedigung seiner Mordlust jeden, der nicht Wallache war, und ein

gutes Kleid trug, anzugreifen bereit war. Kaum einige Stunden von Zalathna entfernt, holte sie eine unübersehbare Masse bewaffneter Wallachen ein. Nichts weniger als zum Widerstand gegen jene bereit, die im Namen des Kaisers handeln zu wollen vorgaben, ließ man sich in eine Unterhandlung ein, der zufolge die Auswandernden sich verpflichteten, ihre Gewehre und Säbel zu überliefern, wogegen ihnen freier Abzug nach Enyed versprochen wurde. Es war Abend, die Waffen wurden übergeben. Der Zalathnaer Kameralarzt Knöpfler, der, durch die glücklichsten Umstände begünstigt, aus dem später erfolgten Gemetzel fast der Einzige unverletzt entkam, war der erste, der mit dem Beispiele vorangehend, seinen Säbel hergab. Mehrere Wagen wurden mit Waffen beladen, und man wartete den folgenden Morgen zur Fortsetzung der Reise ab. Während der Nacht schickten die Wallachen einen Boten nach Zalathna zu ihrem Anführer, einem kaiserlich-königlichen östreichischen Officier, um anzufragen, was sie mit den Gefangenen thun sollten. Der Bote kam mit der lakonischen Antwort zurück: „Schlagt das Gesindel

todt". — Der Morgen des folgenden Tages fand die unglücklichen Beamten von dem rohen wallachischen Volke umlagert und bewacht. In der Mitte standen die zitternden Weiber, Kinder und Greise, umgeben von ihren entwaffneten Männern, von denen sie nunmehr keinen Schutz erwarten konnten. Alles war in banger Erwartung des Schicksals, das ihrer harrte. Selbst dem rohen Haufen war der gräßliche Befehl unerwartet, und lange wagte es keiner, das gegebene Wort des freien Abzuges zu brechen. Beide Partheien zauderten eine Zeit mit dem Aufbruch. Endlich erfolgte dieser still und geräuschlos. Langsam bewegte sich der Zug vorwärts, bis irgend ein zufälliger Umstand, der nicht mehr ermittelt wurde, von den Wallachen als Zeichen zum Angriff betrachtet ward.

Nun erfolgte eine Scene, die ihres Gleichen nicht in der Geschichte findet. Ein Theil der Entwaffneten wurde mit Knütteln erschlagen, ein anderer mit den spitzen Bergstöcken auf dem Rasen aufgespießt. Einige wurden auf Bäume gehängt und mit eisernen Heugabeln zerfleischt; andere wurden in die nächsten offen stehenden

Brunnen geworfen und Felsstücke auf sie hinabgeschleudert, Weiber und Mädchen auf die schauderhafteste Art verstümmelt und gemordet. Die Feder sträubt sich, die Gräßlichkeiten alle zu erzählen.

Die Mordscene dauerte lang. Der Zalathnaer Hüttenmeister Reimbold, ein Deutscher, an dem sich seine Frau und zwei erwachsene Töchter anklammerten, und der keine Möglichkeit mehr vor sich sah, sie vor dem entsetzlichen Loos zu schützen, zog seine Doppelpistole heraus, die er, mißtrauischer als die übrigen, nicht abgeliefert hatte, schoß zuerst seine zwei Töchter nieder, lud die Pistolen von neuem, drückte sie gegen seine Frau ab und erschoß endlich sich selbst. Die Eile, mit der er das Laden der Pistolen vornehmen mußte, und die Aufregung seines Gemüthes machten seine Hand unsicher, — seine Frau überlebte verstümmelt die furchtbare Catastrophe, und erzählte sie. Von Tausend zwei Hundert Personen blieben beiläufig Hundert zehn Verwundete am Leben. Von diesen schleppten sich ungefähr achtzig, meistens Frauen, worunter auch die aus zahllosen Wunden blutende Gattin des kurz vor-

her von den Wallachen lebendig verbrannten k. k. Bergrathes und Bergrichters Császár sich befand, vor die Thore von Karlsburg. Der Commandant dieser mit östreichischen Soldaten besetzten Festung ließ aber dieselben von den Thoren wegjagen, wo sie nach verweigertem Eintritt entkräftet niedergesunken waren, und wehrte ihnen den Eintritt.

Aehnliche Mordscenen fanden an mehreren Orten in Siebenbürgen statt. Enyed wurde verbrannt und verwüstet. Im Hunyader und Zaránder Comitat wurden gegen dreißig Gutsbesitzer ermordet, die Familie Brády ganz ausgerottet; die Baronin Mikes mit ihren kleinen Kindern barbarisch geschlachtet. Die Grausamkeiten, die die Wallachen verübten, waren so furchtbar, daß selbst Puchner in Verzweiflung war über die Gräuel, die er verursacht hatte; aber er war auch nicht mehr Herr der Bewegung [1]).

---

1) Diese schrecklichen Gräuel wurden von Oestreich nicht bestraft, und als mehrere Monate darnach Puchner durch Bem aus Siebenbürgen verjagt wurde und Csányi

Der Obristlieutenant Urban, der sich selbst den wallachischen Jellachich nannte, hatte seit längerer Zeit die wallachischen Grenzer gesammelt, zog Verstärkungen aus der Bukovina an sich und marschirte gegen Klausenburg, das noch dem ungrischen Ministerium anhing. Der General aber, der hier die ungrischen Truppen commandirte, Baron Baldacci, hatte kein Vertrauen, weder in seine Truppen, noch in die Sache, für die er kämpfte. Nach einem Vorpostengefecht, in dem die Ungarn siegten, räumte er unglaublicherweise Ende October Klausenburg und Siebenbürgen. Ein ungrisches Freicorps, das siegreich bis Dées vorgedrungen war, wurde hier

---

als ungrischer Commissär mehrere der Hauptaufwiegler und Theilnehmer dieses Blutbades hinrichten ließ, erfüllten die Correspondenten der Austrophilen Blätter das Ausland mit Declamationen über den Terrorismus der Ungarn, und Carl Heinzen, der theoretische Marat der deutschen Revolutionäre, nahm in London diese Declamationen für baare Münze, und verehrt seitdem die Ungarn als Terroristen! — Dagegen wurden Csányi und Andere, die über diese Wallachen das Todesurtheil aussprachen und vollziehen ließen, durch die Oestreicher hingerichtet.

von Urbán geschlagen, und kehrte in wilder Flucht nach Nagy Bánya, ja es verließ sogar diesen Ort und zog sich bis Szathmár zurück, ohne daß der Feind sich genähert hätte. Siebenbürgen war verloren, denn die treuen Szekler waren in ihrem Lande ganz von Ungarn abgeschnitten.

Fünftes Kapitel.

Vorrücken des Fürsten Windischgrätz.

Kossuth kam Mitte Novembers nach Pesth zurück, die Lage Ungarns war nicht beneidenswerth. Um Wien herum lagerte Windischgrätz mit fünf und siebenzig tausend Mann, bedrohte zugleich Preßburg und Oedenburg; denn jedermann wußte, daß sobald er sein Rachegefühl in Wien durch Hinrichtungen gefühlt haben werde [1]), der Zug

1) Windischgrätz war nicht so blutdürstig, wie er oft geschildert wird. Er war ein kalter Aristocrat, der aus Princip jene Hinrichtungen vollziehen ließ, die nach der Eroberung von Wien das civilisirte Europa erschreckten, das seit langen Jahren solcher Scenen entwöhnt war. Seine Urtheile galten nicht dem Individuum, sondern den Categorien, denen dieses angehörte. Zuerst mußte er, um seine Verachtung gegen das Frankfurter Parlament

sich gegen Ungarn wende. An der mährischen Grenze stand Simunich mit zwölf Tausend Mann,

---

praktisch auszudrücken, und den Bruch zwischen der idealen deutschen Freiheit und dem östreichischen Kaiserthum unheilbar zu machen, einen deutschen Deputirten erschießen lassen. Fröbel, das Haupt der deutschen Democraten, war auch in seinen Händen; aber aus den Zeitungen war ihm der Name Robert Blum's geläufiger, er ließ ihn hinrichten, und die übrigen laufen. Dann mußte er einen Polen haben; Bem war entflohen, statt seiner mußte dessen Adjutant Jelovicki sterben. Ein Nationalgarden-offizier sollte als Opfer fallen, — Sternau wurde erschossen, einer genügte. Eben so war ein Zeitungs-Redacteur hinlänglich, um diese gefährlichen Leute einzuschüchtern, das Loos traf den armen Doctor Becher. Auch waren die Juden als Radicale ausgeschrien, Dr. Jellinek, der junge träumerische Hegelianer, mußte im Stadtgraben unter den Kugeln der Jäger fallen, damit seine Religionsgenossen nicht ungestraft bleiben. So wurden noch ein Arbeiter und ein obscurer Ungar erschossen, als Repräsentanten ihres Standes und ihrer Nationalität. Aber der gewesene östreichische Officier, der gegen seine frühern Cameraden in Waffen aufgetreten war, Messenhauser, konnte auf keinen Fall pardonirt werden. Er hatte zwar das Obercommando der Nationalgarde nur auf Aufforderung des Gemeinderathes angenommen, und der Reichstag hatte ihn in seiner Würde anerkannt, und zur Vertheidigung der Stadt aufgefordert; aber Windischgrätz konnte es nicht ungestraft lassen, daß ein östreichischer Officier je gegen die Armee Waffen führe. — Da Messen-

an der galicischen Schlick mit fünfzehn Tausend; von Siebenbürgen drohten Puchner, Wardiner und Urbán; im Banat die Serben, an der croatischen Grenze sammelten Nugent und Dahlen ein Heer bei Warasdin; im Lande selbst waren die Festungen Arad, Temesvár und Essegg in den Händen der Feinde. Ungarn war von neun Seiten angegriffen. Dazu war jede Communication mit dem Auslande abgeschnitten, jede Handelsverbindung mit Oestreich gehemmt; es fehlte an Waffen, an Zündkapseln, an Medicamenten; im ganzen Lande waren nicht mehr als vier hundert Zentner Schwefel, kein Tuch, keine Leinwand

---

hauser kriegsrechtlich, nicht standrechtlich verurtheilt worden war, gebührten ihm drei Tage zwischen der Verurtheilung und der Vollziehung des Urtheils. Doch als Welden erfahren hatte, eine Deputation sei vom Gemeinderath nach Ollmütz zum Kaiser gezogen, um Gnade für den Verurtheilten zu erwirken, und mehrere Deputirte hätten sich derselben angeschlossen, gab er am zweiten Tag den Befehl zur Hinrichtung. Der Auditor protestirte vergebens gegen diese Verletzung der Formen, Welden hatte es Windischgrätz versprochen, jedenfalls Messenhauser erschießen zu lassen. Als die Deputation von Ollmütz mit der Begnadigung zurückkam, war der Obercommandant der Nationalgarde todt.

konnten eingeführt werden. Doch Kossuth und das Vertheidigungs-Comité verzweifelten nicht. Während Görgey in Preßburg seine Truppen organisirte, und durch tägliche Vorpostengefechte ans Feuer gewöhnte, errichtete das Comité Waffen-, Kapsel- und Knallsilber-Fabriken, ließ Schwefel aus Schwefelkies bereiten, munterte die Salpetersiedereien auf, ließ durch alle Schneider und Schuster im Lande Uniformen und Stiefeln für die Armee nähen, und ermuthigte durch die eigene Entschlossenheit den Reichstag und das Land. Die größte Gefahr drohte von Siebenbürgen, dahin wurde General Bem am 1. December gesendet; er erhielt vier Tausend Mann demoralisirter Truppen, die aus Siebenbürgen geflohen waren, unter denen er nur auf die deutsche Legion, die aus Wiener Studenten bestand, zählen konnte; diese hatten auch bei der Niederlage bei Dées die Kanonen geschützt und gerettet; dann ein Bataillon braver erprobter Szekler-Infanterie und drei Tausend Freiwillige und Rekruten, die noch nie im Felde gewesen waren, mit dreißig Kanonen. Bem sagte dem Comité, ehe er von Pesth abreiste, er wolle mit diesen Truppen

in vierzehn Tagen in Siebenbürgen einfallen, erst Wardiner schlagen und Dées, den Schlüssel des Landes, dann Klausenburg nehmen, sodann Urbán in seinem wallachischen Grenzbezirke an der Bukovina aufsuchen und zurückdrängen, und wenn er so sich mit den treuen Szeklern vereint haben würde, wolle er Puchner aus dem Sachsenlande verjagen. Die Mitglieder des Comité's freuten sich, daß Bem so muthig seiner schweren Aufgabe entgegenging, aber sie hielten seine Worte für Großsprecherei, auf die man nicht so viel Gewicht legen dürfe; niemand glaubte, daß der große General nicht nur sein Wort auf die glänzendste Weise lösen, sondern sogar mehr leisten würde, als er versprochen hatte. —

An der Grenze Croatiens hielt Perczel Wache. Bedroht von den Oestreichern, überfiel er sie in Fridau in Steiermark und schlug sie zurück; doch wußte jedermann, daß sobald Windischgrätz seine Operationen beginnen würde, Perczel sich gegen die Uebermacht Nugent's und Dahlen's nicht halten könne. — In Slavonien hatte Graf Casimir Batthyány sich durch einen Handstreich mit seinen Nationalgardisten und wenigen Honvéds

der Festung Essegg bemächtigt und hielt Slavonien im Schach. — Gegen die Serben wollte Kossuth noch einen großen Streich führen, ehe er die untere Armee zur Verstärkung nach Pesth heraufziehe. Er ließ daher den tapfern General Kiß und den Obrist Damianics zu einem Kriegsrathe nach Pesth kommen; es wurde beschlossen, daß während durch einen Scheinangriff auf Földvár die Serben in die römischen Schanzen gelockt würden, Tomassovacz gestürmt werden sollte; denn der Vorschlag Damianics's, von der Nachbarschaft Weißkirchens aus, wenn ihm nur zwei Bataillone Honvéds zur Verstärkung gegeben würden, die ganze Grenze bis an die Theiß zu säubern, schien unausführbar. Doch als der Angriff auf Földvár und Tomassovacz wegen eines plötzlichen Herbstnebels mißlang, der eine combinirte Operation erschwerte, erhielt Damianics die zwei Bataillons, die er gewünscht hatte. Er schlug die Serben bei Lagerndorf aufs Haupt, erstürmte Tomassovacz und säuberte die Banater Grenze; blos Pancsova und Semlin blieben in den Händen der Serben. Márjássy dagegen belagerte und stürmte Arad vergebens.

Weniger glücklich waren die Ungarn im Sároser Comitat. Schlick fiel durch den Dukla-Paß in Ungarn ein. Obrist Pulszky stellte sich ihm am Kaschauer Berge mit einem Haufen schnell zusammengeraffter Nationalgarden entgegen, und wurde am 8. December geschlagen; doch 200 Polen, die unter Tohorsnicky diesem Corps beigegeben waren, deckten den Rückzug; der Chef des Generalstabs der Schlick'schen Armee wurde durch sie gefangen, die Oestreicher selbst gestanden in ihren Bulletins, daß dieser Sieg theuer erkauft war. General Mészáros, der Kriegsminister, übernahm nun das Commando der Truppen gegen Schlick. Szemere, der Minister des Innern eilte nach Miskolcz, um das Volk zu enthusiasmiren, und den Landsturm zu organisiren: Mészáros wurde aber ebenfalls trotz seiner Ueberzahl bei Szikszó, später bei Bárcza geschlagen, und Schlick drang bis an die Theiß vor, wo ihn Klapka im Januar schlug.

Während auf diese Art die Armeen nach allen Richtungen beschäftigt waren, machte Kossuth noch einen Versuch, dem Vernichtungskriege auszuweichen; denn er wußte, daß dieser natürlich

nur mit dem Untergang Ungarns, oder dem der Dynastie endigen könne. Er schrieb daher dem Gesandten der nordamerikanischen Freistaaten in Wien, Herrn Stiles, er möge im Interesse der Menschlichkeit einen Waffenstillstand bei dem Fürsten Windischgrätz erwirken. Der Gesandte antwortete, er hätte gerne der Aufforderung entsprochen, Fürst Windischgrätz verlange aber „unbedingte Unterwerfung;" zu gleicher Zeit theilte er die Nachricht mit, Kaiser Ferdinand habe am 2. December in Ollmütz abgedankt, Erzherzog Franz Carl seinen Ansprüchen entsagt, Franz Joseph, der neunzehnjährige Sohn des Letztern sei Kaiser.

Ein Theil der Deputirten sah in diesem Thronwechsel einen Strahl der Hoffnung, denn viele glaubten, der neue Monarch werde seine Thronbesteigung mit einer Amnestie feiern, einen Krönungslandtag zusammenberufen, und die alten gesetzlichen Rechte Ungarns anerkennen. Doch die Täuschung währte nicht lange, statt der Amnestie erschienen grimmige Proclamationen, Kossuth und das Vertheidigungs-Comité wurden in Acht erklärt, die Gesetze von 1848 zurückgenommen, aber dabei den Bauern die Versicherung gegeben,

daß trotz dem die Robotaufhebung als Gesetz anerkannt werde. — Später erfuhr man, daß die Thronentsagung nothwendig geworden war, weil Ferdinand mit der Gutmüthigkeit und Hartnäckigkeit eines Kindes, so oft von der Centralisation der Monarchie, und der Aufhebung der ungrischen Constitution die Rede war, stets ausrief: „Mein Schwur, mein Schwur, ich kann meinen Schwur nicht brechen!“ Er war krank geworden, als er vom Thron herabstieg, und der junge Kaiser war so erschüttert, ihn so unerwartet einnehmen zu müssen, daß, wie es die Wiener Blätter damals erzählten, er mehrere Tage lang nicht essen und schlafen konnte. Die Personen wurden gewechselt, nicht die Grundsätze, und das neue Ministerium in Ollmütz, Fürst Schwarzenberg, Graf Stadion, Baron Kraus und Dr. Bach stellten ein neues Princip auf, das einst dem monarchischen System gefährlich werden kann, nämlich: daß Versprechen, Krönungseide und Staatsverträge gegenüber den Unterthanen, nur die Person jenes Monarchen binden, der sie ertheilte und unterschrieb, daß sie aber seine Nachfolger nicht verpflichten können. Das Metternich'sche: „Après moi

le déluge“ blieb noch immer der Wahlspruch der Regierung, die Politik derselben war wieder nur eine Politik von heute auf morgen.

Als diese Ueberzeugung sich in Ungarn von Tag zu Tag mehr verbreitete, bereitete sich auch alles zum Verzweiflungskampfe, der Haß gegen die östreichische Regierung nahm mit den Rüstungen Oestreichs gegen Ungarn zu. In dieser Zeit wurde unter den Schriften des Erzherzogs Stephan, die durch eine Landtagscommission untersucht wurden; folgender merkwürdiger Brief aus jener Epoche gefunden, in der zuerst den Ungarn ihr verantwortliches Ministerium zugestanden wurde:

„Euer Majestät! Die Lage Ungarns ist in diesem Momente so kritisch, daß ein Ausbruch täglich zu erwarten ist. In Pesth herrscht Anarchie.[1]) Die Behörden sind in ihrer Wirksamkeit durch ein Sicherheitscomité ersetzt, und während die

---

[1]) Die Beschreibung der Lage der Dinge in Pesth ist stark übertrieben, es ist klar, daß der Erzherzog sie darum in dieser Farbe in Wien darstellte, um die Nothwendigkeit jener Concessionen, die er selbst für das Wohl des Landes wünschenswerth hielt, um so unwiderstehlicher erscheinen zu lassen.

Statthalterei unter der geschickten Leitung des Grafen Zichy wenigstens äußerlich ihr Ansehen aufrecht hält, ist die Hofkammer vollkommen nullificirt. Die Edelleute erhoben sich in Massen, um sich Rechte factisch zu sichern.

„In dieser abnormen und kritischen Lage der Dinge erwartet jedermann sein Heil bloß von der unmittelbaren Einsetzung eines verantwortlichen Ministeriums. Wenn wir nun diesen Plan auch als Kalamität ansehn, so muß doch die Frage in dieser Form gestellt werden: „Welches ist die kleinere Kalamität?“

„Ich werde versuchen in wenigen Worten jene drei Maßregeln zu bezeichnen, durch welche, wie ich hoffe, allein noch ein Resultat in Ungarn gewonnen werden kann.

„Die erste Maßregel wäre, sämmtliche bewaffnete Macht aus dem Lande zu ziehn, und dies der gänzlichen Plünderung zum Raube zu lassen, und passiv den Unordnungen und Brandstiftungen zuzusehen, so wie den Kämpfen zwischen den Bauern und dem Adel u. s. w.

„Die zweite Maßregel wäre, in Verhandlungen mit dem Grafen Batthyány sich einzulas-

sen, in Hinsicht der Motionen, die für die Gesetze vorgeschlagen werden, und zu retten, was zu retten ist. Er ist jetzt der Mann des Tages, doch wenn wir länger zögern, dürfte auch sein Stern sinken. Doch müssen wir im Voraus wissen, was zu thun sei, in dem Falle er nicht zufrieden gestellt werden könnte und resigniren würde.

„Endlich wäre die dritte Maßregel, den Palatin zurückzuberufen, und einen königlichen Commissär nach Preßburg zu schicken, mit außerordentlicher Vollmacht, und begleitet von einem bedeutenden Truppenkörper, der, nachdem er den Landtag dort auflöste, nach Pesth gehen und dort das Regiment der eisernen Faust so lang fortführen müßte, als es die Umstände erforderten.

„Ich muß offen gestehen, daß ich vor der ersten Maßregel selbst zurückschaudere. Sie ist unmoralisch und es dürfte sich vielleicht für eine Regierung nicht schicken, ihre Unterthanen so ganz zu verlassen, von denen doch wenigstens ein Theil gutgesinnt ist, und zu erlauben, daß sie allen Grausamkeiten einer Insurrection zum Opfer fallen. Außerdem würde dies auch einen nachtheiligen Einfluß auf die übrigen Provinzen haben

durch das Beispiel, das der ungebildeten rohen Masse gegeben würde.

„Die zweite Maßregel dagegen ist eine gute; obgleich sie beim ersten Augenblick einer Separation gleich sieht, ist es dennoch für die jetzige Epoche die einzige Maßregel, um diese Provinz zu erhalten; stets vorausgesetzt, daß die Herren, die ernannt werden sollen, im Stande sind, völligen Einfluß auf die Vertheidigung im Innern auszuüben, was man im Voraus nicht mit voller Sicherheit behaupten kann. Wenn die Zeiten günstiger sich gestalten, kann dann noch manches anders organisirt werden, was in diesem Momente eine Trennung zu veranlassen scheint.

„Ich weiß nicht, ob etwas durch Verhandlungen mit Batthyány und Deák gewonnen werden kann,[1]) aber ich weiß, daß nur hier die Verhandlungen geführt werden können, — denn wenn die Sachen in Preßburg zur Debatte kommen, ist alles zu befürchten. In Hinsicht auf dies muß ich übrigens als treuer Diener des Staates mir die Freiheit nehmen, die Aufmerksamkeit Eurer

[1] Batthyány und Deák waren in dieser Epoche in Wien, Kossuth in Preßburg.

Majestät auf einen höchst wichtigen Umstand zu lenken. Was soll geschehn, wenn Graf Batthyány im Falle daß die Negotiationen zu keinem genügenden Ende gelangen, alles zu wagen bereit ist, und sein Amt aufgiebt? Hier halte ich es für meine Pflicht, ohne Uebertreibung, aber der Wahrheit gemäß, zu bemerken, daß wir für diesen Fall bereit sein müßten, mit einer Militärmacht längs der Donau und auf dem Wege, der von Preßburg nach Pesth führt, die Demonstrationen zu unterdrücken, die durch die jungen Leute von Preßburg und einen Theil des Adels hervorgerufen werden dürften. In diesem Falle bliebe nur die dritte Maßregel über. Wenn wir annehmen, daß die Mittel für ihre Ausführung nicht fehlen, müßte diese dritte Maßregel ohne Verzug ausgeführt werden.

„Doch hier ergeben sich folgende Fragen:

a) Ist nicht ein Mangel an hinreichenden Geldmitteln vorhanden? Ist es daher nicht unmöglich, eine bedeutende Militärmacht nach Ungarn zu senden, worunter ich wenigstens vierzig bis fünfzig tausend Mann verstehe.

b) Ist diese Macht bei der Hand und fertig, um gleich angewendet werden zu können, ist ferner

c) ein Commissär zu finden, der den Willen und die Befähigung hat, diese Anstellung anzunehmen, — und endlich

d) waltet kein Zweifel ob, daß diese Maßregel hinreichend sei, um das gewünschte Resultat zu erreichen? Wird in Galicien oder Italien nicht eine größere Militärmacht nothwendig sein?

„Wenn auf diese Fragen, auf die ich in meiner Lage zu antworten nicht im Stande bin, eine günstige Antwort gegeben werden kann, eine solche Antwort, daß die Ausführung ohne alle Illusion und ohne Calculationen, die später sich als unrichtig erweisen, möglich sei, so habe ich dann keine weitern Bemerkungen gegen diese Maßregeln anzuführen; — vorausgesetzt, daß ein Vergleich mit dem Grafen Batthyány versucht wird, ferner daß die Ansichten der Dignitäre des Landes angehört werden, die demzufolge jedenfalls nach Wien zu berufen sind.

„Ich gestehe es offen, daß ich in der gegenwärtigen Lage der Dinge mich für die zweite Maßregel ausspreche, und ich zweifle nicht, daß

die Großwürdenträger, mit denen ich übrigens darüber noch nicht gesprochen habe, derselben Meinung sein dürften, von dem Judex Curiae Mailáth weiß ich es gewiß.

„Wenn übrigens Eure Majestät in Ihrer Weisheit die erste oder dritte Maßregel für zweckmäßiger hielte, so hoffe ich, daß die Befehle im Einklang mit den bestehenden Gesetzen und dem bisher beobachteten Gebrauch ertheilt werden, mir aber zu wissen gethan werde, ob ich gegenwärtig in Wien bleiben, oder wohin ich mich begeben solle.[1]) —

Den 24. März. Stephan m. p.“

Die Echtheit dieses Briefes konnte durchaus nicht in Zweifel gezogen werden, sie wurde durch den Archivdirector des Erzherzogs bestätigt. Es war also klar, daß alle Ereignisse seit dem März, die Empörung der Serben in Unterungarn, die Gräuelthaten der Wallachen in Siebenbürgen, der

[1]) Es ist wohl kaum nöthig zu bemerken, daß dieses Actenstück eine Rückübersetzung aus dem ungrischen ist, das Original wurde im December in dem Journal „das wahre Ungarn“ in Pesth publicirt, das Blatt ist jetzt außer meinem Bereich. —

Zug Jellachich's und nöthigenfalls jener Windischgrätz's schon im März im Cabinet in Aussicht gestellt waren. Eine Menge vereinzelter Thatsachen erschienen nun plötzlich als die Ringe einer längst geschmiedeten Kette, mit der Ungarns Freiheit gefesselt werden sollte. Der Hof hatte nach der Reihe jeden der drei Vorschläge versucht, die in dem Briefe des Erzherzogs erwähnt waren. Zuerst die Verständigung mit dem Grafen Batthyány, dann im August die Modificationsversuche von so manchem, was im März schon unzuläßlich geschienen hat, aber im Drange der Zeiten zugestanden wurde. Dann wurden die Classen, Völkerschaften und Religionspartheien gegen einander aufgehetzt, und wenn dies bei Slaven, Ruthenen, Deutschen und Wallachen in Ungarn noch nicht gelang, so war es doch bei den Serben, den Croaten, den Sachsen und den Wallachen in Siebenbürgen gelungen, und ein großer Theil des Landes wurde wieder durch Mord und Brand verwüstet, damit die politischen Zwecke der Camarilla erreicht würden. Jetzt aber, wo selbst dies nicht ganz zum Ziele führte, erschien Windischgrätz mit der Armee, und dem Regiment der

eisernen Faust, — während der Erzherzog Palatin das Land verlassen hatte.

Und trotz allen dem möchte ich doch über den Erzherzog kein so hartes Urtheil fällen, wie es in Ungarn um diese Zeit jedermann that. Er liebte Ungarn als sein Geburtsland, er kannte aber auch den Hof und wußte, daß, wenn er offen für sein Land aufträte, dies ihn um jeden Einfluß bringen würde. Die Mittel, die er in seinem Briefe erwähnte, waren offenbar nicht von ihm zuerst vorgeschlagen worden, er hatte sie im Ministerrath gehört und führte sie an, um sie einigermaßen zu widerlegen, und eine Verständigung mit Louis Batthyány anzurathen, wobei er freilich auch versprach, daß die Concessionen seiner Zeit zurückgenommen würden; er wußte aber auch, daß die Rückschritte in der Politik oft schwieriger durchzuführen seien, als die Fortschritte. Hätte er sich energischer gegen das unmoralische des ersten und letzten Mittels ausgesprochen, so hätte er wahrscheinlich gar nichts ausgerichtet; wollte er auf die Camarilla wirken, so mußte er in der Sprache jener mit ihr sprechen, die diese Pläne ausgedeckt hatten. In späterer Zeit unterstützte

er aber wirklich das Ministerium Batthyány, von dessen Loyalität er überzeugt war; er versuchte das Gesetz und die Constitution aufrecht zu erhalten, weil er wußte, daß die Heiligkeit des königlichen Wortes nicht ungestraft verletzt werde. Als er aber sah, daß die Entscheidung nur schon durch offene Gewalt möglich sei, verließ er sein Vaterland, um in dem Conflicte zwischen diesem und seiner Familie, nicht in offenem Kampf mit ihr zu gerathen. Als seine Stellung durch die Intriguen der Camarilla eine falsche wurde, konnte er sich zu nichts Entscheidendem entschließen. Was man ihm vorwerfen kann, ist, daß er durch das Schicksal in eine welthistorische Position gestellt, nicht den Muth hatte, ein großer Mann zu werden. Durch das Schwanken seines Characters, als die Interessen seines Vaterlandes von denen seiner Familie künstlich und gewaltsam getrennt wurden, verlor er seine Popularität in Ungarn und jedes Vertrauen bei Hof. Er hatte das Unglück, so wohlmeinend er auch für das Land seiner Geburt, so loyal er als Unterthan war, in beiden Hinsichten rücksichtslos verdammt zu werden. Die Geschichte, die einst ihr unpartheiisches

Urtheil aussprechen wird über die Ereignisse des Jahres 1848, wird ihn sicher milder behandeln, und ihm mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen als die Gegenwart, die ihn, den Ausgezeichnetesten aller Prinzen seines Hauses, in den kräftigsten Mannesjahren zur Unthätigkeit verdammt, und aus seinem Vaterlande verbannt.

Verschiedenartige Gerüchte erfüllten Pesth an dem Morgen des 16. Decembers. Daß Windischgrätz wirklich herannahe, ward auf die mannigfachste Weise berichtet. Viele hielten dies für unbegründet; sie wollten nicht an einen Winterfeldzug glauben, an einen Feldzug, der nothwendiger Weise verderblich für beide Theile sein mußte; man wollte nicht glauben, daß der junge Monarch es vorziehe, eine Krone mit Gewalt zu nehmen, die er auf constitutionellem Wege ohne Schwierigkeiten empfangen konnte. Andere dagegen zweifelten nicht an der Wahrheit dessen, was erzählt wurde; sie waren überzeugt, daß Windischgrätz nicht säumen werde, Ungarn zu unterjochen, sobald er in Wien seine Mission vollendet haben würde. Einige vertrauten der unbestimmten Sage, daß Jellachich zum Befehlshaber ernannt sei;

denn seine geringe Befähigung zum General und die Unpopularität seines Namens schienen, im Falle er an der Spitze der bedrohenden Armee stände, von größtem Vortheile für Ungarn. Im Ganzen war jedermann erwartungsvoll gespannt, und daher allen Neuigkeiten um so zugänglicher, die sich unaufhörlich und überall mit der Schnelligkeit fieberhafter Besorgniß verbreiteten. Nachmittags ward mein Mann zu Kossuth gerufen, der ihm auftrug, zu Görgey zu eilen, um den wirklichen Stand der Dinge zu erfahren, da widersprechende officielle Berichte vom Hauptquartier angelangt waren.

Die Kälte war so empfindlich, daß mein Mann sich genöthigt sah, eine Bunda auszuleihen, um einigermaßen geschützt zu sein auf dem leichten offenen Fuhrwerk, welches mit der Bauernpost ihn im Fluge über Berg und Thal trug.

In der Nacht vom 18. auf den 19. kehrte mein Mann schon zurück. Görgey hatte sich von Preßburg zurückgezogen. In Parendorf und Tyrnau hatten ernste Gefechte stattgefunden, in welchen die Ungarn zurückgedrängt worden waren. Görgey hatte das linke Donauufer verlassen und

stand nun in Ungrisch-Altenburg. Dort hatte mein Mann einem Vorpostengefechte beigewohnt, in welchem die Tapferkeit der Ungarn sich glänzend bewährte; aber Görgey sagte dennoch, daß selbst die Position bei Raab aufgegeben werden müsse, sie könne nicht behauptet werden, da ihre natürlichen Schanzen, die Wässer und Sümpfe fest gefroren, und daher leicht zu überschreiten seien. —

Mein Mann sah die Zukunft nicht im rosigen Lichte: „Wenn Raab nicht haltbar, wird auch Pesth aufgegeben werden müssen" — war seine Meinung. Der Trost von Tausenden beruhte nur noch auf der Hoffnung, daß Perczel sich mit Görgey vereinen würde.

Perczel war im Anmarsch von der croatischen Gränze, wo er lange die Murinsel besetzt hielt. Doch wird er zur rechten Zeit kommen? Wird er die Vereinigung mit der Hauptarmee noch bewerkstelligen können? Und wenn dieses glücklich geschehen, könnten wohl die vereinten Kräfte der Ungarn der numerisch so sehr überlegenen östreichischen Macht widerstehen? Diese und ähnliche

Fragen wurden in Pesth täglich wiederholt und besprochen.

Die Sitzungen des Landtags wurden aber nicht unterbrochen. Die Entschädigungsfrage ward lebhaft discutirt in Beziehung auf den pecuniären Verlust der Grundeigenthümer, den diese durch die Aufhebung der Feudalrechte erlitten hatten.

Im Casino sah man täglich Deputirte und Beamte, welche für ihre Testamente die Zeugenschaft ihrer Freunde und Bekannten in Anspruch nahmen. Dies jedoch hielt die Herren nicht ab, den Spieltisch mit gewohntem leichten Sinn zu besuchen.

Kossuth war beinahe niemals außer Hause zu sehen; bei ihm wurden stets Conferenzen gehalten; man arbeitete Tag und Nacht.

Unsere Verwandten kamen in dieser Epoche aus Oberungarn in Pesth an. Wer nur konnte, floh aus jenen Gegenden, in denen die Oestreicher wenig disciplinirten Widerstand gefunden hatten. Sequestration der Güter jener, welche sich der nationalen Sache angeschlossen hatten, bezeichnete den Eintritt der Oestreicher. So wenig aber war irgend Jemand auf solches Verfahren gefaßt, daß

Manche von den Fliehenden nicht einmal ihr mobiles Vermögen, oder selbst ihr baares Geld mitnahmen.

Weihnachten nahte: — wie getrübt war die Freude des herrlichsten Festes! — Windischgrätz hatte in Wien gesagt: „er wolle die Weihnachtskerzen in Pesth selbst anzünden.“ Man wußte wohl, daß dies nicht möglich sei; aber dennoch verstummte der helle Klang der Christtagsglocke schon bei dem Gedanken an jene Worte.— Görgey ließ seine Frau, die damals in Pesth wohnte, zu sich nach Raab kommen. Vielen erschien dies eine günstige Vorbedeutung, ein Beweis, daß er beabsichtige, seine Winterquartiere dort aufzuschlagen. Andere dagegen sahen darin nur die Wahrscheinlichkeit, daß der junge Heerführer entschlossen sei, die Ehre des Vaterlandes bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und daß er daher wünsche, seine Frau zu sehen, um ihr ein vielleicht letztes Lebewohl zu sagen.—

Die Nachricht kam, Perczel nahe. Keine Entmuthigung zeigte sich mehr; die Möglichkeiten wurden erwogen; — man hoffte.

Den 30. Abends ward die Einnahme Klausenburg's durch Bem bekannt. In der Nacht desselben Tages wurde mein Mann aufgeweckt. Kossuth ließ ihn rufen. Um fünf Uhr früh erst kam er nach Hause. Perczel war bei Moor geschlagen worden, ehe er sich mit Görgey hatte vereinen können. Es war klar, Pesth werde ohne Zweifel aufgegeben werden müssen.

Zwei Stunden später war mein Mann auf dem Wege, die Grenze Galiciens zu passiren, des Landes, in welchem er proscribirt worden war. — Er hatte es richtig vorhergesagt, die Nachricht von Perczel's Niederlage werde solchen Schrecken in Pesth verbreiten, daß es kaum möglich sein dürfte, noch Beförderungs-Mittel aufzutreiben.

Ueberall herrschte die höchste Aufregung; hier wegen der Möglichkeit einer Schlacht in der nächsten Nähe der Hauptstadt; dort, weil man fürchtete, der Plünderung der ungezügelten Croaten preisgegeben zu werden. Silber, Gold, Geld und Juwelen, alles Kostbare und Werthvolle wurde nach Möglichkeit entfernt und versteckt, nicht nur durch die Anhänger der nationalen Par-

thei, sondern selbst durch die Schwarzgelben. Alles scheute die wilden Heerden Jellachich's, die ihre historische Raubsucht neuerdings in Wien bewährt hatten.

Auch ich packte, ließ meine Dienstleute mit Pässen versehen und schickte sie den Kindern nach, die mit unserer Tante bereits einige Tage zuvor nach unserem Gute gefahren waren. Meine Absicht war es, zu folgen, wenn ich für alle kleine Bedürfnisse gesorgt haben würde; die aber, wie ich bald erfuhr, nur so lange Bedürfnisse sind, bis uns keine gebietendere Nothwendigkeit sie vergessen macht.

Am Abend verbreiteten sich die unzusammenhängendsten Gerüchte: Es hieß, daß eine Deputation vom Landtage zu Windischgrätz gesandt worden sei, mit Unterwerfungsanträgen unter mäßigen Bedingungen. Der Landtag, sagte man, sei im Begriff, sich nach Debreczin zu verfügen. Perczel und Görgey hätten sich überworfen, — die Armee sei uneinig. So wurden individuelle Vermuthungen den öffentlichen Ergebnissen beigemischt.

Um 11 Uhr Nachts begab ich mich erschöpft zur Ruhe. Es war nicht Apathie, wohl aber passive Ergebung in alles, was da kommen konnte, und ich ward bald von unerquicklichem Schlummer übermannt. Lautes Klopfen schreckte mich auf; es war ein Freund mit der Mittheilung, daß der Feind schon in dem Umkreise Ofens sei, daß die Besorgniß allgemein sei, es werde sich bald als unmöglich erweisen, die Stadt zu verlassen. — „Dann eile ich sogleich; ich muß zu meinen Kindern“ — dies war natürlich mein erster Gedanke. „Sie können aber nicht fort mit einem Passe, der Ihren Namen trägt“ — entgegnete mein Freund, „wenn Sie dem Feinde begegnen sollten, würden Sie schwerlich ungehindert passiren dürfen, da Ihr Name zu bekannt ist.“ — Was war aber zu thun, fort mußte ich.—

Eine Dame in dem Hause, wo ich wohnte, erwachte bei dem Lärm, und als sie von meiner Lage hörte, kam sie sogleich zu mir mit dem Anerbieten, unsere Pässe auszutauschen, da sie im Begriffe sei, ihrem Manne nach Debreczin zu folgen, und auf dieser Straße nichts zu besorgen habe. Ich hatte die liebe Frau vorher nie ge-

sehen. Dankbar nahm ich an, was so freundlich geboten wurde; als Fremde trafen wir uns, in wenigen Momenten schieden wir als Freundinnen.

Kaum graute der Tag, als ich schon im Wagen saß, in Begleitung eines mir sehr unsympathischen Herrn, welchen ich nur wenig kannte, der mir aber seinen Schutz sehr eifrig anempfohlen hatte. Und in der That war es doch wenigstens ein menschliches Wesen, und unter solchen Umständen kann momentan selbst der Schatten eines menschlichen Wesens Trost gewähren.

Die Straßen waren noch verödet; nirgends ein Symptom der fieberhaften Bewegung, der Erwartung und Furcht. Die Eisenbahn zwischen Pesth und Waizen war schon seit einigen Tagen ausschließlich für Militärtransporte in Beschlag genommen; ich war daher genöthigt, mich auf der Landstraße schütteln und rütteln zu lassen, welche seit der Eröffnung der Bahn nur von schweren Frachtwagen befahren wurde, und dies trotz des ausgleichenden Frostes sehr deutlich durch herbe Stöße fühlbar machte.

In Waizen, wo ich einige Wochen vorher

gewesen war, schien sich nichts verändert zu haben. Rekruten marschirten hin und her und sammelten sich auf dem Hauptplatze der Stadt. Die müßigen Zuschauer kannten nur unbestimmte Gerüchte, und bezweifelten jede Thatsache. Wir hatten Pferde zu wechseln, und ich ruhte in einem Zimmer des Gasthofes etwas aus. Plötzlich ward die Thüre hastig geöffnet, und ein blasses, augenscheinlich abgemattetes Antlitz zeigte sich. „Setzen Sie, gnädige Frau, Ihren Weg um keinen Preis weiter fort" — so ward ich angesprochen, — „die feindlichen Vorposten sind aus Ipolysäg jeden Augenblick zu gewärtigen!" —

Ueberrascht starrte ich meinen geisterhaften Ritter an, dessen erschrockenes Wesen bedeutend mit seinem militärischen Rocke contrastirte. „Ich weiß, ich weiß," fuhr er mit der Geläufigkeit der Angst fort. „Unsere Führer sind bereits von Pesth geflohen. Ich habe eine Depesche für einen der Mitglieder des Vertheidigungs-Ausschusses, aber ich weiß, ich werde niemand mehr in Pesth treffen." — Ich unterbrach den Fluß dieser Rede mit der Versicherung augenscheinlichen Irrthums, da es keine Schwierigkeit sei, die Per-

son, an welche die Depesche addressirt war, noch in der Hauptstadt zu finden, oder ihr nach Debreczin zu folgen.

„Wohin aber ist Ihr Gemahl?“ — inquirirte mein entschlossener Ritter. — „Er ging mit einer Mission.“ — Als Graf A. (welchen ich im Verlauf des Gespräches erkannte, ich erinnerte mich, ihn einmal auf einem Balle gesehen zu haben) bemerkte, daß seine Behauptungen keinen Eindruck auf mich machten, versuchte er wenigstens, es über mich zu vermögen, daß ich nicht dem geraden Wege folgen, sondern über das Gebirg wandern sollte, und er schlug mir vor, mir voran zu eilen, um mich noch zu rechter Zeit vor allenfalls nahender Gefahr zu warnen. Ich protestirte gegen jeden Aufenthalt, den ich ihm verursachen könnte, indem ich bekannte, ich theile seine Besorgnisse nicht, und ihn überzeugte, daß ich durch keinen Umweg meine Reise verlängern würde. Allein der kühne Beschützer wollte durchaus Opfer bringen, und mit drei Herren, welche ihn begleiteten, sprang er in sein leichtes offenes Fuhrwerk, eben so geeignet für einen Courier, wie für einen Flüchtling. Er entschwand bald

dem Blick; ich folgte. Unsere Straße führte durch ein sehr hügeliges Land. Ich gab nur wenig auf die Vermuthungen meines Herrn Majors der Nationalgarde; dennoch guckte ich bei jeder Wendung des Wagens aus dem Wagenfenster in der Erwartung hinaus, vielleicht Spuren militärischer Bewegungen wahrzunehmen. Endlich entdeckte ich einige Bauern mit Flinten auf den Schultern, friedlich hin und her schreitend, in der phlegmatischen Weise, die so characteristisch bei dem Ungar ist, so lange er nicht mächtig erregt wird. Es waren ungrische Vorposten. Außer diesen lebendigen Beweisen der vollkommensten Sicherheit rings herum begegneten wir kaum einer Seele; ohne Aufenthalt erreichten wir unsere erste Station, das Dorf Rétság. Dort waren viele Bauern versammelt in Feiertagskleidern und feiertäglichem Müssiggang. Dies war der erste Eindruck, welcher mir in das Gedächtniß rief, daß es Neujahrstag sei. Mehrere der Anwesenden drängten sich um meinen Wagen. Der Notär, — auch ein Bauer, — verlangte meinen Paß. Wohl bekannt in dieser Gegend, hegte ich keine Besorgniß und nannte mich, indem ich zugleich sagte,

daß ich keinen Paß habe. Der strenge Magistrat gab sich damit vollkommen zufrieden.

Wir speisten und trafen wieder mit dem Grafen A. zusammen. Ich konnte nicht umhin, zu fragen, wo denn der Feind geblieben? Der Graf versicherte alles, und protestirte gegen alles, was wir gesehen, und erzählte, was alles hätte geschehen können, und was er vielleicht fürchtete, daß es noch geschehen würde, und stellte ein trauriges Prognosticon der Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten.

Wir weilten nicht lange; die Einbildungskraft meines Begleiters konnte oder wollte die falschen Prophezeiungen des Grafen nicht los werden. „Diese" — so behauptete Herr K. — „müssen einen geheimen Zweck haben." Wie bei allen ängstlichen Menschen, die lange über Möglichkeiten grübeln, gestalteten sich auch bei Herrn K. die unsinnigsten Vorstellungen zu apodictischen Gewißheiten, und er verstand dieselben so logisch zu entwickeln, und als so unfehlbar darzustellen, daß ich ihn anfangs wohl auslachte, aber zuletzt, ich muß es bekennen, selbst von nerveusen Zweifeln ergriffen wurde. Mein Begleiter sprach die

Ueberzeugung aus, daß Graf A. ein Spion sei; er versicherte, daß er sich nicht irren könne, daß er Spione nur zu wohl kenne, so sehr, dachte ich, daß ich selbst mich ganz unbehaglich in der Nähe meines trübseligen Beschützers fühlte. Dieser suchte mir nun zu beweisen, daß meine Sinne mich getäuscht haben müßten, daß der Major kein Graf sein könnte, sondern ein verkleideter Spion, in dessen Gefolge Banditen seien, ausgesandt, meinen Mann zu verfolgen, und ihn dem Feind auszuliefern. So regte Herr K. sich selbst, und zuletzt mich, besonders als die Schatten des herabrechenden Abends uns umgaben, — so gewaltig auf, daß, als ich zu Hause anlangte, von allen meinen Sorgen mir keine wichtiger schien, als eine vertrauenswerthe Person in die Richtung zu senden, welche Graf A. eingeschlagen hatte, um ihm nachzuforschen. Das Resultat war, daß die Identität des Grafen sich wirklich bestätigte, zwar nicht als die eines bemerkenswerthen Helden, aber als eines völlig harmlosen furchtsamen Couriers, der seinen Weg nicht auf die kürzeste, aber die sicherste Art zurückzulegen bemüht war. — In solcher Weise werden nicht

selten Tagesneuigkeiten geschmiedet, und als unwiderleglich erachtet, wenn zufällig nicht widersprochen wird; in bewegten Zeiten gelten Vermuthungen beinahe stets für Gewißheit.

Es war bereits dunkel geworden, als ich unser Schloß erreichte. Ich war zu Hause, in der wohnlichen Heimath, wo bei Tag und Nacht, zu jeder Stunde uns liebevolles „Willkommen" empfängt. Meine theuren Kleinen herzten, meine ehrwürdige Tante begrüßte mich; alles athmete Frieden, als ob Krieg und Elend nicht vorhanden seien! Er aber fehlte, — der, in dem sich unsere wärmsten Gefühle vereinten, und dies ließ uns nur zu schmerzlich die wirkliche Lage der Dinge empfinden.

Am folgenden Tage hatte ich viele Besuche, treu der ungrischen Sitte, welche unter keinen Umständen die Vernachlässigung der Gastfreiheit zuläßt. Einer meiner Gäste (selbst ein Ungar) declamirte sehr heftig gegen alle Handlungen der Regierung, und prophezeite die unfehlbare Vernichtung der nationalen Armee. Nachdem aber die Tapferkeit seiner Landsleute den Feind geschlagen hatte, war dieser Herr einer der ersten

und lautesten, der die nationale Regierung und das glorreiche ungrische Heer pries, und das Volk aufforderte, „nicht nur den Oestreichern, aber auch den Russen und jedem, der es wagen würde, in das Vaterland sich einzudrängen, muthig zu widerstehen.“ — Leider muß ich bekennen, daß dieser Herr, obgleich an Verstand Vielen überlegen, doch zu jener großen Anzahl von Individuen gehört, welche immer das personificirte Echo des momentanen Eindruckes sind, die Höflinge des Erfolges. Indessen glaube ich kaum, daß diese Klasse von Leuten ausschließlich bei den Ungarn zu finden seien.

Der Geist, welcher in unserm Comitate vorherrschte, war nicht der erhebendste. Zu nahe der Hauptstadt, konnte Neograd dem deprimirenden Einflusse, der jetzt von dort ausging, nicht widerstehen. Pesth zitterte, Neograd unterwarf sich. Freunde kamen zu mir und äußerten ihr Erstaunen, daß ich mich noch nicht entfernt habe. Sie warnten mich, nicht zu lange in Szécsény zu verweilen; sie meinten, daß sie mir gern ihre Gastfreundschaft anbieten würden; allein sie fürchteten, — für mich und die Meinen natürlich.

Unter solchen Verhältnissen, besorgt für Jene, die meinem Herzen am nächsten standen, bat ich am 5. Januar unseren trefflichen Geistlichen, meine Kinder und Tante zu einer unserer Verwandten in das Nachbar-Comitat zu begleiten. In Betreff meiner selbst, wünschte ich die Rückkehr unseres Oberbeamten zu erwarten, der eben damals abwesend war. Diesem bewährten Freunde hatte mein Mann vor seiner Abreise mich und die Kinder anvertraut.

Um Mitternacht, nach dem Tage, an welchem meine Familie sich auf den Weg gemacht hatte, langte ein Bote von Balassa-Gyarmath an und brachte mir einen Brief. Ich erbreche das Siegel und lese: „der Feind ist in Rétság; fliehen Sie." —

Ich war krank, so geschwächt, daß in Zeiten des Friedens ich wahrscheinlich unfähig gewesen wäre, mich zu bewegen; in Tagen der Gefahr aber wird die Kraft durch Anstrengung erhöht. In zwei Stunden war ich bereit, getrieben durch die Furcht, von meinen Kindern abgeschnitten zu werden.

Ein vortrefflicher Freund, unser Arzt, kam noch, von mir Abschied zu nehmen, dann seine Frau und viele von den Beamten und Dienern unseres Gutes. Die Dienstleute liefen herbei und weinten und ängstigten sich, und hofften; sie fühlten, daß mit mir das letzte Glied unserer Familie von ihnen schied. Ich sah, hörte und fühlte kaum. Ich hatte schon viel erfahren, wahrscheinlich stand mir noch mehr bevor. Ich vertraute dem Allgütigen, der uns nicht verläßt, so lange wir uns nicht selbst verlassen.

Sechstes Kapitel.

Flucht in's Gebirge.

Es gelang mir, die Kinder noch zeitig am Morgen in Losoncz einzuholen. Die armen Kleinen! sie hatten süß, wie im eigenen Bettchen, geschlummert, und freuten sich wieder zu fahren, und waren ganz glücklich über die glänzenden Flocken des Schnees und die Milliarden leuchtender Diamanten, welche die Erde bedeckten. Wir erreichten Rima-Szombath, ein Städtchen im Gömörer Comitate. Pferde waren dort schwer aufzutreiben, da gerade Jahrmarkt gehalten wurde. Im Wirthshause und dessen Hofe fanden wir eine lärmende Menge: rauchende Bauern, geschäftige Weiber, essende Kinder, müde Pferde, geduldiges Rindvieh, jammervoll gebundene Lämmer, blökende

Kälber. Der Tag ging zur Neige, ehe wir weiter kommen konnten; die Gegenstände, an welchen wir vorüber fuhren, waren kaum mehr zu unterscheiden, um so weniger, als die Wagenfenster hart gefroren waren. Unsere Reise erschien meinen abgespannten Sinnen vollkommen endlos. Erst spät Abends langten wir bei unserer Cousine an; niemals zu spät für die gütige, ja religiöse Gastlichkeit eines ungrischen Hauses. Zahlreiche Gäste waren versammelt; wir fanden in den meisten derselben Verwandte. Ein solches Zusammentreffen ist sehr gewöhnlich in Ungarn, wo jede Verwandtschaft, sei dieselbe auch im hundertsten Grade, als ein heilig unauflösliches Band betrachtet wird. Häufig geschieht es, daß Personen aus den verschiedensten Klassen der Gesellschaft in solcher Weise mit einander verbunden sind; die Verwandtschaft zu verläugnen, fällt niemandem bei, wie entgegengesetzt auch zuweilen die Verhältnisse und Ansichten der Verwandten sein mögen; sie mit Geringschätzung zu behandeln, würde auch als ein nimmer zu vergebendes Vergehen betrachtet werden. Daher ist auch das brüderliche „Du“ nirgends gebräuchlicher,

als in Ungarn. Personen desselben Alters spre- chen sich gegenseitig stets in dieser herzlichen Weise an. Herren nennen einander: „Uram Bátyám,“ oder „Uram Occsém,“ das ist: „Mein Herr Bru- der.“ Kinder nennen jeden Mann „Bácsi“ (On- kel), und jede Frau: „Néni“ (Tante). Der Bauer spricht nicht selten seinen Grundherrn „Lelkem“ (Meine Seele) an, ohne sonst der ceremoniösen Titulaturen zu vergessen, welcher er mit der voll- kommensten Kenntniß der Abstufungen des Ran- ges sich zu bedienen versteht. Der Herr seiner- seits nennt den Bauern auch „Lelkem.“ So kömmt niemand in Gefahr, jemand, dem er mög- licher Weise, auch ohne es zu wissen, verwandt sein könnte, mit Mangel an gebührender Rück- sicht zu begegnen.

Diese patriarchalischen Beziehungen sind recht eigentlich das Immergrün, welches noch die Rui- nen des Feudalismus schmückt, und der stolzen Feste mittelalterlicher Institutionen, deren Verfall sicher nicht zu beklagen ist, ein freundliches An- sehen gibt. Die Ehrfurcht für Familienbande steht in der innigsten Beziehung zu der Liebe zum Vaterland. Sie ist die ursprüngliche Quelle,

welche auf dem heimathlichen Boden das Gedeihen der herrlichsten Blüthen und Früchte fördert; die Quelle, welche die theuren Gegenstände, die sie umgeben, rein und getreu wiederspiegelt.

Unter den Anwesenden begrüßte ich auch einen jüngst verheiratheten Verwandten. Dieser junge Mann, oft kränklich, nahm niemals thätigen Theil an politischen Bewegungen. Ohngeachtet dessen ward sein Haus auf seiner Besitzung in der obern Gegend, welche von den Oestreichern besetzt worden war, mit dem Vandalismus des Uebermuthes zerstört. — Seine junge Frau, eine Deutsche, welche zufällig mit mehreren der kaiserlichen Oberofficiere bekannt war, beklagte sich über diese verheerende Ungerechtigkeit. Die Antwort darauf lautete: „Wir glaubten, das Haus Ihres Gemahls sei das Eigenthum seines Onkels, der offenbar den Rebellen anhängt. Es ist ein Irrthum, wir bedauern es recht sehr; allein nun ist nicht mehr zu helfen.“ — Es war ein fait accompli.

In unserem Zirkel hatten wir Vertreter aller jener politischen Schattirungen, welche in der nationalen Parthei vorwalteten. Der eine fürch-

tete; ihm erschien Widerstand unmöglich. Ein anderer sagte: „Pesth ist nicht Ungarn." — Der Dritte: „Das Recht und die Krone des heiligen Stephan sind bei uns; wer kann sie uns nehmen." — Alle aber waren Ungarn, und dieses ist gleichbedeutend mit einer festen, beinahe abergläubischen Ueberzeugung, daß Ungarn in der That nicht verloren gehen könne, daß dessen Genius, der „Magyarok' Istene" (der Gott der Ungarn) es nimmer verläßt, daß, wenn menschlicher Einsicht alles verloren dünkt, Er zu Gunsten seines Lieblingslandes einschreitet. Dieser eigenthümliche fatalistische Glaube in den Genius der Nation hat ihre Begeisterung von jeher gekräftigt, selbst während der heftigsten politischen Unterdrückung, und ihnen jene zähe Elasticität gegeben, durch die sie die Zeiten der Verfolgung überdauerten. — In dem Bereiche meiner Erfahrung erinnere ich mich nur eines einzigen Ungarn, der die zahlreichen und disciplinirten Truppen der Oestreicher für unüberwindlich hielt; es mag aber wohl bemerkt werden, daß dieser Herr ein Held ist, der bei der Annäherung eines Gewitters sich unter die Bettdecken verkriecht.

Nachrichten von den Bewegungen der Armee wurden mit fieberhafter Ungeduld erwartet. Gerüchte, gleich Lavinen sich vergrößernd, brachten übertriebene Darstellungen der Grausamkeiten, welche in der Hauptstadt, wie es hieß durch die Oestreicher, verübt worden waren. Plünderung war, dem Gerede zufolge, an der Tagesordnung, Excesse das Vergnügen der Croaten. Dies erwies sich zwar zum großen Theil als unwahr; doch unleugbar ist es, daß die rücksichtsloseste Willkühr herrschte, und wo diese allein das Gesetz bildet, da folgt die Grausamkeit und der Raub bald nach, wie es die Erfahrung bewies.

Görgey, so hieß es weiter, habe sich ohne Schlacht in die natürlichen Festen der Berge zurückgezogen, wir mußten daher täglich des Feindes gewärtig sein. Angst und Furcht ergriff nun die Besitzenden, vorzüglich die ältern, die mehr vertraut mit den Schwierigkeiten des Erwerbens, die Verheerung ihres Eigenthums noch mehr scheuten, als die jüngern Glieder ihrer Familie.

Einer meiner kleinen Knaben erkrankte. Der Arzt war viele Meilen entfernt; ehe er kam, erwies sich glücklicherweise die Natur als der beste Arzt.

Gäste lösten einander immerwährend ab. Officiere aus dem Hauptquartiere Görgey's benützten zuweilen die Nacht, um ihre Verwandten, die in der Umgegend wohnten, zu besuchen. Diese jungen Leute hegten nichts weniger als sentimentale Ideen; sie schwärmten nicht für den Ruhm des Heldentodes; aber sie betrachteten ihren Beruf als eine Nothwendigkeit der Pflicht, welcher die Meisten mit inniger Ergebung folgten.

Wir erfreuten uns auch des Besuches des Dichters Tompa. Seine lyrischen Poesien und populären Legenden leben im Volke. Tompa ist seinem Stande nach protestantischer Geistlicher, seinem Berufe zufolge Dichter.

Trotz alles freundlich-geselligen Verkehrs und des beschwichtigenden Einflusses der Gewohnheit, sehnte ich mich nach Zurückgezogenheit und dem schützenden Obdach unbeachteter Einsamkeit.

Unser erprobter Freund, der Oberbeamte unseres Gutes, langte an. Er geleitete uns zur Besitzung eines andern Verwandten, wo wir unbeachtet verweilen konnten. Es war in der letzten Hälfte des Januars. Die Umgebung, obgleich jedes blühenden Schmuckes beraubt, war pracht-

voll; friedliche Thäler, begränzt von Hügeln mit lieblichen Conturen, großartig in ihrer Ausdehnung. Am äußersten Ende des Thales trafen, unterhalb der Höhen, mehrere Heerstraßen zusammen, immerwährend durch Fuhrwerke aller Art belebt. Von dem Treibhaus (unserem kleinen Wachtthurm) aus, beobachteten wir alles, was auf der Landstraße sich zeigte, und berechneten häufig, ob die Vorräthe, zu deren Transport die schweren Frachtwagen bestimmt schienen, wohl hinreichend für die Armee sein dürften, die mit den Beschwerlichkeiten eines Winterfeldzuges so hart zu kämpfen hatte. Wie dankbar blickten wir zum Himmel für Obdach und Nahrung, während Tausende und Tausende unserer Mitbrüder der Befriedigung dieser Bedürfnisse entbehrten, und dabei noch so viel anderen Mühseligkeiten ausgesetzt waren. Indeß waren wir selbst auch nur für den Augenblick gesichert; sobald der Feind nahte, mußten wir bereit sein weiter zu ziehen. Dieß wußten wir sehr wohl; wer aber konnte für die Zukunft sorgen, während jeder Augenblick so gefahrdrohend war? Die Gegenwart der Gefahr paralysirte die Furcht vor der Zukunft. — Mein

nur ungenügend versehener Beutel mahnte mich jedoch, des prekären Zustandes unserer Zukunft eingedenk zu sein. Trotz allem Allarm war unser Gut noch verschont geblieben; ich sandte nun dahin, um zu sehen, was allenfalls dort sich thun ließe. Gerade war es noch an der Zeit; wenige Wochen später ward Szecsény sequestrirt.

Ich vernahm, daß meine theuren Aeltern, die in Wien wohnten, sehr bekümmert um mich, mir hatten nachforschen lassen. Jene aber, die in Ungarn warmen Antheil an meinem Schicksale nahmen, und wußten, welchen Weg ich eingeschlagen hatte, hielten es nicht für angemessen, selbst meine geliebten Angehörigen über die Richtung, der ich gefolgt, zu benachrichtigen; denn so weit nur die Atmosphäre des Feindes reichte, war jedes Vertrauen gewichen; überall fürchtete und sah man Spione und witterte versteckte Nebenabsichten. Mißtrauen ist stets der Sprößling unnatürlicher Verhältnisse, der als nimmerruhendes Gespenst unaufhörlich zwischen zwei Nationen tritt, die in Gefühlsweise und Sprache einander nicht verwandt sind. Der Ungar und der Oestreicher verstehen einander nicht, trotz dem eine Eigen-

thümlichkeit ihnen gemeinschaftlich ist, in welcher sie einen Zug der Verwandschaft erkennen mögen; nämlich: „Gesunder Mutterwitz." Allein die Verschiedenheit im Ausdrucke desselben ist characteristisch. Der Oestreicher hat eine unwiderstehliche Neigung, stets die lächerlichen Seiten aufzufassen und wiederzugeben; der Ungar im Gegentheil faßt alles ernst, ich könnte sagen poetisch auf. Ein practisches Beispiel macht diese Verschiedenheit der Auffassung am anschaulichsten.

Ich war Zeuge einer ungrischen Bauern-Hochzeit. Bei solcher Gelegenheit ist es gebräuchlich, daß der Brautvater (natürlich auch ein Bauer) die Braut dem Bräutigam mit einer Rede übergibt. Sie war folgende: „Junger Mann, ehre dein Weib; es ist der Wille des Herrn, daß die Frau deine Gefährtin und deine Vertraute sein solle, nicht deine Magd. Dies offenbarte unser Vater im Himmel dadurch, daß er das Weib aus der Rippe des Mannes schuf. Hätte Gott gewollt, daß die Frau des Mannes Magd sein solle, so hätte er sie aus des Mannes Ferse gemacht, um sie zu erinnern, daß sie der Fußschämmel des Mannes sein solle; doch der Allweise formte sie

aus jenem Theile, welcher zunächst dem Herzen liegt, in dem sie wohnen soll.“ — Oefters wohnte ich östreichischen Bauernhochzeiten bei; niemals aber hörte ich irgend etwas dieser Art. Ich sah den östreichischen Brautvater dem Bräutigam schlau zuwinken, ihn vor dem Joche warnend, unter das er im Begriffe stand sich zu beugen; ich fand launige Gemüthlichkeit, niemals aber auch nur einen Schatten jenes feierlichen Ernstes, der der ungrischen Natur so eigenthümlich ist, und der alle Klassen der Bewohner dieses Landes characterisirt. Der Oestreicher faßt dies so ganz und gar nicht auf, daß ihm, und ganz besonders dem Wiener, der Ungar als eine höchst passende Zielscheibe des Witzes erscheint.

Mich dünkt, dies sei auch die Ursache, warum der Ungar dem Oestreicher, den er gewöhnlich mit dem Ausdrucke Sváb (der Schwabe) [1]) be-

---

[1]) Die meisten der deutschen Einwanderer, die unter Kaiser Joseph sich in Ungarn ansiedelten, waren Schwaben. Viele von diesen waren elende Geschöpfe, durch Armuth physisch degenerirt, und deßhalb mißachtet bei dem ungrischen Bauer, der in Folge dessen nicht selten „Sváb“ als einen Spottnamen braucht, welchen er zuweilen auf Deutsche überhaupt ausdehnt. —

zeichnet, mit Mißtrauen begegnet. Er fühlt, daß die edelsten Kräfte seiner Natur Jenen unbekannt bleiben müssen, der zur Befriedigung seines Witzes ungescheut verletzt, da er jedes Fremdartige geringschätzt und daher in oberflächlicher Auffassung wiedergibt. — Der Ungar ist stolz; er mag bei bei seinem Edelmuth erfaßt leicht gewonnen werden; aber nimmer wird er sich mißachtender Geringschätzung unterwerfen. Solche empfindet er mit Bitterkeit, und obwol die Gefühle seines fatalistisch-phlegmatischen Wesens zurückgedrängt werden können, so ersterben sie doch nie: früher oder später finden sie einen Ausdruck, der in der Geschichte sich geltend macht.

Ein Tag entschwand nach dem andern, ohne den erwärmenden Sonnenstrahl der Gewißheit zu gewähren. Zuweilen besuchte ich ein benachbartes Schloß, von vier Brüdern bewohnt, die in patriarchalischer Einigkeit und ungetheiltem Vermögen zusammen lebten. Nur einer dieser Brüder nahm thätigen Antheil an dem Kampfe des Vaterlandes. Er war der Stolz der Familie, die zu ihm, der durch seine Stellung inmitten der allgemeinen Gefahr doppelt gefährdet war, mit

der zärtlichen Innigkeit angstvoller Besorgniß emporblickte. Auf der Herrschaft dieser ehrenwerthen Menschen begegnete ich einem Bauer, der vor Jahren in unserer Familie gedient hatte. Er hatte von meiner und meiner Kinder Lage gehört, und bot mir seine Hütte als eine unbeachtete, und daher sichere Zufluchtsstätte an, und doch wußte er, daß er seine Existenz aufs Spiel setzte, wenn er sein Haus der Frau eines Proscribirten überlasse. Niemals kann ich den anspruchslosen Edelmuth dieses Mannes vergessen.

Die sich mit Blitzesschnelle verbreitende Furcht vor herannahender Gefahr drängte sich mehr und mehr an uns heran. Ich sah den Augenblick nicht fern, wo jede Möglichkeit des Entkommens abgeschnitten sein dürfte und wünschte daher sehnlich einen Paß, der die Freiheit meiner Schritte sichern würde. Doch wie zu einem solchen gelangen? Ich wandte mich in dieser Hinsicht an ein Paar Verwandte; durch ihre Bekanntschaft mit einigen der einflußreichen Männer in den Comitaten, die bereits von den Oestreichern besetzt waren, hoffte ich unter erborgtem Namen einen östreichischen Paß erhalten zu können. Doch je-

dermann scheute die Verantwortlichkeit für den Fall einer Entdeckung.

Was Verwandte nicht wagten, das versuchten treue Diener. Zwei derselben, die mich nie verlassen hatten, und alle Entbehrungen und Beschwerlichkeiten der Flüchtenden willig theilten, unternahmen es, für mich und meine Kleinen einen Paß zu verschaffen, damit wir meinem Manne folgen könnten. Zu diesem Zwecke wagten sie eine kleine Reise. Es war eine dunkle Nacht, während ihrer Abwesenheit, als der Aufseher der Wirthschaft zu uns hereinstürzte, mit der Nachricht der Annäherung des Feindes, der wahrscheinlich in wenigen Stunden schon uns erreichen werde. In unserer Behausung war panischer Schrecken allgemein. Meine theure greise Tante nicht weniger als jeder der Untergebenen, mit einem Worte Alle, mit Ausnahme meiner selbst und unseres treuen Beschützers, wollten augenblicklich fliehen; wohin wußten sie selbst nicht, fort aber wollten sie in jedem Falle. Ich versuchte sie davon abzuhalten, indem ich ihnen vorstellte, daß es besser sei, der Möglichkeit unbestimmter Gefahr ausgesetzt zu bleiben, als in finsterer Nacht

auf schlechten Straßen sichern Unfällen sich Preis zu geben. Da jedermann diese kannte, fand ich Gehör, und konnte nun mit mehr Muße eine Wanderung vorbereiten. Wohin aber? Nicht im Stande dies genügend zu beantworten, rieth ich meiner geliebten Tante, mit tiefem Schmerze, für die Gegenwart ihr Schicksal von dem unseren zu trennen, und zu einem Verwandten, der unweit in einer Stadt lebte, sich zu begeben. Ich wollte nicht dahin, da ich besorgte, dort, in einem Orte, der von den Oestreichern besetzt war, auf keine Weise Nachricht von meinem Manne erhalten zu können. Deßhalb entschloß ich mich, mit den Kindern und unserem Freunde es zu versuchen, ein Versteck zu erreichen, das mir als vollkommen Sicherheit gewährend geschildert worden war, und wo ich hoffen konnte, für den Fall der Noth jemand zu finden, der mir behülflich sein würde weiter zu gelangen.

Am frühen Morgen waren wir in Bewegung; die gute Tante auf der Landstraße, wir andern auf schlechten Nebenwegen. Wir hatten keine Zeit mehr zum Packen gehabt; Wäsche und Kleider, Spielzeug und kleine Provisionen waren in losen

Bündeln in den Wagen geworfen, und trugen eben nicht zur Gemächlichkeit der Reise in der vollgepfropften Kutsche bei, die langsam vorwärts holperte. Der Mittag war längst vorüber, als wir unsere Station erreichten. Wir hatten nicht lange auf den gütigen Mann zu warten, welcher unserem Fortkommen behülflich sein sollte. Dieser Herr war mir ganz unbekannt; er hatte aber gehört, daß die Frau eines Patrioten in bedrängter Lage sei, dies war genug, ihm keine Bemühung in meinem Interesse scheuen zu lassen. Als er jedoch sah, wie klein noch meine Kinder waren, und wie kränklich und schwach ich selbst schien, so fand er es völlig unpraktisch, uns an den Zufluchtsort zu bringen, den er für uns ausersehen hatte; denn ferne von jeder anderen menschlichen Wohnung konnte man zu dem vereinzelten Haus nur auf steilem Pfade gelangen. Allein was konnten wir nun thun? Unser freundlicher Führer war in Verlegenheit; endlich entschloß er sich, uns zu einer ihm verwandten Familie zu geleiten, und uns in echt ungrischer Weise ihrer Gastfreundschaft zu empfehlen.

Der Abend war herangebrochen, ehe wir die-

sen Entschluß gefaßt hatten, und spät erst wanderten wir weiter mit den süß schlafenden Kindern. Der hohe Schnee allein erhellte den Weg. Endlich langten wir an; alles war eben im Begriffe sich zur Ruhe zu begeben; nichts destoweniger wurden wir so bereitwillig aufgenommen, als wären wir längst erwartete Gäste. In der ersten Stunde fühlten wir uns bereits heimisch. Eingeführt mit meinen Kleinen in eines der besten Zimmer des wohnlichen Hauses, fiel ich bald in erfrischenden Schlummer, und träumte, der liebe Gott sende die Engel des Himmels hernieder zum Troste und Schutze seiner hülflosen Kinder.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, verbreitete die Sonne ihre glänzende Pracht weit über die felsigen Höhen, die vom Eise krystallisirten Tannenwälder und die dunklen Eisenhämmer des stillen Thales, von dem unser einsames Haus umgeben war. Fernes Glockengeläute ertönte, die Melodie der Andacht, die Alt und Jung, Arm und Reich zum Gebete ruft, das jede Sorge mildert, und Zufriedenheit erhöht.

In der Familie, der wir nun angehörten,

begegneten wir so wahrhaft kindlicher Innigkeit, daß ich unendlich wohlthuend von ihr überrascht war; obgleich warme Herzensgüte uns bisher überall bewillkommt hatte. Wir waren von einer belebenden Kinderwelt umgeben, die mit lärmender Fröhlichkeit unsere stille Behausung erfüllte, in welcher ein Tag dem andern in der ununterbrochenen Einförmigkeit alltäglicher Beschäftigungen folgte. Meine treuen Dienstleute kamen mir bald nach. Sie hatten unsern Aufenthaltsort durch eine Verwandte erfahren, welche warmen Antheil an uns nahm und mir zeitweise Nachrichten von den Vorgängen in den entferntern Gegenden gab. So blieb ich wenigstens in einer Art von Verkehr mit der Außenwelt. Meine Diener hatten ihren Zweck nicht erreicht. Sie hatten es unmöglich gefunden einen Paß zu erlangen; ihre Vorstellungen und Bitten waren ohne Resultat geblieben; niemand wagte auch nur einen Versuch im Angesicht des Militär-Despotismus. Die östreichischen Officiere, welche in jenen Theilen des Landes Gesetze vorschrieben, überzeugten die katholischen Bewohner mit Gründen, deren Widerlegung gefährlich war, daß es

Kossuth's Ziel sei, das ganze Land dem katholischen Glauben abwendig, und also auch sie alle protestantisch zu machen. Solche Versicherungen verfehlten ihren Zweck; religiöser Fanatismus findet nicht leicht Eingang bei dem Ungar, dem die speculative Richtung des Deutschen fremd ist, welche leicht zu dogmatischem Streite Veranlassung gibt. Die Einbildungskraft des Ungars ist practischer Natur, festhaltend an den historischen Traditionen seines Landes, reich an Beispielen religiöser Toleranz, hat er keinen Begriff von den Leidenschaften bitterer Glaubenskämpfe. Er fühlt, daß die Religion, — die Liebe zu Gott und der Welt, die heilige Beziehung des Menschen zum Schöpfer und zum Mitmenschen, — erhaben ist über kirchliche Verschiedenheit. Wie wenig exclusiver Papismus in dem Gemüthe des ungrischen Bauers vorwaltet, mag auch aus folgendem characteristischen Zug erhellen.

Ein katholischer Candidat zur Deputirtenwahl des Landtages 1848 hatte in einem Comitate größten Theils katholischer Bevölkerung eine heftige theologische Agitation gegen seinen protestantischen Mitbewerber begonnen. Der orthodoxe

Aspirant suchte einen einflußreichen Wähler aus dem Bauernstande mit der Behauptung zu gewinnen, daß die katholische Kirche ernstlich gefährdet sein würde, wenn es dem Protestanten gelingen sollte, gewählt zu werden. Der katholische Bauer jedoch widersprach, indem er sagte: „Das kann nicht sein, Kossuth ist auch Protestant, und ist er nicht unser zweiter Heiland?" — Diese tief empfundene Anschauungsweise sprach sich zu entschieden aus, um widerlegt zu werden. Der Protestant ward gewählt; dies beweist, daß der eben erwähnte Bauer nicht einzeln mit seiner Ansicht dastand.

Trotz der Abgeschiedenheit, in der wir lebten, kaum mit irgend Jemand, unsere gütigen Wohlthäter ausgenommen, in Berührung, erhaschten wir doch lebhaft jede Nachricht, die in unsern Bergen wiedertönte. Mit athemloser Aufmerksamkeit lauschten wir unseren seltenen Besuchern; sie erzählten von dem unbeugsamen Muthe der Görgeyschen Truppen, abgehärtet durch die Beschwerlichkeiten selbst, die sie zu überwinden hatten. Es hieß, daß die Gemeinen wie die

Officiere Görgey mit blindem Gehorsam ergeben waren:

„Was läßt sie niemals im Gehorsam wanken?
Des Geistes Kraft, der Zauber der Gedanken.
Mit Glück gepaart, das Conrad (Görgey) wohl benützt,
Auf fremde Schwächen seine Willkühr stützt,
Die Menge lenkt, und was sie kühn vollbracht
Als Sieg erscheinen läßt der eignen Macht.
So war es stets, so wird es sein auf Erden,
Daß viele sich für Einen mühen werden; —
Doch hasse keiner ihn, den großen Mann,
Der seinen Ruhm durch and'rer That gewann,
O trügst du seiner Ketten gold'ne Last,
Dir schiene leicht, was du zu tragen hast.

Ungleich der alten Sage Heldenschaar
Dämonen, deren Antlitz göttlich war,
Erscheint in Conrad (Görgey) nichts bewundernswerth,
Wenn auch sein Blick des Feuers nicht entbehrt.
Wohl ist er kräftig, doch herkulisch nicht
Nichts, was der ries'gen Helden Bild entspricht;
Allein wer näher ihn betrachten kann,
Der scheidet leicht ihn vom gemeinen Mann.
Man forscht und staunt und muß es anerkennen,
So sei's, sind auch die Gründe schwer zu nennen. —
Gebräunt das Antlitz, bleich die hohe Stirn;
— — — — — — — — —
Das Zücken seiner Lippen zeiget an
Den stolzen Sinn, den er kaum bergen kann,

Wenn Ruhe seinem Ausdruck auch nicht fehlt,
So ist doch etwas stets, was er verhehlt.
Der Züge wechselvolles Farbenspiel
Stößt ab den Blick, dem es zuerst gefiel,
Auf dem Gemüthe lastet eine Schwüle,
Die zeugt von unklar schaurigem Gefühle.
So ist's vielleicht, jedoch sein strenger Blick
Drängt jede Frage eisigkalt zurück.
Wohl sind nur Wenige, die ohne Grauen
In sein erspähend Auge konnten schauen;
Denn wohl verstand er's, jeden zu beirren,
Der sich vermessen wollt', ihn zu entwirren,
Beachtend scharf das räthselhafte Wesen
Um den verborgnen Sinn herauszulesen;
Doch leicht vereitelt Conrad (Görgey) dieses Ziel
Und wendet listig um das ganze Spiel.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Nur wenig sichtbar ist des Bösen Spur,
Im Innern aber rächt sich die Natur.
Es äußert Liebe sich, doch Haß und Trug
Verräth nur leis des bittern Lächelns Zug.
Ein leicht Erbleichen — kaum bemerkbar Beben
Sind Zeugen von der Leidenschaften Leben.
Die wohlbeherrschten Mienen zu durchdringen
Kann unsichtbarem Blicke nur gelingen.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
So hatte die Natur ihn nicht geschaffen,
— — — — — — — — —

Er war ein and'rer, eh' durch seine Thaten
Er mit der Welt und Gott in Kampf gerathen.
Des Lebens Schule hat er durchgemacht,
In Worten klug, im Handeln unbedacht,
Mit stolzem Sinne feindlich jedem Zwang
War diese Tugend selbst sein Untergang.
Er fluchte ihr, als hätt' sie ihn betrogen,
Nicht den Verräthern, die auch ihn belogen. —

Von der andern Seite kamen Nachrichten von den rohen Gewaltthätigkeiten, mit denen die Horden des protestantischen Exgeistlichen Hurbán die Nachbarcomitate heimsuchten. Bei seinem Einbruche war er von östreichischen Truppen unterstützt worden, seine Aufgabe war, die Slowaken der obern Gegend gegen die Ungarn aufzureizen und den Landsturm aufzubieten, um die Kräfte der Ungarn zu theilen. Die Art, wie er diesen Auftrag vollzog, war eigenthümlich.

Der Kern seines Landsturms bestand aus brodlosen Rastelbindern, wo er nun mit diesen in eine große slowakische Gemeinde kam, rief er gleich die ganze Bevölkerung ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes zusammen, und begann seine Rede. Er pries zuerst die väterliche Liebe des Kaisers für sein Volk, und legte besonders Gewicht auf die Versicherung, der Kaiser wolle

die ganze Last des Regierens auf seine Schultern nehmen, und die Unterthanen von der Bürde der Selbstadministration befreien. Wenn diese Rede nicht den gewünschten Erfolg hatte, dann wurde er zornig über das „dumme Volk" und schalt sie. Aber auch seine Beschreibungen der ehemaligen Größe des slavischen Reiches, und der furchtbaren Unterdrückung, die die erlauchten Söhne dieses Stammes von den Ungarn erfahren hatten, machten keinen Eindruck, wenn er die Slowaken aufforderte, sich ihm und der kaiserlichen Fahne anzuschließen; wenn aber seine Worte keinen Anklang fanden, dann gebrauchte er Drohungen und wandte Gewalt an. Wohin sich auch seine gesetzlosen Banden wandten, waren Erpressungen an der Tagesordnung, um so mehr, als er sich immer nur dahin zog, wo er sicher war, keine ungrischen Truppen zu finden. Da dies der Fall in unserer Gegend war, so konnten wir mit Sicherheit einem Besuche Hurbáns entgegensehen.

Am 2. Februar erhielt ich die erste Mittheilung, daß mein Mann den Ort seiner Bestimmung glücklich erreicht habe, Dank dem Allmäch-

tigen! es war ein Segen für mich. Es war der erste Sabbathtag festlicher Seelenruhe, nach langen Wochen tiefer Angst, die mich erdrückt hätte, wenn ich nicht der ewigen Güte fest vertraute. Ich begann nun regelmäßig am Morgen und Nachmittag mit meinen Kindern lange Spaziergänge zu machen, um die holden Kleinen an die strenge trockne Kälte zu gewöhnen, die übrigens den Körper stählte, wie die Entschlossenheit das Gemüth. — Wie großartig und mild war unser Thal in seiner einsamen Einfachheit, wie Sympathie erweckend für ein sehnendes Herz, wenn der Sonne rosiges Lebewohl sich über die Höhen ausbreitete und zu sagen schien, „auf Wiedersehen." — Doch über wie viele Gräber gefallener Freunde, über wie viele verwittwete Frauen und vaterlose Waisen, über wie viel zerstörte Wohnungen, die dem Sturm des Krieges erlegen waren, schienen diese leuchtenden Strahlen! —

Unsre freundlichen Wirthe, die so besorgt uns mit älterlichem Wohlwollen jede Bequemlichkeit zu verschaffen bemüht waren, fragten nie, wer ich war, nicht nur die ältern Glieder der Familie, aber selbst die Kinder, bei denen doch die

Neugierde so natürlich ist, zeigten nie das Verlangen, meinen Namen oder früheren Wohnort zu erfahren. Unser beschützender Freund hatte ihnen gesagt, daß wir vom eigenen Heerde vertrieben seien, und niemand erkundigte sich weiter.

Ich erfuhr jetzt, daß unsere Güter sequestrirt seien; es war also unmöglich, dahin zu gehen, ich suchte abermals Mittel, zu meinem Mann zu gelangen, ich wandte mich an einen Herrn in der Nachbarschaft, der mir sonst fremd war, und hoffte, daß er mit seinen Verbindungen mir zu einem Passe behülflich sein könnte. Er war bereit, alles zu versuchen, vergebens. — Da kam plötzlich wieder die Schreckenskunde, Hurbán sei im Anmarsch gegen unser friedliches Thal. Wir packten rasch unser kleines Gepäck zusammen, und wollten mit dem ganzen Heere von Kindern uns in ein entferntes Häuschen flüchten, auf dem Kamme des Gebirges, wo niemand wohnte, als der Waldheger, doch leider war auch dieses Fleckchen keine Zufluchtsstätte mehr für uns. Das Gerücht hatte sich verbreitet, Bayonette, für die ungrische Regierung bestimmt, seien an diesem Orte verborgen, und bei der Gewohnheit des

Ausplünderns, nicht selten bei den Ungarn, die nicht den Unglauben des Apostels Thomas theilen, sondern viel eher der Leichtgläubigkeit zu zeihen sind, war es nicht anders zu erwarten, als daß Hurbán sehr bald davon unterrichtet werden würde, — der Rückzug war uns daher auch nach dieser Seite abgeschnitten.

Ich besorgte, die so ehrenwerthe Familie, der ich so viel verdankte, zu compromittiren, wenn der Feind käme, ich mußte daher abreisen, aber wohin? Dies war die Frage, die stets wiederkehrte, ohne befriedigend gelöst werden zu können.

Ich bat jenen edlen Freund um Rath, der auf allen diesen Wanderungen der treue Gefährte und Beschützer meiner selbst und meiner Kleinen war, und wir entschlossen uns endlich, wieder unsere vortrefflichen Verwandten aufzusuchen, die wohlbekannt mit der ganzen Gegend uns wenigstens die Richtung angeben konnten, die uns der Gefahr entfernte. —

Wir nahmen nun Abschied von unsern neuen, aber erprobten Freunden, von dem sichern Asyl, in dem wir zwei unter solchen Umständen glückliche Wochen verlebt hatten, und waren abermals

den Stürmen der Ungewißheit überlassen. Wir erreichten in einem Tage unsere Verwandten, sie sandten uns rasch mit der Empfehlung weiter: „Freunde, die in Noth sind." Mit diesen Worten versehen, wanderten wir weiter.

Gegen Abend hielt unser Wagen in einem freundlichen Dorfe am Thore eines wohnlichen Hauses. Ich muß gestehen, mein Herz pochte stark; mit kleinen Kindern und all dem Zubehör unter solchen Umständen bei Fremden einzutreten, deren Ansichten und selbst ihre Verhältnisse uns vollkommen unbekannt waren, war keine leichte Aufgabe. Doch die Nothwendigkeit gebot, ich hatte keine Wahl.

Oft erinnerte ich in spätern Tagen, als ich in dieser freundlichen Wohnung aller Bequemlichkeiten genoß, die ich, seitdem ich unser Schloß verlassen, natürlich vermißte, jenes ängstlichen Gefühls, das sich meiner bemächtigt hatte, als ich, eine sich in die Familie eindringende Fremde, zuerst an der Schwelle des Hauses stand, nicht ahnend, daß die echte Menschenfreundlichkeit der Bewohner mir ihre Güte so edel zu Theil werden lassen würde, daß ich bei ihnen nie jenen

Schmerz fühlte, der die Brust durchzuckt, wenn wir materielle Wohlthaten von Fremden empfangen.

Unsere herzlichen Wirthe fühlten dies selbst und wir waren sehr bald einander nicht fremd. Meine Absicht war dennoch, nicht länger hier zu weilen, als es gerade unausweichlich war. Ich raffte daher alle meine Energie zusammen, um mir einen Paß zu verschaffen. Ich erkundigte mich, bat, und sandte nach allen Seiten und war überzeugt, daß ich mit der Zähigkeit weiblicher Energie endlich durchdringen müsse. Ich beschloß, auf dem geradesten Wege in Pesth, dem Centralpunkt der östreichischen Kriegsadministration, erfahren zu lassen, was ich thun könnte. Ich wünschte für mich und meine Kinder unter fremdem Namen einen Paß zu erhalten, um jenen Insulten zu entgehen, denen mich mein ungrischer Name ausgesetzt hätte, wenn ich zufällig einem östreichischen Truppenkorps oder gar Hurbáns Banden begegnet wäre, für die, wie es hieß, jeder Vorwand zum Plündern willkommen war. Die Antwort von Pesth aus war nicht ermuthigend. Es hieß, mit einem Paß unter fremdem Namen zu reisen, sei nach östreichischen Gesetzen mit Gefäng-

niß im Arbeitshaus bestraft, und diese Verordnung werde jetzt strenge befolgt. Ferner wurde mir angezeigt, daß wenn ich selbst nach Pesth ginge, mir vielleicht aus persönlichen Rücksichten ein Paß nach Wien gewährt werden dürfte, auch hier würde ich zwar keinen Paß ins Ausland erhalten, doch sei die Flucht von dort aus leichter zu bewerkstelligen.

Ich muß gestehen, ich fand nicht viel Weisheit in diesem Rathe; wenn ich erst von Wien fliehen sollte, warum denn nicht lieber von dem Orte, wo ich eben weilte und der doch der Grenze näher lag. Und war der Gebrauch eines Passes unter erborgtem Namen verboten, — so war die Flucht wohl auch nicht erlaubt. In Hinsicht der Moralität der Handlung, unter angenommenem Namen zu reisen, hatte ich durchaus keine Scrupeln; reisen denn Könige und Fürsten und ihre Familien nicht auch häufig unter erborgtem Namen, blos um lästigen Feierlichkeiten und der Unbequemlichkeit der Etikette zu entgehen? warum sollte ich nicht, so dachte ich, auch unter fremdem Namen reisen, da ich dadurch blos der Rohheit der Soldaten entgehen will.

Nach Wien wollte ich nicht; um dort aufzufallen und beaufsichtigt zu werden, dem wollte ich mich nicht aussetzen, und war daher geneigt, die Flucht von Ungarn aus zu versuchen. Warum sollte man es denn hindern wollen, daß ich zu ihm gehe, dem ich gesetzlich angehöre? Doch meine Kraft begann mich zu verlassen, blos durch die heftige Aufregung erhalten, sank sie plötzlich, als eine Pause der Ruhe eintrat. Wie sollte ich nun krank, mit zwei Kindern, und der nahen Aussicht auf ein drittes fortreisen, und den Gefahren trotzen, denen mich ein angenommener Name aussetzte.

Mein Herz sehnte sich nach meinem Manne, meine Besorgniß um meine Kinder hielt mich ab, ihm zu folgen, so standen meine Wünsche in den Wagschalen des Entschlusses im Gleichgewichte. In solchen Momenten entscheidet die geringfügigste Kleinigkeit; meine Wirthe boten mir mit der freundlichsten Herzlichkeit ein Asyl, ich nahm es an, und blieb. —

Zu dieser Zeit brachen sonnige Strahlen der Hoffnung durch die Winterwolken jener gedrückten Stimmung, die seit dem Einrücken der Oestreicher unsern Horizont umdüsterten. —

Siebentes Kapitel.

Kriegsscenen aus dem Winterfeldzug.

In den ersten Tagen Januars hatte Kossuth und das Vertheidigungs-Comité mit den Generälen Görgey, Vetter, Répássy und Perczel in Pesth Kriegsrath gehalten; Graf Batthyány, Deák, Erzbischof Lonovics und Graf Anton Mailáth waren mit Friedensanträgen in das Lager Windischgrätz's gegangen, sie wurden aber daselbst zurückgehalten, und Windischgrätz erklärte: „mit Rebellen unterhandle er nicht.“ Es wurde nun beschlossen, keine Hauptschlacht unter den Mauern der Hauptstadt zu wagen, sondern Pesth aufzugeben, und die Regierung über die Theiß nach Debreczin zu verlegen; Perczel sollte die Theißlinie halten, bis die untere Armee, die so eben die

Serben geschlagen hatte, sich an die Maros hinaufzöge, Görgey dagegen sollte über die Gebirge Oberungarns marschirend die Vorräthe der Regierung überall mit sich nehmen, die Colonnen der Generäle Götz, Jablonovski, Deym und Schlick bedrohen und ihre Vereinigung hindern. Doch kaum hatte Görgey Pesth verlassen, als er schon von Waizen aus eine Proclamation publicirte, in der er erklärte, die ungrische Armee kämpfe für die Gesetze vom 11. April 1848, und für den rechtmäßigen König Ferdinand den Fünften, sie werde in diesem Sinne selbstständig und unabhängig von irgend einer andern Autorität das Vaterland vertheidigen; — es war eine Lossagung von Kossuth und dem Vertheidigungs-Comité.

Görgey marschirte nun in drei Colonnen nach Oberungarn. Guyon befehligte den Nachtrab und deckte bei Ipoly Ságh durch seine Tapferkeit am 10. Januar 1849 den Rückzug und die Bagage der ungrischen Armee gegen die andrängenden Oestreicher. Görgey selbst erlitt dagegen am 17. Januar zu Schemnitz eine Schlappe, er wurde durch Götz und Jablonovski geworfen, der Chef seines Generalstaabes, Obristlieutenant Pustelnik,

ein junger talentvoller Dalmatiner, fiel schwer verwundet den Oestreichern in die Hände. Der 30. Januar ermuthigte jedoch die Truppen Görgey's, die an diesem Tage die slowakischen Freicorps bei Turcsi in wilde Flucht schlugen. Guyon, der jetzt die nördliche Colonne führte, war noch glücklicher, er nahm die Silber- und Goldvorräthe der Regierung von den Bergstädten, und das Schießpulver aus den Pulvermühlen bei Neusohl mit sich, und erreichte Zipsen, ohne auf ernsten Widerstand zu stoßen. In Neudorf überfielen ihn die Oestreicher bei Nacht am 2. Februar, ein blutiger Kampf entspann sich, die Honvéds siegten, der Feind wurde zurückgeschlagen. Guyon setzte nun seinen Marsch gegen das Sároser Comitat fort, das von einer Abtheilung der Truppen des Generals Schlick besetzt war, die besonders die Pässe des steilen Branyiszko-Gebirges deckten. Die Position der Oestreicher schien uneinnehmbar, doch Guyon stürmte sie aus dem Thale hinauf mit dem Bayonette, er opferte den vierten Theil seines Corps, aber er nahm die Batterien im Sturm, die Oestreicher wurden geschlagen und flohen. Schon früher war eine andere Abtheilung dessel-

den Corps an der Theiß, zuerst bei Tokaj, dann bei Hidas Némethi am 12. und 18. Januar durch Klapka in zwei bedeutenden Schlachten geschlagen worden, sie wurden gegen Kaschau gedrängt, wo ihnen nun Görgey entgegenkam. Von beiden Seiten bedroht eilten sie auf dem einzigen Wege, der ihnen noch offen stand, durch die engen Thäler von Torna nach Gömör, sie erreichten glücklich die Nachbarschaft von Tornallya, wo Schlick eine feste Position nahm in dem weiten Thale von Tornallya, Beje Királyi und Sajó Gömör, und seine ermüdeten Truppen ruhen ließ.

Am 14. Februar speisten mehrere östreichische Generäle in Sajó Gömör, als plötzlich im Norden Kanonendonner aus der Gegend von Aggtelek erscholl. Die Officiere schreckten auf und eilten, sich über die Annäherung der Ungarn zu vergewissern, in einer halben Stunde stand das ganze Corps in Schlachtordnung, man erwartete die dritte Colonne Görgey's. Die Vorposten gehörten zu diesem Corps, die die Schüsse gethan hatten, doch es blieb beim Recognosciren, die Ungarn rückten nicht vor. Kaum hatten sich aber die Oestreicher gelagert, als mehrere Schüsse in

entgegengesetzter Richtung fielen, General Dembinski, der in Miskolcz sein Hauptquartier hatte, war von den Bewegungen der Oestreicher unterrichtet, und nahte mit achttausend Mann, um Schlick in den Rücken zu fallen. Die Oestreicher waren von panischem Schrecken ergriffen, Augenzeugen erzählten, daß selbst Officiere laut riefen: „Wir sind umrungen, wir sind verloren!“ — Eine heftige Kanonade folgte und dauerte mehrere Stunden, doch Dembinski griff nicht ernstlicher an, augenscheinlich wartete er auf Görgey. Mit der Nacht hörte das Schießen auf beiden Seiten auf, am nächsten Morgen war der Feind verschwunden, Schlick war nach Rima Szombath und von dort in die Mátragebirge nach Heves gezogen, wo er mit seinen, durch die Ungarn und durch die beschwerlichen Märsche decimirten Truppen die Ebene von Kápolna endlich erreichte, und sich mit Windischgrätz vereinigte.

Es regte sich schon in dieser Epoche vielfach der Verdacht, daß Görgey aus Eifersucht gegen Dembinski diesen nicht unterstützt und die Verfolgung Schlick's nur lau betrieben habe, obgleich das einverständige Zusammenwirken der zwei

Generäle dies östreichische Corps ganz hätte aufreiben können.

Dembinski war im Januar aus Paris nach Debreczin gekommen, er hatte Perczel auf einem glücklichen Zuge begleitet, bei welchem dieser den Oestreichern eine bedeutende Schlappe bei Szolnok beigebracht, seinen Vortheil aber nicht hinlänglich benutzt hatte, und erhielt bald den Oberbefehl der ungrischen Armeen.

Nach dem glänzenden Siege Guyon's am Branyiszko hatte Görgey officielle Berichte nach Debreczin gesandt und die Autorität Kossuth's und des Vertheidigungs-Comité's anerkannt. Er erhielt nun den Befehl, sich mit der Theißarmee zu vereinigen, doch der Ehrgeiz Görgey's war durch die Ernennung Dembinski's zum Ober-Commandanten verwundet, es kränkte seinen Stolz, daß er dem Fremden, sobald die Vereinigung vor sich ginge, sich unterordnen müßte, — Görgey konnte niemand über sich vertragen. — Als nun Windischgrätz, um Schlick zu retten, gegen Kapolna diesem entgegenzog, und Dembinski und Görgey hier am 24. Februar die Schlacht annahmen, entspann sich während des Kampfes ein

Streit zwischen den zwei Generälen. Görgey wollte die Befehle Dembinski's, die er für verderblich erklärte, nicht vollziehn, die Folge davon war, daß die mörderische Schlacht, die zwei Tage lang dauerte, ohne entscheidendes Resultat blieb. Die Ungarn wurden am ersten Tage zurückgedrängt, doch der verzweifelte Widerstand, dem Windischgrätz am nächsten Tage begegnete, erlaubte ihm nicht, seinen Vortheil zu benutzen, er zog nach Pesth zurück und erließ ein großsprecherisches Bulletin, — Dembinski und Görgey marschirten wieder an die Theiß, wo der Geist der Truppen durch die Nachricht von dem glänzenden Siege, den Damianics am 26. Februar über die Oestreicher in Szolnok erfochten hatte, neu gehoben wurde. —

Feldmarschalllieutenant Schlick war mit seinen Truppen und Generälen auf seinem etwas raschen Rückzuge aus Ober-Ungarn durch unsere Nachbarschaft gekommen; eine lange Wagenreihe begleitete ihn, es waren antinationale Ungarn mit ihren Familien, die aus der Sároser Gespanschaft flohen, weil ihre Landsleute dieselbe besetzt hatten. Man erzählte mir, daß diese Renegaten

überall wo sie es konnten, übermüthiger als die östreichischen Soldaten ihrer Zerstörungslust freien Lauf ließen. In einem Hause nahmen sie die Atlasdecken von den Betten, um ihre Pferde darein zu hüllen, in einem andern zerstachen sie mit Stecknadeln das Porträt einer längstverstorbenen liebenswürdigen Dame, weil sie die Schwester eines der ungrischen Häuptlinge war. Der keckste dieser Rebellen gegen ihr eigenes Vaterland, Graf Moritz Pálffy, sagte offen, daß, wenn es den Oestreichern nicht gelingen sollte, die Ungarn zu erdrücken, die Russen zu Hilfe gerufen würden, und sollte dies auch nicht hinlänglich sein, so müßten die Bauern und Arbeiter gegen die höhern Stände aufgewiegelt werden. Die große Mehrheit der östreichischen Officiere gab übrigens keine Beweise einer guten Erziehung. Ich weiß es, daß ein General eine Dame in ihrem eigenen Hause eine „ungrische Hündin" nannte, weil ihr Wein ihm nicht mundete, und er meinte, sie habe den bessern für die „Rebellen" aufbewahrt. Ein anderer behauptete, er verstünde nicht ungrisch, „diese Rebellensprache," wie er sie nannte, trotz dem daß er in frühern Zeiten sich gern in den

gastfreien Häusern des Adels in dieser Sprache unterhalten hatte. Doch gab es andrerseits einige Oberofficiere in der östreichischen Armee, die eine Ausnahme bildeten und deren humanes und anständiges Benehmen von den Ungarn, die mit ihnen zu thun hatten, lobend anerkannt wurde; aber selbst diese kannten Ungarn und die ungrischen Verhältnisse nicht im Geringsten. Sie erzählten die abgedroschene Geschichte, daß Kossuth König werden wolle, und ähnliches mehr, sie hatten keinen Begriff von der ungrischen Constitution und wußten kaum, daß diese älter sei als die östreichische, wie sie in Wien, Kremsier und Ollmütz zugeschnitten wurde. Ein Characterzug der Ungarn fiel ihnen dennoch auf, sie konnten es nicht läugnen, daß die Ungarn ihr Vaterland liebten, und daß der Krieg ein nationaler sei. — In Rima Szombath musterte General Schlick seine Truppen, einige Zuseher bewunderten die Präcision, mit der die Bewegungen ausgeführt wurden, als ein Knabe, der auf der Straße spielte, laut ausrief: „und doch werden diese Soldaten aus dem Lande gejagt werden.“ Ein Officier wollte den vorlauten Buben züchtigen, doch der

General erlaubte es nicht und sagte: „Die Vaterlandsliebe wird hier mit der Muttermilch eingesogen.“

General Schlick war überhaupt populär in Ungarn, nicht sowohl wegen seines Benehmens, mit dem man nicht oft die Gelegenheit hatte zufrieden zu sein, sondern weil er in Ungarn für den ausgezeichnetsten der östreichischen Feldherren galt. Eine Anecdote wurde in dieser Hinsicht von ihm erzählt, die vielleicht nicht ganz correct ist, aber jedenfalls einen Beweis von dieser Stimmung liefert, da sie allgemein geglaubt wurde.

Schlick war vor vielen Jahren als Obrist in Ungarn gelegen; zufällig wurde ein Husar, der in jener Zeit sein Privatdiener gewesen war, in einer der Schlachten an der Theiß von den Oestreichern gefangen, Schlick erkannte ihn gleich und sprach ihn an, der Husar bat um seine Freiheit und sein früherer Herr gewährte sie ihm. Der Husar blieb aber noch im Lager und meldete sich abermals bei dem Generale, indem er sich für die ihm erwiesene Gnade höchlich bedankte, und zugleich meinte, daß ein Husar ohne Säbel doch nur ein halber Mann sei, Schlick ließ ihm den

Säbel wiedergeben, der ihm abgenommen worden war, als er gefangen wurde. Das Gesicht des Husaren erheiterte sich, er wandte sich gegen die Thüre, blieb stehn und kehrte nochmals um; der General fragte ihn etwas ungeduldig: „Was giebt es denn noch weiter?“ — „Herr Obrist,“ sagte der Husar, „ich wünsche Ihnen stets das Beste und möchte Ihnen gern einen guten Rath ertheilen, — kommen Sie zu uns Ungarn über, wir sind so brave Leute.“ Der General war gerührt von der Naivität seines alten Dieners, sagte aber ernst, „Geh,“ worauf der treue Soldat mit gewohnter Subordination sich entfernte.

Diese aufrichtige Anhänglichkeit, die ein Characterzug der ungrischen Husaren ist, ist gewöhnlich mit unbezwinglicher Kühnheit gepaart, es ist ein phlegmatischer Muth, und vollkommene Geistesgegenwart.

Im März ritten zwei Husaren aus dem Lager in Kövesd ins nächste Dorf, um ein gutes Glas Wein zu trinken. Sie fanden diesen aber schlecht und ritten daher weiter und immer weiter, überall den Wein in den Gasthäusern kostend, zuletzt kamen sie bei dieser Entdeckungsreise bis

nach Gyöngyös, acht deutsche Meilen weit von Kövesd. Sie stiegen im Wirthshaus ab, fanden endlich den Wein, den sie suchten, und erkundigten sich während des Trinkens bei dem Gastwirth, ob noch Oestreicher in der Stadt lägen. Sie erhielten die Antwort, sie seien vor mehreren Tagen fortgezogen. Die Husaren frugen darauf, ob der Bürgermeister ein guter Patriot sei; es hieß, „nicht besonders," er habe Tags zuvor eine bedeutende Menge von Provisionen an die Oestreicher gesandt. Als die Husaren ihre Mahlzeit vollendet hatten, gingen sie gerade zum Bürgermeister, warfen ihm vor, er sei ein schlechter Ungar, der dem Feind Provisionen nachsendet, und meldeten ihm, sie seien Quartiermacher, sechstausend Ungarn seien im Anzuge. Bei dieser Nachricht erschrack der Bürgermeister vor den zwei Husaren, trotz dem, daß die Oestreicher noch ganz nahe waren; er gehorchte allen Befehlen der zwei Abentheurer und erzählte ihnen auf ihre Fragen, ein östreichischer Officier sei mit seinem Diener wegen Unpäßlichkeit zurückgeblieben, die kecken Burschen gingen jetzt gerade auf das Haus zu, wo der Officier, Obrist Graf Montecuculi wohnte,

sie traten vor ihn, und erklärten ihm, er sei ihr Gefangener, jeder Widerstand sei vergeblich, ihre Escadron sei bei der Hand. Der Obrist ergab sich, wurde auf einen leichten Wagen gesetzt, den die Husaren für diesen Zweck bestellt hatten, und erstaunte nicht wenig, als er erst in der Entfernung von acht Meilen auf die Vorposten der Ungarn stieß, wo ihn die zwei Helden im Triumph dem Officiere übergaben.

Mit solchen Männern hatten die Oestreicher zu kämpfen, aber sie begriffen diese kräftigen Naturen so wenig, daß sie trotz der Jahrhunderte alten, täglichen Verbindung mit dem Volke stets die verkehrtesten Mittel anwandten, um ihre Zwecke zu erreichen. Man sah dies nicht nur aus dem Inhalt ihrer Proclamationen, sondern auch aus der Art, wie diese verkündet wurden. Ueberall, wo die Oestreicher einrückten, mußten die Geistlichen aller Religionen und Confessionen die Erlasse Windischgrätz's von der Kanzel oder vom Altare verlesen. Im Tornaer Comitate erhielt ein katholischer Geistlicher diesen Befehl, aber er hatte wenig Lust, demselben Folge zu leisten. Mehrmals aufgefordert zu gehorchen, sagte er endlich

dem Officier, der dort den Befehl führte, er sei bereit zur Publication, er wolle die Proclamation vorlesen, doch würde es auf das Volk einen größern Eindruck machen, wenn dabei zwei Soldaten mit gefälltem Bayonette sich auf die Stufen des Altars stellten. Der Officier meinte, dies sei zu ungewöhnlich und könnte nicht geschehen, doch der Geistliche bewies ihm so klar, daß der Anblick der Militärmacht die Worte Windischgrätz's bedeutend unterstützen würde, daß ihm der Officier endlich nachgab. Als nun das Volk sah, daß Bayonette ihren Geistlichen bedrohten, war es so erstaunt, daß es der Erlasse und der Versprechungen und Drohungen, die darin enthalten waren, nicht achtete. —

Doch nicht bloß Proclamationen, sondern auch Proscriptionslisten wurden von der geheiligten Stelle verlesen, von der nur das Wort Gottes verkündet werden sollte.

Mit Schlick und seiner retirirenden Armee erhielten wir eine solche Proscriptionsliste. Es gab deren verschiedene, die die Generäle eines jeden Truppencorps proscribirten, nach den Eingebungen ihrer Individualität. Im Süden äch-

tete man den General Kiß, den Deputirten Bukovics und alle, die als Oberofficiere oder Civilcommissäre gegen die Serben gedient hatten; in Croatien im Allgemeinen die Freunde der Ungarn. Wie falsch aber die Oestreicher die wahre Stellung und den Einfluß der ungrischen Führer beurtheilten, darüber diente die Proscriptionsliste Schlick's zum besten Beweis. Sie enthielt ungefähr ein Dutzend Namen, natürlich jene Kossuth's, Szemere's, Pulszky's, Nyáry's und Madarász's, als der Mitglieder des Vertheidigungs-Comité's, dann jene von Meszáros, Perczel, Bem und Graf Casimir Batthyány als der Generäle. Aber neben ihnen las man die Personalbeschreibung Petöfy's, des Dichters, Stancsics's, des halbwahnsinnigen Deputirten, dessen Reden und Journalartikel ihm keinen Einfluß zu verschaffen im Stande waren, Szöllösy's, des gewesenen Dollmetsch's in Semlin, der jetzt im Vorzimmer Kossuth's jene zu unterhalten hatte, die den Präsidenten des Vertheidigungs-Comité's sprechen wollten, endlich Irányis und Lukacs's. Beide waren Commissäre, der eine in Eperies, der andere in Raab, beides intelligente junge Leute, die aber

ihre Thätigkeit nur noch in ihrem beschränkten Wirkungskreise entwickelt hatten. Kossuth's Frau war mit drei Kindern auch auf der Liste, und alle wurden als auf flüchtigem Fuße befindlich angegeben, daher auch ihr Signalement in Galicien überall publicirt wurde. — Einige dieser Beschreibungen waren nicht nur treu, sondern sogar poetisch, andere waren merkwürdig wegen ihrer Unrichtigkeit und Lächerlichkeit.

Kossuth war vollkommen so dargestellt, wie ein Romanschreiber seinen Helden mahlt. Seine stolze Stirn war im Gegensatz zu seinen freundlichen Lippen und weißen Zähnen herausgehoben, und die Gluth seiner dunkelblauen Augen unter den schwarzen Brauen und langen Wimpern eben so wenig vergessen, als die krankhafte Blässe des edlen Gesichtes, seine einnehmende Stimme und seine Kenntniß der meisten europäischen Sprachen wurde speciell als ein Erkennungszeichen angegeben, und dabei ganz naiv bemerkt, er trage im Sommer kein Halstuch, sondern einen umgeschlagenen Hemdkragen. Es schien also, daß die proscribirenden Herren selbst eine Ahnung hatten, der Krieg dürfte sich doch trotz dem, daß sie Kos-

suth als flüchtig mit Steckbriefen verfolgten, bis in den Sommer verziehen.

Doch neben dieser Beschreibung war das Signalement seiner Frau sehr ungünstig, es wurde von ihr bemerkt, sie werfe stolze, hochmüthige Blicke um sich. Die arme Frau! seit mehrern Jahren von Augenleiden behaftet, hätte man sie wirklich nicht am stechenden Blicke erkannt, aber es war jedenfalls empörend, eine Frau mit drei Kindern proscribirt zu sehen, deren ältestes nur acht Jahre alt war.

Bei Mészáros mußte es der Steckbrief ebenfalls anerkennen, er habe ein offenes Husarengesicht; bei Madarász wurde boshaft bemerkt, seine Gesichtsfarbe sei schwarzgelb, es hieß von ihm, er habe ein Zigeunergesicht und große Hände, die in einem blauen Mackintosh stecken. — In dem vollen, gesunden Gesichte Szemere's entdeckte der Steckbrief den Ausdruck tiefsinnigen Nachdenkens, Irányi war als ein neuer Adonis beschrieben, der so eben aus den Händen eines pariser Schneiders hervorgeht; mein Mann war in der Proscriptionsliste nicht zu erkennen, und bei Nyáry, der nie die Gesetze der Mode zu beachten ge-

wohnt war, war ausdrücklich bemerkt „seine Kleidung unbekannt, jedenfalls elegant.“ Daß auch Petöfy proscribirt war, erschien sehr auffallend, es zeigte, daß die Oestreicher den Dichter ebenso fürchteten, wie den Redner oder den Soldaten, seine Aechtung war ein Tribut, den Schlick dem Genius brachte, denn Petöfy war nicht Deputirter, nicht Regierungscommissär, er hatte keinen Antheil an der Journalistik, aber sein Name war wohlbekannt im Lande, jedermann nannte den Dichter mit Stolz, der, noch nicht fünf und zwanzig Jahre alt, der größten Populärität sich erfreute. Petöfy, im Jahre 1823 geboren, war der Sohn eines Csárdawirthes[1]) in Unterungarn, der zugleich Fleischer war. Der Knabe besuchte die Dorfschule, später das Collegium von Debreczin, und wurde dann gemeiner Soldat. Er gab aber darum literarische Beschäftigungen nicht auf, und einige kleine Gedichte, die in dieser Epoche in den Journalen gedruckt wurden, erregten Aufmerksamkeit. Doch das öſtreichische Soldatenleben, den

---

[1]) Csárda, das Wirthshaus auf der Haide, ganz wie ein orientalischer „Khan.“

Launen eines brutalen Korporals und der oft noch brutalern Arroganz des östreichischen Officiers ausgesetzt, wurde dem jungen Dichter vollkommen unerträglich; er verließ den Dienst und engagirte sich als Schauspieler bei einer wandernden Komödiantentruppe; er war aber nicht bestimmt, der Garrick seines Vaterlandes zu werden. Auf einer seiner Wanderungen kam er nach Pesth und ließ mehrere seiner Gedichte drucken. Die Kritik verfuhr etwas strenge mit ihm; Petöfy besaß die ganze Empfindlichkeit des Autodidacten und hatte etwas von der Rohheit des Sohnes der Puszta, aber seine Gedichte waren durchweht von dem lebendigen frischen Hauche der Natur. Diese einfachen Töne der Haide machten auf die künstlich gebildete Gesellschaft von Pesth denselben Eindruck, den die tiefgefühlten Gesänge von Burns auf die geglättete englische Lyrik des vorigen Jahrhunderts gemacht hatten. — Petöfy ward anfangs streng getadelt, man warf ihm häufige Formlosigkeit vor und die Unbedeutendheit einiger seiner Gedichte; der Dichter antwortete auf diese zum Theil wohlbegründeten aber oft gehässig formulirten Bemerkungen in einer höchst unwissenschaft-

lichen Weise, in der seine Unerfahrenheit mit dem Stolze des verkannten Dichtergenies auf seltsame Weise gepaart war. Eine Novelle, die er nun drucken ließ, bewies seinen Mangel an gesellschaftlicher Bildung, er kannte die Gesellschaft nicht, die er beschrieb. Uebrigens war seine Kleidung ganz in Uebereinstimmung mit seinen Begriffen, um keinen Preis hätte er einen schwalbenschweifigen Frack, eine Krawatte, Handschuhe oder einen hohen Hut mit schmaler Krempe getragen. Diese Eigenthümlichkeiten hielten ihn von den socialen Cirkeln in Pesth entfernt und machten ihn bitter gegen die Gesellschaft. Doch bald machte der liebliche Reiz, der seine Gedichte characterisirte, die Naturlaute, die in ihnen ertönten, und die immer vollere Rundung ihrer Form seinen Namen bekannt und populär; seine Ecken schliffen sich ab, er heurathete ein liebenswürdiges Mädchen und versöhnte sich etwas mit der Geschmacklosigkeit des französischen Kleiderschnittes, aber er blieb der geschworne Feind der Krawatte.

Er begann nun größern Antheil am politischen Leben zu nehmen; er war in seinen Ansichten ein Republicaner. Als im März 1848 die

Revolution durch alle Hauptstädte Europas schritt, war Petöfy am 15. März an der Spitze jener Pesther, die die Censur de facto abschafften, als sie in die Druckerei Landerer's eindrangen und einige Strophen eines von Petöfy improvisirten Gedichtes und ihre eigene Petition an die Statthalterei roth druckten, und damit in Massen nach Ofen zogen, wo die Statthalterei ihrer Petition augenblicklich zustimmte. — Petöfy fand die Concessionen, die der in Preßburg versammelte Landtag in Wien verlangte, und die demselben gewährt wurden, ungenügend, er steckte als Partheizeichen die rothe Feder auf und agitirte für die Republik, doch die Männer, die in diesen kritischen Tagen des Ueberganges durch die öffentliche Meinung zu Führern aufgerufen wurden, Klauzál, Nyáry und Pulszky brachten diese Frage unmittelbar vor eine öffentliche Versammlung, wo die Republicaner in einer unbedeutenden Minorität blieben. Petöfy wollte keine neue Spaltung hervorrufen und unterwarf sich der Entscheidung der Mehrheit, aber seine Ansichten, die er bei dieser Gelegenheit entwickelt hatte, schlossen ihn von der parlamentarischen Laufbahn aus, er konnte es

nicht durchsetzen zum Landtag gewählt zu werden, trotzdem daß seine Gedichte im Schlosse des Herrn und in der Hütte des Bauern gesungen wurden. Als der Krieg ausbrach, ging er zur Armee, doch Bem war der einzige General, mit dem er stets in gutem Einverständniß blieb, er begleitete ihn auf seinen kühnen Zügen gegen den wallachischen Landsturm, gegen Puchner, gegen die Russen, und zeichnete sich in mehr als einem Gefechte aus. Doch wenn er nicht den Säbel in der Hand, zu Pferde saß, dichtete er Gesänge der Freiheit und des Sieges, in denen er Bem verherrlichte, seinen Lieblingshelden, den einzigen, der für seine Antipathie gegen Krawatten Nachsicht hatte. Mészáros der Kriegsminister, ein Mann von der aufrichtigsten Gutmüthigkeit und Freundlichkeit, wollte diese Nichtbeachtung der militärischen Vorschriften nicht erlauben, und sandte Petöfy zum Profosen, als der Dichter auch als Hauptmann sich weigerte, ein Halstuch zu tragen. Petöfy rächte sich durch einige bittre Epigramme und verließ die ungrische Armee, um bei der Siebenbürgischen einzutreten, wo er der Liebling Bem's wurde. Seit den letzten unglücklichen Gefechten war er

verschollen; es ist unbekannt ob er in der Schlacht fiel, oder ob er das unglückliche Schicksal jener Honvéds theilte, die verwundet in Siebenbürgen zurückblieben, und durch den wallachischen Landsturm in die Salzminen geschleudert wurden, oder ob er verkleidet in Ungarn herumwandert, auf eine Gelegenheit wartend, die es ihm möglich macht, entweder zu seinen Freunden zu gelangen, die jetzt in der Türkei gewaltsam zurückgehalten werden, oder jene glücklichern zu erreichen, die die gastfreien Ufer Englands betreten konnten.

Auch meine Gedanken wandten sich stets nach England, seitdem ich endlich Nachrichten erhalten hatte, mein Mann sei daselbst glücklich angelangt. Durch die Umstände zu passiver Resignation gezwungen, wünschte ich wenigstens für die Zukunft die Mittel mir zu verschaffen, um meinem Manne zu folgen. Ich schrieb daher einen umständlichen Bericht über meine Lage und die meiner Kinder an meine Eltern nach Wien, und bat sie, mir und den Kindern einen Paß für die nächsten Monate zu verschaffen, da ich nach der bevorstehenden Geburt meines Kindes abreisen wollte, doch die Postverbindung war abgeschnitten, ich mußte

mich daher entschließen, mein Stubenmädchen, eine Oestreicherin, an ihren Geburtsort zurückzusenden und übergab ihr die Briefe an meine Verwandten. Ich siegelte natürlich die Papiere nicht zu, doch das Mädchen fürchtete auf der Straße bestohlen zu werden, und nähte die Briefe mit ihrem Gelde in ihr Kleid ein.

Einige Tage nach ihrer Abreise erhielt ich einige unleserliche Zeilen, mit Bleistift gekritzelt, nur mit Mühe konnte ich entziffern, daß sie von dem armen Mädchen aus dem Gefängniß kamen.

Als sie in Balassa Gyarmath, dem Marktorte in der Nachbarschaft unsers Schlosses angekommen war, wurde ihr der Paß abverlangt, doch der Beamte, der mit dem Visiren der Pässe betraut war, erkannte bei dieser Gelegenheit das Mädchen, er hatte sie oft in unserm Hause gesehen, wo er in frühern Zeiten mehrmals gastfrei empfangen worden war. Das Mädchen wurde hart examinirt und durch Kreuzfragen belästigt, nicht nur ob sie etwas in Hinsicht meines Mannes wüßte, sondern auch über mich und selbst meine armen kleinen Kinder. Die Untersuchung wurde darauf auf den nächsten Morgen vertagt,

und ihr gestattet in das Gasthaus zurückzukehren, doch den nächsten Morgen wurde sie abgeholt und dem Kerkermeister übergeben, der sie entkleidete und ihre Kleider untersuchte. Man fand die Briefe und ihr Geld, beides wurde der östreichischen Militärbehörde zugesandt, das Mädchen aber in ein Zimmer gesperrt, wo sie endlich Mittel gefunden hatte, mir den Zettel zuzusenden, der mich mit ihren Unfällen bekannt machte.

Ich war in nicht geringer Verlegenheit, was ich eigentlich thun sollte. Wenn ich mich an die östreichischen Behörden wende, war der Ort meines Asyls verrathen, und wenn die Gegend, wo ich verborgen lebte, vom Feinde besetzt würde, war dann keine Aussicht vorhanden, zu meinem Manne zu gelangen. Doch das Mädchen konnte ich auch nicht ihrem Schicksale überlassen, ohne zuerst alles zu versuchen, was ich zu ihrer Rettung beitragen könnte; ich schrieb daher an frühere Bekannte, von denen ich wußte, daß sie einflußreich seien, ich erhielt aber keine Antwort.

Drei Wochen vergingen, da kehrte mein Mädchen unerwartet zurück. Sie verdankte ihre Befreiung aus der Festung Ofen, wo sie zuletzt

gefangen gehalten wurde, ausschließlich der freundlichen Vermittelung eines Oestreichers, der zufällig von ihr gehört hatte und die Erledigung ihrer Untersuchung beschleunigte, als er sich von ihrer Harmlosigkeit überzeugte, die endlich bei der Enduntersuchung auch von dem Kriegsgerichte anerkannt wurde. Es war aber auch schwer zu begreifen, warum sie so lange gefangen gehalten wurde, da der Inhalt der Briefe, die bei ihr gefunden worden waren, sich durchaus nicht auf Politik bezog, und selbst von den Behörden für vollkommen inoffensiv erklärt wurde. Natürlich fragte ich sie über jedes Detail ihres Abentheuers aus, was mich aber am meisten erschütterte, waren ihre Nachrichten über den Grafen Louis Batthyány, dem sie im Corridor neben ihrer Zelle begegnet war. Sie hatte ihm wenige Monate früher in Oedenburg gesehen, doch seine Züge waren so verändert, daß sie ihn nicht erkannt hätte, hätte er sie nicht angesprochen. Wie konnte es auch anders sein! Louis Batthyány's Adlerblick, getrübt durch die Finsterniß des Kerkers, sein stolzer Sinn, seine aristokratische Zurückhaltung ausgesetzt der indiscreten Untersuchung von Kerkermeistern und

Polizeibeamten und Officieren, gewöhnt mit gemeinen Naturen zu verkehren! Graf Batthyány, der edle Sprosse der Palatine, der mächtige Führer seiner Nation, der kühne Vorkämpfer des Königthums, gefangen genommen im Augenblicke wo er kam, den Frieden zu vermitteln, und von Kriegsgericht zu Kriegsgericht geschleppt! Was muß er gefühlt, was muß er gelitten haben! —

In dieser Epoche, im Monat März beunruhigte Hurbán abermals unsere Nachbarschaft mit seinen Horden, die wegen ihrer Excesse so berüchtigt wurden, daß selbst die östreichischen Officiere diese Waffenbrüder verläugneten. Wo immer sie sich nahten, wurde alles Werthvolle sorgfältig eingepackt und außer ihrem Bereich in Sicherheit gebracht. Auch wir behielten nur das Allernothwendigste im Hause und sandten alle Luxusartikel an entferntere Orte. Selbst in den slavischen Comitaten wurde das Volk so erbittert, daß es nicht schwer wurde, einen Landsturm gegen diesen Häuptling und seine Spießgesellen aufzubieten. Da es unmöglich war, den Landsturm durch reguläre Truppen zu unterstützen, wurden die Nationalgarden aufgefordert mitzuziehn.

Ich sah selbst mehrere dieser Bauernhelden, die sich mit Wein und Branntwein zu diesem Zuge stärkten, ihre eisernen Heugabeln muthig schwangen, und triumphirende Blicke ihren schreienden Kindern und weinenden Weibern zuwarfen, die jetzt der Schläge der Liebe[1]) und des Zornes sicher alle nicht gedachten und in Angst waren, daß ihre Männer und Väter nie wiederkehren würden.

Doch die Angst der Weiber hatte keine zu harte Probe zu bestehen, der Feldzug dauerte nicht lange. Hurbán's Horden zerstäubten bei dem ersten Anblicke eines ernsten organisirten Widerstandes, und jene, die nicht leichtfüßig genug waren, um in der Flucht ihr Heil suchen zu können, ergaben sich willig den Siegern.

Ein Bürger und Nationalgardist von Röcze, einem slavischen Flecken in Gömör, machte durch seine martialische Haltung einen solchen Eindruck auf Hurbán's flüchtige Truppen, daß ihrer sechse sich ihn ergaben und ihre Waffen ihm überliefer-

[1]) Die Slovakin glaubt, daß ihr Mann sie nicht liebe, daß er sie verachte, wenn er sie nicht von Zeit zu Zeit gelind abprügelt.

ten, doch der Held meinte, es sei unter seiner Würde, die Waffen seinen Gefangenen nachzutragen und befahl ihnen, ihre Gewehre selbst zu tragen und ruhig vor ihm herzuziehen, wenn aber einer von ihnen den geringsten Versuch machen würde zu entfliehen, wolle er sie alle sechse erschießen. Sie gehorchten mit Unterthänigkeit, der wackere Gardist hatte aber noch das Glück, in einer Weile einen feindlichen Tambour zu fangen, dem er befahl, einen Wirbel zu schlagen. Dieser wohlbekannte Ton lockte noch vier Flüchtlinge aus ihrem Versteck, die sich ebenfalls ergaben. So kehrte der Nationalgardist im Triumphe mit elf Gefangenen nach Hause zurück; doch als die Gewehre der fürchterlichen Hurbanisten in Röcze untersucht wurden, fand es sich, daß man mit diesen freilich keinen großen Widerstand leisten konnte, sie waren alle falsch geladen, das Kugelende der Patronen nach unten. Hurbán, selbst kein Soldat, hatte es versäumt, seine Leute ordentlich zu drillen. Doch die Gespanschaften von Sáros und Abaúj, wohin diese Braven flohen, erfuhren, wie sehr sie das Plündern verstanden, zuletzt zer-

streuten sie sich nach Hause, ein Theil kehrte mit der Beute nach Galicien zurück. —

Hurbán selbst hatte, sobald er von der Annäherung der Ungarn hörte, schon am Vorabend des Angriffs das Weite gesucht; doch er ließ eine pomphafte Proclamation zurück, in der er seine Truppen zu muthigem Widerstand und standhafter Ausdauer aufforderte, bis er mit der Verstärkung ankomme, die er zu suchen sich entfernte. Doch trotz seiner Vorsicht verdankte er seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Schimmels, den er zu reiten pflegte, wahrscheinlich zu Ehren seines Lieblingshelden Svatopluk, des Königs der Marahanen (Groß-Mähren), dessen Reich sich (in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts) bis an die Donau erstreckte. Er wurde von Arpád, dem Fürsten der Ungarn, geschlagen und über die Karpathen zurückgetrieben. Die Volkssage erzählt, Arpád habe ein weißes Roß mit rothem Pferdezeug an Svatopluk (Zventibold) zum Geschenke gesandt, und dafür so viel Weidegrund verlangt, als die Rosse der Ungarn bedürften, und so viel Wasser, als ihnen zur Tränke nöthig wäre. Sva-

topluk sandte nun an Arpád ein Bündel Heu von der Haide Alpár und einen Krug vom Wasser der Donau, und behielt den Schimmel. Arpád nahm das Gras und Wasser im Sinne des Orients als Tribut und Anerkennung der Oberherrlichkeit an, setzte sich in den Besitz des Landes und verjagte Svatopluk, als dieser sich widersetzen wollte. So ward Ungarn durch den König der Marahanen verkauft, „ein Königreich für ein Pferd." Doch Svatopluk tröstete sich auf seiner Flucht, daß, wenn auch das Land verloren war, wenigstens der Schimmel und das Leben gerettet wurde. Das weiße Roß blieb aber stets der Gegenstand des Nationalspottes, mit dem der ungrische Bauer den slovakischen zu necken pflegte.

Bald nachdem unsre Gegend von Hurbán's Horden durch den Landsturm befreit wurde, erschienen am Mittag des 14. März zwölf Nationalgardisten aus Gömör auf dem Marktplatz des patriotisch gesinnten Städtchens Losoncz, das so wie die ganze Nógráder Gespanschaft den Oestreichern gehorchte, — in den Dörfern rings herum lagen östreichische Soldaten. Der Führer dieses kecken ungrischen Häufleins riß die schwarzgelbe

Fahne hinab, die durch die Oestreicher auf den Kirchthurm aufgepflanzt worden war, nahm den durch die Oestreicher ernannten Bürgermeister gefangen, und sandte ihn sammt einigen Tausend Paar Schuhen, die für die kaiserlichen Soldaten bestellt waren, nach Miskolcz. Die erstaunten Bewohner Losoncz's erschracken anfangs über die Kühnheit dieser Handvoll junger Leute, doch da es der Vorabend des Jahrestages der Bewegung in Pesth war, ertönte bald in den Straßen des Städtchens fröhliche Musik bei festlichem Fackelschein. Am nächsten Morgen wagte man in Balassa Gyarmath vor dem Comitatshause ähnliche Demonstrationen, über die die öſtreichischen Officiere in Nógrád und der kaiserliche Commissär Baron Majthényi sich höchlichst entrüsteten. Losoncz mußte bestraft werden, mehrere Compagnien Fußvolk, eine Escadron Uhlanen und eine Raketenbatterie wurden beordert, dahin zu marschiren. Majthényi wollte in Begleitung einiger seiner Freunde die Angelegenheit untersuchen und bestrafen, aber er wagte es nicht, die rebellische Stadt selbst zu betreten, er blieb ungefähr eine deutsche Meile von Losoncz entfernt, auf dem

Landsitze eines seiner Begleiter, und wartete auf die Verstärkung, um die er an den Commandanten von Neusohl geschrieben hatte.

Zwei Tage vor dem Einrücken der Oestreicher in Losoncz war der ungrische Major Beniczky mit einigen Compagnien halborganisirter Honvéd's nach Gömör gekommen, um sein Bataillon zu completiren und die Autorität der ungrischen Regierung in der dortigen Gegend aufrecht zu erhalten. In Rima Szombath erhielt er Nachrichten, daß Losoncz das Schrecklichste erwarten dürfte, viele Einwohner waren geflohen, Beniczky durfte nicht länger zögern. —

Am zweiten April verfinsterte ein dichter Schneeschauer die Luft, und erschwerte den Marsch der Truppen Beniczky's. Es waren siebenhundert Mann Fußvolk, die meisten von ihnen ärmlich ausgerüstete Recruten, mit zwei Sechspfündern, die durch zwei und dreißig Husaren gedeckt wurden. Beniczky hatte seine Reiter nach und nach aus den Spitälern zusammengesucht, sie gehörten zu verschiedenen Regimentern, es waren aber entschlossene Männer. Als sie sich bis auf eine Stunde Weges der Stadt genähert hatten,

kamen ihm einige Bürger entgegen mit der Nachricht, daß außer den Truppen von Balassa Gyarmath nun auch andere von Neusohl eingerückt seien, zusammen an dreitausend Mann Infanterie, eine Division Cavallerie mit einer Raketen-Batterie. Selbst wenn diese Nachricht nicht ganz genau war, sah Beniczky doch, daß er einer bedeutenden Uebermacht gegenüber stehe, der sein Häuflein kaum gewachsen sein konnte. Er redete daher seine Truppen an: „Helden,“ [1]) sagte er, „wir finden in Losoncz nicht nur den Feind, den wir erwarteten, sondern bedeutend mehrere, ihre Anzahl ist der unsern weit überlegen, habt ihr den Muth sie anzugreifen?“ — „Wie viele sind ihrer?“ fragte ein alter Husar, „wie viele gegen einen?“ — „Vier oder fünf Oestreicher gegen jeden von uns,“ antwortete der Commandant. — „Ich glaube,“ meinte der gemeine Held, „wenn ihrer nicht zehn gegen einen sind, meistern wir sie schon.“ Beniczky gab den Befehl zum Vorrücken.

Um neun Uhr waren die Oestreicher von

---

[1]) Die ungrischen Regimenter wurden selbst in den östreichischen Armeen seit jeher stets als „Helden“ angesprochen, jeder Gemeine heißt **Közvitéz** (gemeiner Held).

Balassa Gyarmath in Losoncz eingerückt, die Cavallerie wurde in der Vorstadt und in dem westlichen Theil des Städtchens einquartirt, die Infanterie rückte auf den Marktplatz, wo die meisten im Casino und in den nächsten Häusern versorgt wurden. Gegen eilf Uhr kam das Detachement von Neusohl unter der Führung des Majors an, eines gebornen Ungars, der jetzt gegen sein Vaterland kämpfte, Officiere und Soldaten waren durchnäßt und halberfroren, das Wetter war ungewöhnlich rauh. Die Officiere eilten, ihre Kleider zu wechseln, die Gemeinen zum kochenden Fleischtopf; niemand achtete, daß die Ungarn im Anzuge seien, es wurden keine Vorposten aufgestellt, einige Wachposten an dem Eingange der Stadt schienen genügend.

Doch ehe noch die Mittagsglocke ertönte, sprengten drei Husaren in vollem Gallop durch die Straßen, sie hielten mitten auf dem Marktplatze, sahen sich stolz um und schienen die Oestreicher zu suchen, die nirgends zu sehen waren. Einige Schüsse aus dem Fenster des Wirthshauses, wo die kaiserlichen Soldaten einquartirt waren, begrüßten unsere Helden, einer von ihnen

fiel, doch im selben Momente wurden die zwei kecken Reiter durch ihre neun und zwanzig Kameraden verstärkt, die mit den zwei Kanonen nachgekommen waren, diese wurden gegen das Gasthaus und das Casino gerichtet und abgefeuert. Die Uhlanen hatten sich endlich auch gesammelt, ihr Rittmeister ließ angreifen, doch ein wohlgezielter Schuß traf sein Pferd, er stürzte und commandirte im Fallen „Uhlanen zurück," sie flohen in Unordnung. Das wohlunterhaltene Feuer der Kanonen nöthigte die Soldaten im Casino und im Gasthause zur Uebergabe, der Widerstand des Feindes war gebrochen, die in der Stadt vertheilten Soldaten hatten keine Zeit, sich zu concentriren. Beniczky hatte so genaue Notizen über die Maßregeln der Oestreicher, daß er seine Leute gerade auf die wichtigsten Punkte führte und ihre Officiere gefangen nahm, ehe diese noch die Gefahr geahnet hatten. Einer der höhern Officiere wurde überrascht, als er sich eben rasirte, und entfloh mit halbem Bart und ohne Rock, er ließ seine Bagage, sein Geld und selbst sein Schwert und seine Uniform den Ungarn zur Beute. Seine Soldaten folgten seinem Beispiele, eben so Baron

Majthényi, der nur mit Mühe, nachdem er zwei Tage und Nächte sich versteckt hatte, in das Hauptquartier des Generals Ramberg nach Balassa Gyarmath entkam.

Die Trophäen dieser kleinen Expedition waren glänzend. Die sieben hundert fünfzig Ungarn hatten zweihundert sechzig Gefangene gemacht, und den vierfach überlegenen Feind zerstreut. So unerwartet war der Angriff gewesen, daß die Flüchtlinge nur ihr Leben retteten und bedeutende Beute zurückließen, die Militärkasse, die Kapelle, die ganze Bagage und Munition, die Officierspferde und ein Theil der Pferde der Uhlanen fielen den Ungarn zu, die nicht mehr als drei Mann verloren hatten.

Unter den Gefangenen befanden sich mehrere Officiere, an ihrer Spitze der Major, ein geborner Ungar. Seine Gefangennehmung war characteristisch, er saß gerade zu Tische und sprach mit mehreren Herren, die bei ihm waren, über die Guerillas, die in dieser Epoche durch den Minister Szemere, der als Regierungscommissär in Oberungarn weilte, in dem Nachbarcomitate organisirt wurden. Der Major erkundigte sich

verächtlich um einige Wagestücke dieser kecken Burschen, von denen er gehört hatte, und ließ sich besonders jenes Abentheuer erzählen, in Folge dessen er eingerückt war. „Es wäre wirklich ein Hauptspaß, wenn diese Burschen es wagen würden, uns hier zu überfallen, es wäre ein herrliches Hasenhetzen," meinte er. Doch bei diesen Worten ertönte der Allarmruf, der Major rief aus, „ich glaube gar, sie sind wirklich da," und eilte ans Fenster. Ein Bewaffneter bog eben um die Ecke in die Straße; „ist der nicht gekleidet wie ein Honvéd?" fragte der Major den Hausherrn. „Es ist ein Honvéd," antwortete dieser, „und da ist ein Zweiter, ein Dritter, Vierter und Fünfter." Der Major schien sich etwas unheimlich zu fühlen, er befahl, das vordere Hausthor sollte geschlossen werden. Doch der Diener, der den Befehl ausführen sollte, traf vor dem Thore einen Honvéd-Lieutenant mit drei Mann und Massen von begleitendem Volk, der sich um den einquartirten öſtreichiſchen Officier erkundigte. Der Diener schrie laut, „hier ist kein Officier einquartirt," aber alle Leute wiesen mit dem Finger auf das Fenster des ersten Stockes, der Honvéd-Offi-

cier trat ein und in wenigen Secunden war das Schwert und die Papiere des Majors in seinen Händen. Er blätterte in dem Taschenbuche, und als er darunter unter den officiellen Schriften auch eine östreichische Banknote von Tausend Gulden fand, gab er sie seinem erstaunten Gefangenen zurück und sagte: „Herr Major, meine Pflicht ist, Ihre Papiere in Beschlag zu nehmen, dieses gehört nicht dazu.“ —

Der Major wurde noch denselben Tag mit den andern Gefangenen nach Rima Szombath abgeführt, und in einem der besten Häuser in diesem Städtchen einquartirt. Mehrere seiner alten Bekannten besuchten ihn hier, so wie die höhern Comitatsbeamten. Einer von diesen, der die große Niedergeschlagenheit des Gefangenen bemerkte, — da dieser fest überzeugt war, er werde, weil er gegen sein Vaterland die Waffen getragen hatte, als Hochverräther erschossen werden, — sagte ihm, daß die Ungarn ihre Gefangenen nicht nur human, sondern sogar großmüthig behandelten. Ein anderer forderte ihn auf, sein Vergehen gegen sein Vaterland dadurch zu sühnen, daß er nun für dasselbe Dienste nehme. „Nein,“ sagte der

Gefangene, „ich bin dessen nicht würdig, ich habe als geborner Ungar gegen mein Vaterland gekämpft, dies kann mir nie verziehen werden.“

Später behaupteten die Oestreicher, die sich der verfehlten Expedition von Losoncz schämten, — und sie glaubten es auch vielleicht, — daß der kecke Angriff Beniczky's mit den Bewohnern von Losoncz verabredet war, und daß diese die Honvéds in ihren Kellern versteckt gehalten hätten, sie drohten daher, daß sie bei ihrer Rückkehr die Stadt zerstören wollten.[1]) Wenn das Gesetz Gesinnungen strafen darf, die sich nicht in Handlungen äußern, so hätte diese Drohung einen

---

[1]) Die Zerstörung Losoncz's durch die Russen steht in keiner Verbindung mit diesen Drohungen. Als die Russen Anfangs August das Comitat besetzten, und mehrere Officiere in Losoncz an der Tafel des Gasthauses saßen, das durch die Attaque der Honvéds am 2. April merkwürdig geworden war, wurden sie abermals durch eine Guerilla überfallen und aufgefordert, sich zu ergeben, sie verweigerten dies und vertheidigten sich verzweifelt, bis sie alle fielen. Die Folgen dieses Ereignisses waren schrecklich für die Bewohner, ihre Häuser wurden auf Commando geplündert und niedergebrannt, wer das Feuer löschen wollte, niedergehauen. Das Städtchen ist noch jetzt eine Brandstätte. —

Rechtsgrund, denn niemand kann es läugnen, daß die Losonczer mit ihren patriotischen Landsleuten sympathisirten. Doch wenn sie auch freudetrunken waren, als die Kaiserlichen ein panischer Schrecken ergriff, so ist es doch wahr, daß sie selbst nicht weniger überrascht waren als die Oestreicher. Der alte kaiserliche Hauptmann hatte vollkommen Recht, als seine jüngern Cameraden heftig gegen die Sympathien declamirten, die die Husaren in Losoncz gefunden hatten, wenn er sagte: „Ist es denn unnatürlich, daß die Ungarn für ihre Brüder Sympathie fühlen? dürfen wir denn Sympathien erwarten? Unser Loos ist das gemeine Loos fremder Eindringlinge.“ —

Achtes Kapitel.

Die Epoche der ungrischen Siege.

Als in der ersten Periode des Krieges die ungrische Armee sich an die Theiß und Maros zurückgezogen hatte, blieben in den Festungen Leopoldstadt, Komorn, Essegg und Peterwardein starke Garnisonen, doch in Leopoldstadt war der Festungscommandant Obrist Ordódy, ein Mann von schwachem Character; trotz des Widerspruchs des Truppencommandanten Obrist Baron Mednyánszky und des Artilleriecommandanten Majors Gruber, übergab er diese Festung gleich nach der dritten Beschießung auf Gnade und Ungnade. Einige Monate später, als die russische Hülfe nahte, sandte ihn Haynau für achtzehn Jahre in den Kerker und ließ die kriegs-

gefangenen Officiere Baron Mednyánszky und Gruber hängen. Auch in Essegg gelang es den Officieren der Besatzung, den entschlossenen Grafen Casimir Batthyány zu entfernen, worauf Obrist Földváry die Festung an Feldmarschallieutenant Nugent übergab. Komorn und Peterwardein waren belagert. Als nun nach der Vereinigung der zwei Hauptarmeen und der Vertreibung der Russen aus Siebenbürgen durch Bem die Regierung in Debreczin Ende März glaubte, der Moment sei gekommen, die Offensive zu ergreifen, wurde Perczel mit dem schwächern Truppencorps zum Entsatz von Peterwardein gesandt, Bem sollte die Serben im Banat zu Paaren treiben und Siebenbürgen gegen jede Invasion schützen, Görgey aber die Hauptarmee nach Pesth und Komorn führen, während kleinere Corps Arad und Temesvár belagerten. Perczel entledigte sich seines Auftrags glänzend. Supplikatz, der serbische Woiwode, war plötzlich gestorben; General Theodorovich, der seine Stelle vertreten sollte, zog sich zurück; die Serben mißtrauten ihm und nahmen, durch Obrist Puffer geführt, eine Schlacht unweit von Tomassovacz an; — sie wurden ge-

schlagen und zersprengt. Perczel führte nun seine Truppen gegen das für uneinnehmbar gehaltene Szent Tamás, das ein Jahr früher den Ungarn so langen Widerstand geleistet hatte; und Obrist Földváry, der löwenmuthige Bruder des schwachen Essegger Commandanten, erstürmte die Verschanzungen mit dem Bayonette und zerstörte sie. Peterwardein ward entsetzt, die ganze Bácska gesäubert; nur Titel und sieben Orte im Csajkisten District, durch Moräste geschützt, hielten sich unter dem Serben Kniesanin. — In derselben Zeit drang eine Colonne der siebenbürger Armee durch das Maros-Thal ins Banat; Weißkirchen, Semlin und Pancsova steckten die dreifarbige Fahne auf. Mit diesen Colonnen kamen aber auch die im vorigen Jahre aus diesen Gegenden vertriebenen Deutschen und Ungarn zurück und übten Rache gegen die Serben, die ihre Dörfer geplündert, ihre Aecker sich angeeignet, ihre Familien gemordet hatten. Perczel war nicht im Stande, in der Bácska Repressalien zu verhindern, um so mehr, als die Serben an mehreren Orten die Honvéd's verrätherisch im Schlafe überfielen und oft in ihren Quartieren mor-

deten; – mehrere serbische Ortschaften wurden jetzt zerstört.

Doch die Siege in der untern Gegend wurden durch die großen Schlachten in Schatten gestellt, in denen die Hauptarmee unter Görgey's Führung die vereinten Heere Windischgrätz's, Schlick's und Jellachich's zu Grunde richtete. Bei Tápio Bicske wurde am 3. April Jellachich durch Damianics geschlagen, den 9. die Generäle von Windischgrätz bei Isaszegh durch Klapka und Damianics, wo die östreichischen Batterien alle in Sturm genommen wurden. Am 5. zogen die Ungarn in Gödöllö ein, einem Flecken nur drei Meilen von Pesth entfernt. Die Oestreicher waren so schnell von hier retirirt, daß Kossuth am Abend sich in dasselbe Bett niederlegte, welches Fürst Windischgrätz am Morgen desselben Tages verlassen hatte. Kossuth's Gegenwart im Hauptquartier steigerte den Muth der Truppen zum Enthusiasmus; selbst Görgey schien diesem allgemeinen Gefühle nachzugeben. Als Kossuth am Morgen seiner Ankuft in Gödöllö sein Schlafzimmer verließ, fand er Görgey in seinem Mantel gehüllt an der Schwelle des-

selben schlafen, er hatte augenscheinlich hier die Nacht zugebracht. Kossuth fragte höchlich erstaunt, was dies zu bedeuten habe? — Görgey sagte ihm: „Ist es nicht natürlich, daß der Präsident von seinem treuesten Generale bewacht wird?“

Kossuth erließ hier eine Proclamation, in der er versicherte, Bischof Horváth werde nächstens die ungrische Armee auf dem Rákos segnen. Jedermann glaubte dieser Versicherung fest, dem Heldenmuthe der Ungarn konnte ja nichts widerstehen. Damianics, Klapka, Graf Leiningen, Knezich, Nagy Sándor und Obrist Földváry, der zweite Bruder des Helden von Szent-Tamás, waren die Männer des Tages, während man Görgey vorwarf, er benütze seine Siege nicht hinlänglich. Aulich wurde von diesen zurückgelassen, um Pesth zu bedrohen, während Görgey selbst seinen Zug gegen Komorn fortsetzte und Kossuth überredete, nach Debreczin zurückzugehen.

Am **10.** April ward General Götz bei Waitzen durch Görgey geschlagen und fiel. Graf Leiningen zeichnete sich bei dieser Schlacht durch

seine Tapferkeit aus. Der ungrische Feldherr ließ den gefallenen östreichischen General mit allen militärischen Ehren begraben, man hörte den Donner der Kanonen, die über sein Grab abgefeuert wurden, in Pesth; sie verkündeten den Einwohnern, daß die Oestreicher sich nicht länger in der Hauptstadt halten könnten, der sich Aulich in glänzenden Reitergefechten täglich näherte. Windischgrätz wurde jetzt abberufen, Feldmarschallieutenant Welden übernahm das Commando, verließ Pesth am 18. in der Nacht und eilte am rechten Donauufer gegen Komorn, um Görgey zuvor zu kommen. General Hentzi wurde in Ofen als verlorener Posten zurückgelassen. Doch am 19. wurde Wohlgemuth bei Nagy Sarló, durch den combinirten Angriff von Damianics und Klapka, aufs Haupt geschlagen, am 26. Welden selbst unter Komorn, wo Knezich den Ausschlag gab, der unter den Kanonen der Oestreicher den Donauübergang erzwang. Die Oestreicher flohen in wilder Verwirrung nach Preßburg, Komorn war entsetzt. Ein ungeheurer Jubel bemächtigte sich jetzt des ganzen Landes. Die stolze östreichische Armee war im

Laufe von drei Wochen sechsmal geschlagen, von allen Seiten kamen Siegesnachrichten, Wien zitterte; doch Görgey blieb auf halbem Wege stehen; statt seine Siege mit der Elite der Armee zu verfolgen und Ofen zu cerniren, sandte er bloß zehn Tausend Mann vorwärts und wandte sich, nachdem er in Komorn eine Woche lang gezaudert hatte, mit 30,000 nach Ofen zurück, um die Festung zu nehmen. War es Verrath oder Unentschlossenheit? — ich weiß es nicht, jedenfalls war es aber nur Görgey's Zaudern, das den Oestreichern die Zeit gewährte, sich durch die Hülfe Rußlands zu verstärken. Es scheint, der General wollte die Möglichkeit der Unterhandlung mit Oestreich nicht abschneiden. Vielleicht war es auch Neid gegen Kossuth, er wollte diesem die höchste Gewalt nicht gönnen, noch sie aus den Händen des Präsidenten annehmen; denn Kossuth hatte es ihm oft gesagt, was immer das Ziel seines Ehrgeizes sei, er möge es aussprechen und Kossuth werde ihm dazu verhelfen. Doch Görgey haßte jeden, der über ihm stand, und während der Siegestaumel das ganze Land ergriffen hatte, nährte er in seinem

Officierscorps jene Abneigung gegen jede Civilgewalt, die ohnehin bei dem Militär sich so leicht äußert. Der Grund zum spätern Unglück des Landes wurde jetzt gelegt, die Spaltung mit Vorbedacht vorbereitet.

Während im ganzen Lande der Kampf der Leidenschaften und der Waffen alle Gemüther erfüllte, und sein Getose sich über Berg und Thal erstreckend, selbst mein friedliches Asyl erreichte, wurde mein jüngster Sohn geboren, von Fremden umgeben, entfernt von seinem Vater, der ihn mit freudigem Segen bewillkommt hätte. Doch die Fremden lächelten den neuen Weltbürger mit den Gefühlen vorsorgender Liebe für die hülflose Unschuld an. Sie pflegten den Säugling und mich mit jener Sorgfalt, die nur jene wohlwollenden Naturen kennen, die sich frei von dem eisigen Egoismus erhalten haben, welcher allein das Gemüth unempfindlich macht für das Wohl und Wehe seiner Mitmenschen. Umgeben von solcher Freundlichkeit lebte ich sorglos, die peinigende Sorge ist ja meistens nur ein Kind künstlicher Bedürfnisse, schuldloses Unglück und

unerschütterlicher Glaube erzeugen jenen Muth, vor dem die krankhafte Sorge entflieht.

Meine herrlichen Freunde versuchten mich zu unterhalten, sie nahmen ihre Zuflucht zum Kartenspiele mit einem feisten Franciskanermönch, der uns täglich zu besuchen pflegte. Dieser Zeitvertreib war für uns natürlich keine ermüdende Aufregung, sondern eine harmlose Unterhaltung, die der Mönch mit so viel Späßen würzte, daß er uns stets zum Lachen brachte. Er war der gesunde Repräsentant des Epicuräismus, gute Speisen und Getränke, mit Ausnahme der geistigen, die er nie genoß, gingen ihm über Alles und gaben ihm die vollkommenste Zufriedenheit und Seelenruhe. Sein größter Genuß war, Alles, was er hatte, mit Jedermann zu theilen, dem er begegnete, sein leckres Mahl, seine magere Börse und seine joviale Heiterkeit. Gewissenhaft in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten, — er war der Ortspfaffe und Hauscaplan des Schlosses, neben dem ich jetzt wohnte — überließ er sich, sobald er diesen Genüge geleistet hatte, dem Genuß jeglicher erlaubten Freude, die ihm erreichbar war. Die Fastenzeit war für

ihn stets eine harte Probe, die er jedoch männlich bestand, indem er sich für die Entbehrung des Fleisches durch Fluthen von Kaffee entschädigte, von dem er, — eines Tages zu Gast geladen, — nicht weniger als dreißig Tassen nahm. — Er machte häufige Ausflüge in die Umgegend, er war überall gern gesehen und schien unentbehrlich bei jedem Feste. Mit der Politik hatte er eben so wenig zu schaffen, als diese mit ihm, doch fehlte er nicht bei politischen Versammlungen, von denen er wußte, daß sie sich in eine Unterhaltung und Spielpartie auflösen würden; man sah ihn regelmäßig am Kartentisch, und es ging das Gerücht, — wir wissen, wie verläumderisch die Gerüchte zu sein pflegen, daß, als er einst mit seinem Wagen auf der schlechten Straße umgeworfen wurde, ein Spiel Karten aus seiner Kutte herausfiel.

In früherer Zeit hatte er einst Wien besucht, doch nie sprach er von den Abentheuern seiner Reise. Die Ursache dieser bei ihm ungewöhnlichen Zurückhaltung waren die namenlosen Verlegenheiten, in die er sich dabei verwickelt hatte und die zu jener Zeit zu viel mehr Scher-

zen Anlaß gegeben hatten, als selbst seine gutmüthige Gemüthsstimmung ruhig ertragen konnte. Als er zuerst die östreichische Hauptstadt betrat, verirrte er sich gleich; deutsch verstand er nicht, und sprach daher Jedermann vergeblich ungrisch an, höchlich verwundert über die Unwissenheit der Deutschen, die er bisher wegen ihrer Gelehrsamkeit von fernher bewundert hatte, und die er nun unwissender fand, als seine Dorfjungen, von denen Jeder ihn stets verstand. — Nachdem er lange fruchtlos umherwanderte und schon ganz müde an Geist und Körper war, stieg ein Lichtgedanke aus dem dunklen Abgrund seiner Verzweiflung auf, — er suchte und fand ein Kloster, er hatte es an der Außenseite erkannt. Hier ruhte er aus, und erkundigte sich in gutem Mönchslatein um seinen Weg, und nie war er glücklicher und stolzer auf seine hohe literarische Bildung, so wie auf die seiner Mitbrüder, als bei dieser Gelegenheit. Doch dies war nur eine vereinzelte Episode seiner großen Reise, von den andern schwieg er stets und wurde sehr ernsthaft, wenn man die Kaiserstadt erinnerte.

Am Osterdienstag überfiel unsern Mönch re-

gelmäßig die größte Aengstlichkeit. Wie fürchtete er diesen Tag! er wagte es kaum, sein Zimmer zu verlassen, doch er mußte Gottesdienst halten, er mußte zur Kirche. In frühern Zeiten hatte er oft von dem ungrischen Vorrecht des Ostermontags zu freien Gebrauch gemacht, das der ungrischen Sitte zufolge den Männern erlaubt, jedes Mädchen, dem man begegnet, mit Wasser zu beschütten [1]). Doch am Dienstag haben die Mädchen das Recht Repressalien zu üben. Unser Mönch theilte durchaus nicht die Ansicht der Bauernmädchen, die es für eine Auszeichnung halten, gleich den Rosenknospen begossen zu werden und daher die Burschen für ihre Aufmerksamkeit mit einem Frühstück und Wein in den ungrischen, mit Branntwein in den slavischen Theilen des Landes bewirthen. Unser Mönch

---

[1]) Der Ursprung dieser ungrischen Sitte ist mir unbekannt, doch in Indien finden wir ein Fest, das an diesen Gebrauch erinnert. Während des Frühlingsfestes „Huli" wird Jedermann mit Wohlgerüchen und rothem Staube überschüttet. Ist nicht vielleicht die ungrische Sitte in mehr als zufälliger Verbindung mit der indischen? haben die Ungarn vielleicht ihr Osterbegießen aus dem Oriente mitgebracht?

war am Ostermontag zu häufig in das fröhliche Getümmel seiner geistlichen Heerde hineingerissen worden, er hatte den Kopfputz zahlloser Mädchen zerstört und ihre Locken durchnäßt, dies konnte die weibliche Jugend seiner Gemeinde nie vergessen, sie hatte ihm eine überfluthende Rache geschworen. Lange gelang es dem Mönch, dieser zu entgehn, indem er unbemerkt sich in die Kirche schlich, so daß Niemand ihn auf dem Wege sah, doch endlich wurden seine geheimen Gänge entdeckt und ein Hinterhalt gelegt, aus dem ihn der heftigste Platzregen überschüttete. Seit diesem Tag des Gerichtes war für unsern Mönch der Friede und die Ruhe vom Osterdienstag gewichen, und nie war er mit Frauen liebenswürdiger und ihnen mehr unterthänig, als in der Woche, die diesem für ihn schrecklichen Jahrestag vorausging.

Auf mich machte die Osterfeier den Eindruck festlichen Friedens. Die Bauernmädchen gingen mit weißem Vortuch, das ihre dunkeln Unterröcke beinahe ganz bedeckt, mit rothen Miedern und Stiefelchen, das Haar mit Bändern durchflochten, in die Kirche, begleitet von ihren Aeltern, ihre kleinen Geschwister an der Hand führend. Die ver-

heiratheten Frauen tragen unausbleiblich ihre stattlichen Hauben von eigenthümlichem nationalem Schnitt, die Männer ihre Schafspelze mehr oder weniger reich in Farben gestickt, dem Einkommen des Eigenthümers gemäß. Die Burschen sind weniger gleichförmig gekleidet, wir sehen sie bald mit breiten gestickten weißen Hemdärmeln und losen Jacken, bald in dem eng anliegenden Tuchkleide, doch der leicht gekräuselte Schnurrbart und die Sporen an den Füßen geben stets ihrem Aussehen den eigenthümlichen nationalen Character. —

Wir hatten kaum die Zeit, uns an dem Anblick friedlichen Vergnügens zu erfreuen, östreichische Truppen waren von Neuem in die Gegend eingebrochen, in der ich lebte. General Benedek hatte Rosenau, eine Stadt im Gömörer Comitate, besetzt. Eine der ersten Maßregeln, die er ergriff, war die katholische und protestantische Geistlichkeit, die Civilbeamten und Bewohner der Stadt zu einer Versammlung zu berufen, sie waren beisammen, als der General in den Saal trat, der Bischof von Rosenau hatte natürlich den Ehrenplatz am obern Ende der Tafel eingenommen.

Der General schob ihn brüske bei Seite, bedeckte sich mit seinem Hut und hielt eine Rede, in der er erklärte, die ganze ungrische Revolution sei nichts als eine Empörung der Protestanten, unterstützt durch die völlige Abwesenheit des Gefühls der Pietät gegen die Obrigkeit bei dem Volke, wahrscheinlich meinte er, nach dem Beispiele der Achtung der geistlichen Autorität, das er so eben gegeben hatte, die Militärobrigkeiten, und schloß mit der Aufforderung, auf die protestantischen Geistlichen und Schulmeister als auf die eigentlichen Anstifter der Revolution ein besonders wachsames Auge zu haben. Um aber seiner Rede den gehörigen Nachdruck zu geben, führte er als praktische Erklärung desselben fünfzehn der angesehensten Bürger der Stadt als Geißeln mit sich. Und dieser General war selbst ein Protestant und ein geborner Ungar! Doch eine Armee wie die östreichische, die selbst für Civilklagen einen privilegirten Gerichtsstand hat und den allgemeinen Landesgesetzen nicht untersteht, bildet stets einen getrennten Staat im Staate, und sie hatte die ganze Executivgewalt in Oestreich factisch an sich gerissen. Der esprit de corps einer solchen Armee vergißt

natürlich Vaterland und Religion in der Trunkenheit prätorianischen Uebermuthes. —

General Vogel, der auch im April die obere Gegend beunruhigte, bewies eben so wenig Humanität und guten Willen wie Benedek, er that nichts, um sich beliebt zu machen, weder bei dem Volke noch selbst bei jenen Einzelnen, die weniger von den Gefühlen der Vaterlandsliebe durchdrungen waren, als die große Masse der Nation. General Vogel schleppte die Stadträthe von Leutschau und mehrere der reichsten Bewohner dieses Zipser Städtchens mit sich, ohne Rücksicht auf ihre politische Ueberzeugung; er erlaubte es, daß diese harmlosen Leute durch die Soldaten gemißhandelt wurden und entließ sie gegen ein Lösegeld erst, als er die Nachricht von den Triumphen der Ungarn erhielt. In Folge dieser wandte er sich rasch nach Liptau und verließ Ungarn in Eilmärschen. Benedek eilte mit gleicher Hast nach Mähren. —

Da ich nun nichts mehr auf meinem Wege zu befürchten hatte, kehrte ich in den ersten Tagen des Mai's auf unser Gut, das durch den Rückzug der Oestreicher frei geworden war.

Bei meiner Rückkunft fand ich auffallende Aenderungen. Der friedlich conservative Geist, „die Achtung für das Eigenthum“ war geflohen vor den Eindringlingen, die durch ihre Handlungen offen aussprachen, daß ihrem Urtheile zufolge die Männer, deren Grundsätze sie im Blut ersticken wollten, und ihre Familien kein Recht auf persönliche Sicherheit und noch weniger auf Eigenthum haben. Doch wird nie ein gerechter Rechtsanspruch gewaltsam umgestoßen, ohne daß die Grundlage des Rechtes selbst erschüttert wurde, und selbst das Gefühl dafür erstirbt, die Willkür und Anarchie folgt natürlich auf die Verbannung und Verwirrung der Begriffe von wohlerworbenem Eigenthum. —

Auf unserem Gute wurde ein Ochsenknecht von einem östreichischen Officier befragt, wem dies Gut gehöre, der Knecht nannte unsren Namen, doch der Officier wies ihn barsch zurecht und sagte, das Gut gehöre der Regierung. Der Knecht konnte dies so wenig begreifen, daß er glaubte, das Gut sei in der Zwischenzeit verkauft worden und daher einige Tage später auf dieselbe Frage als Antwort den Namen eines Herrn

nannte, der mit dem ungrischen Wort „Regierung“ (kormány) einige Aehnlichkeit hatte. Es ging ihm durchaus nicht ein, daß das Besitzrecht gerade durch jene vernichtet werden könnte, die die Schützer der Rechte sein sollten.

Uebrigens waren nicht überall die Begriffe des Eigenthumsrechtes so tief gewurzelt; doch ich machte häufig die Bemerkung, daß die Bauern sich nur dort Eingriffe in das Eigenthum ihres frühern Herrn erlaubten, wo sie dazu durch höher gestellte Personen aufgefordert wurden, die als Werkzeuge des Feindes handelten.

Ich fand unser Schloß in einem kellerähnlichen Zustande, selbst die Atmosphäre in den ungelüfteten Zimmern bewies es, daß meine Dienerschaft nicht an die Möglichkeit meiner Rückkehr dachte. Ich kam mir selbst als eine vom Tode Auferstandene vor, deren Leichenbegängniß schon längst gefeiert worden war mit der obligaten Trauer für die Verstorbene und dem Glückwunsch für die Erben. — Meine Rückkehr wurde natürlich mit Gefühlen der verschiedensten Art begrüßt; ich fand, daß im Hause und in der Küche eine Menge von Kleinigkeiten fehlten, und wenn ich

fragte, wo diese wären, hieß es stets, „die Soldaten haben sie genommen.“ Natürlich war dies nicht wahr, die östreichischen Soldaten belästigten sich nicht viel mit Meublen und Küchengeräth, sondern steckten lieber Uhren, Silber und Juwelen ein, wie ich es selbst an einem Orte, den ich auf meiner Flucht besuchte, gesehen hatte. Ich war erstaunt zu finden, daß Dienstboten, die ich immer als ehrlich und treu gekannt hatte, so schnell ihre Pflicht vergaßen. Doch das Volk glaubte, was ihrer Herrschaft gegenüber unehrlich gewesen wäre, sei in Hinsicht einer Regierung, die das ihrer Obsorge anvertraute Gut an sich riß, vollkommen gerechtfertigt. Sie hatten von dieser Regierung natürlich keinen andern Begriff, als daß es die Macht der Gewalt und der Willführ sei, da ihre Repräsentanten, die Officiere und Commissäre, keine Achtung vor dem Eigenthumsrechte zeigten. Es konnte unter solchen Umständen nicht auffallen, daß communistische Ideen sich sehr rasch verbreiteten. Das lebendige Beispiel wirkt mehr als alle Publicationen Proudhons und Pierre Leroux's. Meine Dienstleute dachten, wenn schon die Hauseinrichtung in der

Gefahr steht geplündert zu werden, sei es doch gerechter, daß sie dieselbe als Erinnerung an ihre Herrschaft nehmen, als daß sie durch die Soldaten zerstört werde. Als ich unerwartet zurückkehrte, schämten sie sich zu gestehen, daß sie nicht besser gewesen wären als die Soldaten, und fanden es bequemer das zu behalten, was sie schon einige Monate lang benutzt hatten.

Noch schmerzlicher aber als diese Entdeckungen wirkte auf mich das Benehmen jener, die ihre moralische Unabhängigkeit den Oestreichern verkauft hatten. Jene die dem Drang der Umstände feige nachgegeben hatten, suchten und fanden zum Theil ihre Entschuldigung in den Drohungen und Gewaltthätigkeiten, die an mehreren Orten Statt gefunden hatten; doch gab es noch manche andre Eigenthümlichkeit der Zeit und des Volkes, das ihren Mangel an Muth erklärte. Die öffentliche Meinung sprach sich jedenfalls gegen die Oestreicher aus, nicht einmal die, die officiell zu ihnen gegangen waren, und ihnen geschmeichelt hatten, vertheidigten sie. Und doch war es nicht nöthig, sich aus Furcht vor dem ungrischen Terrorismus zu verstellen, denn ein

allgemeiner Characterzug im Nationalleben der Ungarn macht den Terrorismus beinahe unmöglich, dies ist: „die Cameraderie des Junkerthumes" (Táblabiroság), die dem passiven Stolz feudaler Unabhängigkeit, vereint mit dem Haschen nach Einfluß entspringt. Ein Landbesitzer hielt daher stets an dem andern, selbst wenn dieser zur entgegengesetzten Parthei gehörte, alle bildeten eine Art von Freimaurerei durch das ganze Land, und waren durch die Gleichheit der Interessen verbunden. Diese Solidarität der einflußreichsten Klasse im Lande war die größte Garantie gegen Terrorismus selbst in den Zeiten der Revolution, in denen das „Heute mir, morgen dir," sich unwillkührlich den Gemüthern einprägt. In Folge dieser Toleranz der politischen Meinungen, die jede Strafe des Abfalles beinahe unmöglich machte, waren schamlose Veränderungen in der Ueberzeugung nicht selten zu sehen.

Eines der lächerlichsten Beispiele dieser Art gab einer unsrer untergeordneten Comitatsbeamten. Vor dem Einrücken der Oestreicher hatte er nicht nur den Befehlen des Vertheidigungs-Comité's Folge geleistet, sondern gab ihnen die fa-

natischeste Auslegung und übertrieb dieselben in der Ausführung. Er behauptete, jedermann ohne Rücksicht des Alters und der Beschäftigung müsse den Kreuzzug gegen den Feind mitmachen. Er gab keiner Gegenrede Raum, und zwang jedermann die Waffen zu ergreifen, selbst die, die durch das Decret der Regierung nicht verpflichtet waren auszuziehen. Doch als die Nationalgarden von Nógrad den Marschbefehl erhielten, wies er sich selbst als krank aus, und hatte auch ohne Zweifel einen Fieberanfall; ich selbst sah ihn zittern, als der Arzt seinen Puls fühlte und erklärte, seine Unpäßlichkeit sei so gering, daß er in einigen Tagen ohne alle Gefahr zur Armee gehen könne; doch der würdige Magistrat erfühlte sich glücklicherweise abermals. — Als aber die Oestreicher einrückten, war er so bereit, seine Grundsätze aufzuopfern, daß er keine Mühe sparte, um die Proclamationen Windischgrätz's zu publiciren. Er rief Volksversammlungen zusammen und versah die öftreichischen Manifeste mit erläuternden Bemerkungen. Der beredteste Schluß seiner Reden war aber folgender: „diese Befehle sind etwas verschieden von jenen, die ich Euch vor einiger

Zeit ertheilt habe, aber wenn Ihr nicht gehorcht, so lasse ich Euch hängen, — die Regierung hat gewechselt, das Comitat hat gewechselt, ich habe auch gewechselt." —

Als die Ungarn siegten, ging er nach Debreczin und suchte ein Amt, als aber sein Benehmen bekannt geworden war, wurde er ausgelacht, dies war seine ganze Strafe, man betrachtete ihn als Narren, nicht als Verräther. —

Ende Aprils und Anfangs Mai waren überall im Lande Festlichkeiten veranstaltet zur Feier der Erklärung der Lostrennung Ungarns von Oestreich. Der Beschluß, den der Landtag am 14. April faßte, daß das Haus Lothringen Habsburg den Thron verwirkt habe, ward als die natürliche Folge jener Stellung angesehen, in die die jetzt in Wien herrschende Parthei Ungarn mit Gewalt hineingezwungen hatte, als durch die neue Ollmützer Verfassung des Oestreichischen Kaiserthums vom 4. März die ungrische Constitution und gesetzliche Unabhängigkeit aufgehoben worden war. Jedermann wußte, daß das Ministerium Batthyány und der Landtag von 1848 aufrichtig

jedes Mittel zur Ausgleichung versuchten, daß man bei dem ersten Einrücken Windischgrätz's bereit war, selbst die Gesetze von 1848 auf gesetzlichem Wege zu modificiren. Doch als es bekannt wurde und selbst von den loyalsten Anhängern des Kaiserhauses nicht geläugnet werden konnte, daß nicht nur die Reformen von 1848, sondern die alten constitutionellen Rechte Ungarns durch das centralisirende Ministerium in Wien angegriffen würden, so wurde der Kampf ein heiliger Krieg für unabhängiges Leben oder glorreichen Tod! Die Erklärung vom 14. April war daher im Grunde nichts anders als der Ausdruck von dem, was jedermann in Ungarn für unausweichlich hielt, als nicht nur Windischgrätz auf die Anträge des ungrischen Landtags vom 4. Januar mit den Worten, „er unterhandle nicht mit Rebellen," und der Gefangennehmung des Grafen Batthyány antwortete, sondern das östreichische Ministerium es auch versuchte, Ungarn ein papiernes Verfassungswerk aufzuzwingen, das unter constitutionellen Formen die Centralisation und den Absolutismus einführte, die Municipalinstitutionen und die Selbstregierung überall

zerstörte, um für die Bureaucratie und das Patronat des Ministeriums Raum zu gewinnen.

Viele Leute glaubten, es wäre klüger gewesen, die Erklärung nicht von Debreczin, sondern von Pesth aus zu erlassen, wenn einmal die Oestreicher ganz aus Ungarn vertrieben worden seien; es war eine Frage der Zeit für sie und sie glaubten das Moment dazu sei nicht das geeigneteste gewesen. Gegen die Maßregel selbst aber äußerte sich keine Opposition; hatten doch die Oestreicher selbst durch ihre zwecklose Zerstörung überall bewiesen, daß sie Ungarn als ein fremdes Land betrachteten. — Kossuths Politik in Hinsicht dieser Erklärung war, alle bedeutenden Männer des Landes solidarisch an die Nationalsache zu fesseln, und jeden fernern Versuch sich mit Oestreich auszugleichen unmöglich zu machen, damit das Volk wisse, es werde durch seine Führer nicht verrathen. Aus guter Quelle weiß ich es, daß alle Generäle die Maßre-el vom 14. April billigten, als Kossuth in Hatvan, vor der Schlacht von Gödöllö vor ihnen seine Ansichten entwickelte; Görgey nahm Theil an dieser Conferenz. Später wurde erzählt, Görgey hätte sich

gegen diese Erklärung ausgesprochen, nachdem diese die Bestimmung des Landtags erhalten hatte. Doch wenn dies der Grund seines Hasses gegen Kossuth gewesen wäre, wie dies einige öſtreichiſche Journale behaupteten, so würde er sicher im Mai nicht als Kriegsminister den Eid geleistet haben, den Bestimmungen des Landtags Folge zu leisten und die Resolutionen des 14. Aprils aufrecht zu erhalten. — Auch in Losoncz sollte die Erklärung der Trennung festlich begangen werden, der Zweck derselben war auch hier, so wie es überall geschah, es dem Volke zu erklären, was die Motive gewesen seien, die die Repräsentanten zu diesem bedeutungsvollen Schritte bewogen. Viele der Patrioten liebten ihr Vaterland zu sehr, als daß sie nicht dessen Wunden und Gefahren genau gekannt hätten, und daher wünschten, daß diese Demonstration einen eben so einfachen als feierlichen Character trage. Doch ein großer Theil des Adels im Nógráder Comitat liebte das Gepränge und ordnete das Fest mit Ostentation an. Dies fand nicht viel Sympathie im Ganzen, da der ferne Donner der Kanonen noch immer verkündete, daß neue Opfer unter den Wäl=

len Ofens fallen, das durch General Henzi vertheidigt wurde, der ein Verräther an den Ungarn, jetzt als ein Held sich benahm, wo er durch die Oestreicher auf einen verlorenen Posten gestellt war.

Henzi war durch Mészáros, den Kriegsminister, im Sommer 1848 von Krakau nach Ungarn berufen worden, wo ihm die Festung Peterwardein anvertraut wurde. Doch zur Zeit des Einfalls von Jellachich bemerkte man, der Commandant von Peterwardein unterhalte ein geheimes Einverständniß mit den Serben in Karlovicz. Er wurde daher im November nach Pesth berufen, um sich zu verantworten. Kossuth forderte ihn hier persönlich auf, sich zu rechtfertigen und seine weitern Absichten auszusprechen, indem er ihm sogar frei ließ, die Ungarn zu verlassen, wenn er sich verpflichtete, nicht gegen sie Waffen zu führen. Henzi, von Schweizer Eltern, die in östreichischen Dienst standen, in Ungarn geboren, wiederholte die Versicherungen seiner Anhänglichkeit an das Land seiner Geburt und trug sich an, in Szegedin die Ausführung der Fortifikationswerke zu leiten, die in dieser Epoche projek-

tirt worden waren. Ehe das Vertheidigungs-Comité über diese Frage einen Beschluß gefaßt hatte, näherte sich Windischgrätz der Hauptstadt, die ungrische Regierung zog sich nach Debreczin zurück und da sie keine Geißeln mit sich nahm und Henzi kein verurtheilter Gefangener war, wurde er in Ofen zurückgelassen, wo er sich gleich den Oestreichern anschloß. Es scheint, daß Windischgrätz ihm sein zweideutiges Benehmen vorwarf, und daß er, um seine Anhänglichkeit an die Sache Oestreichs zu beweisen, das Commando einer Festung annahm, die nicht haltbar war. Als die Oestreicher abgezogen waren und die Ungarn Ofen zu belagern begannen, antwortete er auf ihre Angriffe durch das Beschießen von Pesth, obgleich er von dort aus nicht angegriffen wurde. Diese zwecklose Zerstörung der Hauptstadt erbitterte jedermann gegen ihn, er wußte dies, und traute den Anträgen Görgey's nicht, der ihn und der Garnison freien Abzug versprach, wenn er die Festung übergeben würde, er vertheidigte Ofen bis auf das Aeußerste und fiel im Handgemenge, als die Mauern erstürmt wurden.

Am 22. Mai, gerade während des Festes

in Losoncz, verbreitete sich das Gerücht, Ofen sei im Sturm genommen worden, trotz dem daß noch keine Bresche geschossen war. Diese Nachricht erweckte die höchste Ekstase, niemand hatte zwar an diesem Resultat gezweifelt und doch machte es einen überraschenden Eindruck. Es war also kein Feind mehr im Herzen Ungarns, die Hauptstadt war befreit! Die tapfern Honvéds wurden als Helden gepriesen, das ganze Verdienst dieser merkwürdigen That wurde ihnen allein, nicht Görgey zugeschrieben, von dem man erzählte, er habe gesagt, „daß wenn er die Tapferkeit der Honvéds so ganz gekannt hätte, er die Festung viel früher, nicht erst am siebzehnten Tag der Belagerung, genommen haben würde." Ich weiß nicht ob der ungrische Feldherr dies wirklich geäußert hat, sicher ist es aber, daß er den Orden der Tapferkeit ablehnte, der ihm bei dieser Gelegenheit von der Regierung zuerkannt wurde, indem er sagte, er verdiene ihn nicht. Viele nannten dies eine zur Schau getragene Bescheidenheit, andre brachten diese Ablehnung mit der Abneigung Görgey's, im Einverständniß mit Kossuth und den übrigen ungrischen Führern zu

handeln, in Verbindung. Man erzählte, wie schon zu dieser Zeit Görgey mit zwei sich entgegengestellten Partheien in Verbindung trat, die beide mehr oder minder Kossuths Ansichten entgegenarbeiteten. Die eine dieser Partheien war die republikanische, an deren Spitze Szemere stand, sie war nicht zahlreich, und hatte, so viel ich bemerken konnte, keine reellen Sympathieen im Lande. In Kossuth fand sie keine rechte Stütze, der vom Anbeginn der Bewegung an, ihren Tendenzen nicht besonders zugethan war. Nach dem 14. März, als Kossuth zum Gouverneur erwählt worden war, ernannte er Szemere zum Ministerpräsidenten, der in seiner ersten Rede seine demokratischen und republikanischen Tendenzen offen aussprach, ohne durch Kossuth und die übrigen Minister dazu autorisirt zu sein. Als Kossuth in Hinsicht dieser Frage durch einige seiner Freunde um eine bestimmte Antwort ersucht wurde, sagte er, „die erste Aufgabe sei, das Vaterland und die Freiheit zu retten, dies müsse das Ziel jedes Vaterlandsfreundes sein, in Hinsicht der definitiven Regierungsform des Landes, könne nur die europäische Gesammt-Politik entscheiden.“

Die andre Fraktion, die Kossuth entgegenstand, nannte sich die „Friedenspartheí." Sie sprach stets vom Vergleich und Aussöhnung mit Oestreich, doch stellte sie nie eine Motion in dieser Hinsicht, sie war durch einige jener Deputirten gebildet, die stets Batthyány und seine conciliatorischen Maßregeln unterstützte; andre Mitglieder dieser Parthei hatten das erste ungrische Ministerium stets heftig angegriffen, und energische Schritte angerathen, sie waren jetzt „Moderados Funosos". Sie waren mit der Politik Kossuths unzufrieden, aber sie schlugen nie etwas vor, was zu einen praktischen Resultat hätte führen können, sie waren die Repräsentanten der Negation. Zu dieser Parthei, die unter den Deputirten mehrere Anhänger fand als im Lande, gehörten die persönlichen Feinde und Neider Kossuths.

Ich bin natürlich nicht genug eingeweiht in die politischen Intriguen dieser Periode, um ein Urtheil über diese Partheien auszusprechen, so viel ist aber gewiß und hat sich durch die Ereignisse bewährt, daß jeder Patriot in Ungarn, welcher immer Parthei er auch angehörte, seit dem Ein-

bruche Jellachichs fühlte, er müsse die alten Rechte seines Vaterlandes vertheidigen, und als die Oestreicher selbst die Parlamentäre gefangen nahmen, und von keinem Vergleich, sondern nur von unbedingter Unterwerfung hören wollten, ward jede Unterhandlung unmöglich. Jedermann folgte daher aus Pflicht und Nothwendigkeit dem Strom der Revolution, in den Ungarn durch die Politik Oestreichs geschleudert worden war. Daher vereinten sich im September die Männer aller Partheien zur Rettung des Vaterlandes, und votirten einstimmig die Aushebung der Recruten und die Emission des Papiergeldes. Alle billigten den bewaffneten Widerstand, als sie sahen, daß die Constitution nicht anders erhalten werden könnte, niemand widersetzte sich der Erklärung vom 14. April, als sie vorgeschlagen und dann einstimmig votirt wurde. Doch Kossuth hatte viele *persönliche* Feinde, die Friedenspartei, die in den Sitzungen schwieg, versuchte seinen Einfluß in Privatconferenzen zu paralysiren, und Görgey war der Mann dieser Leute sowohl wie der Republicaner, beide Partheien stützten sich auf seinen Ruhm, aber keine traute ihm völlig,

denn es ging das Gerücht, Görgey hätte vor dem Entsatz Komorns glänzende Anträge von Oestreich erhalten, wenn er zur kaiserlichen Armee übergehen wolle, er habe sie zwar nicht angenommen, aber er hatte sie angehört. Die glänzenden Siege Görgey's hatten den Eindruck, den diese Gerüchte machten, wohl verwischt, aber nicht ganz verlöscht.

Nach der Eroberung von Ofen war es, als ob die ganze Bevölkerung Ungarns aus dem Kerker sich befreit gefühlt hätte, Handel und Thätigkeit jederart drängten sich wieder nach der Hauptstadt, die Truppenmärsche, die in allen Richtungen sich bewegten, wurden überall mit dem größten Enthusiasmus begrüßt, das Volk blickte mit Stolz und Bewunderung auf seine Heldensöhne.

Ein Detachement Honvéds marschirte durch unsere Nachbarschaft, begleitet von mehreren Husaren; ein Herr, der aus Szécsény ihnen entgegegangen war, um sie zu sehen, machte die Bemerkung, in dieser Truppe seien zu wenig Husaren, doch einer derselben, der diese Bemerkung gehört hatte, antwortete gleich: „Gegen den Feind sind wir stets hinreichend.“ Dieser Sol-

dat gehörte augenscheinlich zu der Schule jenes alten Hußaren, der, als er in dieser Zeit den Recruten drillte, ihm mit großer Sorgfalt und Präcision das Hauen lehrte. Der angehende Hußar sagte, „jetzt möchte ich aber nicht nur Hiebe, sondern auch die Paraden lernen." — „Das ist vollkommen überflüssig," meinte der Alte, „hau nur zu, der Deutsche wird pariren, nicht Du?"

Trotz der unbezwinglichen Tapferkeit der Honvéds, die jede Schlacht entschieden hatte, blieben die Hußaren der Stolz des Volkes, sie galten für die Verkörperung des Heldenthumes der Nation. In Jászberény wurden zwölf von ihnen, die ersten die nach dem Siege einrückten, durch eine Deputation empfangen, mit der die hübschesten Bauernmädchen in Festkleidern mitzogen. Eines dieser Mädchen bot dem Wachtmeister einen Blumenstrauß an, er nahm ihn, und bedankte sich artig mit der Versicherung, daß wenn er die Wahl hätte zwischen hundert Ducaten aus den Händen Windischgrätz's und dem Blumenstrauß aus den ihrigen, er sicher den letztern wählen würde. „Unter vier Augen" setzte er hinzu, „würde ich Dir, schönes Mädchen,

mit einem Kusse danken, doch hier auf offener Straße schickt sich das nicht." —

Bei dem Einzuge der Ungarn in Pesth erregte niemand einen größern Enthusiasmus als die ersten Hußaren, die in die Hauptstadt hineinritten. Ueberschüttet mit Blumen, die aus jedem Fenster auf sie herabfielen, empfingen sie diese Huldigung mit ritterlicher Würde. — Doch so stolz sie auch waren, versagten sie nicht ihre Anerkennung den wundervollen Heldenthaten der Honvéds; bei dem Sturm von Ofen, sagte einer der Hußaren, der sie die Mauern erklettern sah, zu seinem Cameraden, „jetzt sehe ich, daß das Fußvolk doch auch zu etwas gut ist." „Ja," sagte dieser, „zum erstenmale in meinem Leben wünschte ich selbst ein Baka[1]) zu sein." —

[1]) Die Hußaren verachten gewöhnlich die Infanterie, und nennen diese Baka, weil sie Schuhe tragen, nicht Stiefeln. —

Neuntes Kapitel.

Von Pesth nach Debreczin.

Seit Monaten konnte ich keine Nachrichten von meinem theuern Mann erhalten, jede Verbindung mit dem Auslande war durch die Oestreicher abgeschnitten. Ich beschloß daher nach Pesth zu gehen, um zu versuchen, jenen Talisman zu erlangen, nach dem mein Herz sich sehnte, — einen Paß, mit dem ich sicher durch das östreichische Gebiet kommen könnte.

Ich war beklommen, als ich die Hauptstadt betrat, ich fürchtete die Straßen, die ich in blühendem Wachsthum gekannt hatte, durch die feurigen Bomben Ofens zerstört zu finden. Doch der Eindruck, den ich fürchtete, war weniger peinlich als ich geglaubt hatte, nur zwei oder drei

jener pallastähnlichen Häuserreihe, welche die Ufer der Donau schmücken, besonders aber das Gebäude, in dem die Deputirten ihre Sitzungen gehalten hatten, waren an der Außenseite bedeutend beschädigt. Das Innere der Häuser hatte am meisten gelitten, in welchen die Bomben durch die Decke einschlugen; — die zerstörten Mauern von Ofen zeugten von dem entschlossenen Widerstand Henzi's.

Die Journale, die durch die Gegenwart der Oestreicher gewaltsam zum Schweigen gebracht worden waren, sprachen sich nun wieder laut aus, befreit von der Controle des Kriegsgerichtes. Natürlich wurden auch viele falsche Nachrichten durch die so lange gefesselte Redseligkeit der Herausgeber verbreitet, dies war nicht nur unrecht, sondern auch vollkommen überflüssig, es hatten sich genug Facten ergeben, die es klar bewiesen, daß die Oestreicher nichts gethan hatten, um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, die, wie sie wähnten, ihnen nicht ungünstig war. —

Eine der Geschichten, die in dieser Zeit allgemein wiederholt wurde, ward mit so genauen Details erzählt, daß ich sie hier nacherzähle, ob-

gleich ich nicht für deren vollkommene Begründung bürgen kann. Frau von Guyon, die Gattin des Generals, war mit mehreren Damen, deren Männer in die ungrische Bewegung verwickelt waren, ruhig in Pesth zurückgeblieben, als Windischgrätz eingerückt war; sie wurden Anfangs nicht belästigt, doch kurz ehe die Oestreicher Pesth verlassen mußten, wurde Frau von Guyon durch das Kriegsgericht aufgefordert, ein Document unter Androhung von Gefangenschaft zu unterschreiben. Der Inhalt desselben war: „Ich Baronin Splényi, Gattin des Rebellen Guyon, verpflichte mich zur Scheidung von dem besagten Rebellen.“ — Frau von Guyon gab unter dieser Drohung ihre Unterschrift, doch sie hielt sich nicht durch dieselbe gebunden, da sie erzwungen war, sie verließ Pesth, und ging zu ihrem Manne.

Ich glaube, daß diese Erzählung vollkommen wahr sei, denn eine andere Dame, die seit dieser Zeit in einer ähnlichen Lage ist, wie Frau von Guyon damals war, kann von den östreichischen Autoritäten noch immer keinen Paß erlangen, um zu ihrem verbannten Mann zu gelangen, dagegen ward sie aufgefordert, ihre Zustimmung zur Schei-

dung von ihrem ihr gesetzlich angetrauten Mann zu geben, und im Weigerungsfalle mit der Confiscation ihres Vermögens bedroht.

Die Frau eines Deputirten, der mit demselben Eisenbahnzuge, mit dem die Krone des heiligen Stephan fortgeführt wurde, Pesth verlassen hatte, war vor das Kriegsgericht geladen, um sich gegen die Auklage zu verantworten, daß sie die Krone eingepackt habe. Diese Dame war krank und erwartete täglich die Geburt ihres Kindes, sie machte das Kriegsgericht aufmerksam auf ihren physischen Zustand und fragte, ob sie denn in dieser Lage die geeignete Person sein konnte, um die Krone zu verpacken. Sie wurde noch einige Zeit durch das Kriegsgericht belästigt und dann entlassen.

Oestreichische Officiere waren in das verlassene Quartier der Frau eines der Führer eingezogen; die Dame hatte nie Theil an Politik genommen, sie war schön und ein gutgetroffenes Porträt zierte ihr Besuchzimmer. Einer der Oberofficiere machte gleich seine Cameraden darauf aufmerksam, mit den Worten: „Betrachtet das Bild

gut, damit wenn ihr sie findet, sie uns nicht entwische.

Der östreichische General Fürst Serbelloni, der übrigens nicht lange in Pesth blieb, sprach sich offen gegen solche Unwürdigkeiten aus. Wären mehrere Männer seiner Art in den Reihen der östreichischen Armee gewesen, so würde weniger Blut auf dem Schaffot vergossen worden sein, und Oestreich hätte mehr Herzen gewonnen. Doch dies schien gar nicht die Absicht der Oestreicher zu sein, selbst ihre Bulletins waren in einem Stil abgefaßt, der die Gefühle erbittern mußte. Die meisten waren lächerlich und bloß für die Ausfuhr ins Ausland fabricirt, wo die Geographie Ungarns wenig bekannt ist und die Karte nur selten beim Lesen zu Rathe gezogen wird. So ward der Schlacht am Branyiszko nicht erwähnt, Klapka's Sieg bei Tokaj wurde in eine Niederlage der Ungarn verwandelt, wodurch es aber ein Räthsel blieb, warum denn Schlick nach dem Siege so rasch nach Boldogkö, fünf Meilen hinter dem Schlachtfelde, retirirte, und die Siegesnachrichten am Morgen nach der Schlacht von hier aus datirte. Bei Kápolna wurden dem Bul-

letin zufolge die Ungarn auf's Haupt geschlagen und Debreczin war bedroht. Die Entscheidungs-schlacht von Isaszegh hieß eine Recognoscirung, der Rückzug nach Komorn eine Concentration der Armee. In Hinsicht des Entsatzes von Komorn erzählte sogar der östreichische General, „es sei ihm gelungen, die ungrischen Truppen in die belagerte Festung hineinzudrängen." Alles dies waren officielle Berichte, an deren Richtigkeit zu zweifeln durch das Kriegsgericht verboten war. Doch die Oestreicher erreichten ihren Zweck in Hinsicht des Auslandes wenigstens theilweise, die Wahrheit konnte nur schwer ihren Weg über die ungrische Grenze finden, und die Breslauer Zeitung, die doch noch besser unterrichtet war als die übrigen, wurde durch die Allgemeine Zeitung nur mit Verachtung behandelt. Erst als die Oestreicher aus Pesth vertrieben wurden, begann man an der Wahrheit ihrer frühern Berichte zu zweifeln. Die Sprache der Bulletins war übrigens eben so unwürdig und brutal, wie das Benehmen der großen Mehrheit der östreichischen Officiere. Die ungrische Armee wurde mit den Worten: Räuberbanden, zusammengerafftes Gesindel, Scheusale

bezeichnet; ihre Generäle hießen Rebellenführer, ihre Beamten die berüchtigten Agenten Kossuth's, der Landtag der revolutionäre Convent oder die Debrecziner Junta. Natürlich kümmerten sich die Patrioten, die freudig ihr Leben, ihre Stellung und ihr Vermögen in die Schanze schlugen, wenig um das gemeine Schimpfen ihrer Feinde; doch der Eindruck, den diese Berichte auf das Ausland machten, das durch die Vorsorge der östreichischen Diplomaten seit Jahrzehenden den Ungarn entfremdet geblieben, konnte mit um so weniger Gleichgültigkeit betrachtet werden, als die russische Intervention schon häufig besprochen wurde. Von Debreczin selbst waren Befehle an die Comitatsbehörden angelangt, daß das Volk auf den Einbruch der Russen vorbereitet würde. — Trotzdem wurde an diese Intervention nicht recht geglaubt; in den höhern Cirkeln der Gesellschaft gründete sich dieser Zweifel auf die moralische Unmöglichkeit, daß Oestreich seinen Einfluß freiwillig aufgebe, und sich in die Arme und unter den Schutz seines gefährlichsten Nebenbuhlers stürze und seine Hülfe anflehe, um ein Land zurück zu erobern, das ohnehin an zwei Seiten an solche Gebiete

stößt, in denen Rußlands Gebote unwiderstehlich sind. Rußland, das offenkundig die Donaufürstenthümer mit allen Mitteln, die dem rücksichtslosen Absolutismus zu Gebote stehen, durch Geld, Drohungen und Intriguen unterwühlt, Rußland, das schon die Donaumündungen beherrscht, sollte durch Oestreich selbst eingeladen werden, Ungarn zu überwinden, dieses festeste Bollwerk gegen den Einfluß und Despotismus des Nordens; dies schien unglaublich. Andere hofften, die ungrischen Heerführer würden noch immer nach Wien vorrücken und dort den Frieden dictiren, der, wenn er noch so harte Bedingungen der Dynastie auflegte, doch nie so verhängnißvoll für das Kaiserthum werden konnte, als wenn der Kaiser ein Vasall Rußlands würde. Dann herrschte auch bei allen Klassen die Ueberzeugung, daß Frankreich und England nie eine solche Intervention zugeben würden, da, wie es mir ein Mann aus dem Volke vorerzählte, die Ungarn ihre Angelegenheiten ohne fremde Hülfe selbst geregelt hatten, es doch unrecht wäre, wenn jetzt fremde Hülfe gegen sie angewendet würde, wenn daher Rußland Gewalt brauchen will, werden es schon

die andern Mächte verbieten. — Niemand konnte glauben, daß Frankreich Napoleon's Prophezeiung dadurch erfüllen werde, daß es zu gleicher Zeit republikanisch und kosakisch würde, niemand dachte, die Aristocratie Englands würde ruhig zusehen, daß die einzige gesunde Aristocratie des Continents durch die bureaucratische Centralisation Oestreichs vernichtet werde.

Mehr als die gemeinen Angriffe der Wiener Presse und selbst die drohende Invasion der Russen, die nur von ferne im Zwielicht der Furcht und Hoffnung erschien, beschäftigte der Rückblick auf jene das öffentliche Interesse, die in den ersten Tagen der patriotischen Bewegung eine einflußreiche Stellung eingenommen hatten. Die meisten waren standhaft geblieben, jene, die ihre Grundsätze vergessen hatten, waren im Ganzen mehr bedauert oder verachtet, als gehaßt, das besiegte Volk haßt, das siegende bedauert jene, die es verriethen. —

Dies war der Fall vorzüglich mit Szent Királyi, mit dem einst gefeierten Landtagsredner und Führer der liberalen Parthei in Pesth. Seine Gegner fürchteten die Schärfe seiner Logik, die

so oft den Knoten sophistischer Schönrednerei durchhieb. Er war sehr populär gewesen, obgleich seine gewöhnliche Zerstreutheit ihn oft zum Gegenstand des Gelächters machte. Ein Freund besuchte ihn einst am Morgen, Szent Királyi ersuchte ihn, einen Moment zu warten, bis er aus dem anstoßenden Zimmer seinen Hut hole, um zusammen ausgehen zu können. Sein Freund setzte sich, nahm ein Buch in die Hand und wollte endlich, als Szent Királyi mit seinem Hute zögerte, ihn im nächsten Zimmer suchen helfen. Doch wer beschreibt sein Erstaunen, als er die Thüren verschlossen fand, — er zog am Glockenzuge, niemand erschien, er mußte sich gedulden. Dies fiel ihm aber doch gar zu schwer, denn er blieb ohne Mittagsessen bis spät in die Nacht gefangen, wo Szent Királyi zurückkehrte, ganz erstaunt jemanden in seinem Zimmer zu finden, — er hatte seinen Freund vollkommen vergessen, und war ruhig seinen täglichen Geschäften und Unterhaltungen nachgegangen.

Vor dem März 1848 war Szent Királyi Vice-Gespan des Pesther Comitates. Das Ministerium Batthyány ernannte ihn zum Grafen

der Jazygen und Kumanen, an deren Spitze er später als Civilcommissär der Regierung gegen die Serben zog, und dort viel Energie entwickelte. Doch er haßte Kossuth, der sein Mitdeputirter auf dem Landtag 1847 war, mit ihm die Pesther Gespanschaft repräsentirte, aber ihn auch durch die Ueberlegenheit seines Genies und seiner Beredtsamkeit in den Schatten stellte. Seitdem Kossuth Präsident des Vertheidigungs-Comité's geworden war, zog sich Szent Királyi von der Politik zurück, und als Windischgrätz Pesth besetzt hatte, erließ der ehemalige Deputirte von Pesth eine heftige Proclamation gegen den Vertheidigungsausschuß, huldigte Windischgrätz und verläugnete alle jene Grundsätze, für die er früher gekämpft hatte. Als seine Landsleute nach Pesth zurückkehrten, floh er sein Vaterland; er ging nach München und stürzte sich in das Studium der Arzneikunde, ich zweifle aber, ob er mit all' seinem unläugbaren Talente ein Mittel finden werde gegen die Qualen der Erinnerung.

Doch niemand bewies so viel kühne Feigheit als Pázmándy, der Präsident des Repräsentantenhauses und Mitglied des Vertheidigungsaus-

schusses. Hätte die Poesie Griechenlands einen Gott des Neides gekannt, so wäre Pázmándy der Typus seiner Darstellung geworden. Die Zartheit der schlanken Gestalt erschien nicht weibisch, denn die Haltung war stolz. Seine Züge waren edel, seine Farbe fahl, das wechselnde Feuer seiner durchsichtigen sanften Augen erinnerte bald an die Gazelle, bald an die Ruhe des Tigers. Sein gefälliges einschmeichelndes Benehmen, seine Stimme mild und glatt wie die schillernde Schlangenhaut, alles dies bezeichnete ihn als den gefährlich fähigen Mann, noch gefährlicher für sich selbst als für jene, die er haßte, aber nicht offen anzugreifen wagte. Und er haßte jedermann, der über ihm stand, war es im Rang oder im Einfluß; mit blassem Mißtrauen beobachtete er jedermann, mit dessen Talenten er sich nicht messen konnte. Es war der Mann des physischen Muthes und der moralischen Feigheit, der Mann, der eben deshalb die ungrische Armee verhinderte, zur rechten Zeit zum Entsatze Wiens anzulangen, ehe noch Windischgrätz sich mit Auersperg und Jellachich vereinigt hatte, und der später bei der Schlacht von Schwechat sich dem

Feuer des Feindes zwecklos aussetzte, indem er, ohne Soldat zu sein, als Volontär mit der Tirailleurkette dem Feinde in die nächste Nähe ging. Pázmándy hatte den Ehrgeiz, Präsident des Landtags 1848 zu werden, und erhielt diesen Posten durch den Einfluß Kossuths und der Ministerialpartei, in Opposition mit den Radicalen, die nicht gern den diplomatischen Höfling aristocratischer Grundsätze als Präsidenten sahen. Pázmándy haßte Kossuth, aber er widersprach ihm nie. Am 9. September führte er die Landtagsdeputation bei der Audienz in Schönbrunn an, und hielt mit dem eindringenden Accente der Ueberzeugung jene merkwürdige Rede, in der die Ungarn offen erklärten, daß die Hofintriguen mit Jellachich die Nation zur Revolution zwingen würden.

Als die ungrische Regierung bei der Annäherung Windischgrätz's nach Debreczin ging, reiste auch Pázmándy ab, doch er kehrte nach Pesth zurück, wenige Tage nach dem Einzuge des östreichischen Feldmarschalls, und reichte ihm seine Huldigung und seine unterthänige Entschuldigung ein. Diese wiederholte er bei seinen Unterredungen mit dem Fürsten, es hieß sogar allgemein,

dieser habe Gefallen an ihm gefunden, und Pázmándy hätte seine Talente und seinen Rath dem damaligen Herrn der Hauptstadt angeboten. Als die Oestreicher abgezogen waren, folgte er ihnen nicht, und ward nun durch die Ungarn aufgefordert, sich zu rechtfertigen. Er ging nach Debreczin und entschuldigte sich hier, indem er erklärte, er sei kein Verräther gewesen, sondern nur ein Feigling. Die ungrische Regierung verachtete den Mann, der sich selbst zu einer solchen Vertheidigung erniedrigte und ließ ihn vollkommen frei. Pázmándy zog sich auf seine Güter zurück, wo er bei dem nochmaligen Vorrücken der Oestreicher zurückgehalten und gefangen wurde, doch auch diese entließen ihn bald, er verstand es, durch öftere Erfahrung gelehrt, sich bei jeder Partei zu beschönigen.

In Pesth kam ich oft mit General Aulich zusammen, sein anspruchsloses, würdiges Benehmen zeigte von dem innern Werthe dieses ausgezeichneten Mannes, die Präcision seiner klaren, leidenschaftslosen Ansichten sprach sich in jeder Unterredung aus. Nur ein einzigesmal bemerkte ich an ihm den Ausdruck erregter Entrüstung, es

war, als die Nachricht kam, daß Obrist Med-nyánszky, der ungrische Truppencommandant in der Festung Leopoldstadt, durch die Oestreicher gehangen worden sei. Diese Barbarei stand im schreiendsten Gegensatze zu dem Benehmen der Ungarn in ähnlichen Fällen. Feldmarschalllieutenant Blagoevics und General Zahn, der Commandirende und der Commandant von Peterwardein zeigten sich willig, die Festung an die Oestreicher zu übergeben. Die Garnison arretirte sie und blieb der ungrischen Regierung treu. Als nun Perczel später Peterwardein entsetzte, entließ er Blagoevics und Zahn, und erlaubte ihnen zu den Oestreichern zu gehen.

Doch die Großmuth, mit der die Ungarn ihre Gefangenen behandelten, hatte keinen Einfluß auf die Oestreicher. Die Ungarn hatten in dieser Epoche, wie mir General Aulich selbst erzählte, gegen zwanzig tausend Kriegsgefangene, unter ihnen nahe an dreihundert Officiere, zwei Generäle, Roth und Philippovics und die Chefs des Generalstabes von den Armeen Jellachich's und Schlick's. Diese Herren waren wohl unter Aufsicht, aber nicht im Kerker, sie durften aus-

gehn, und einigen von ihnen ließ man sogar ihr Schwert; sie richteten sich ihre Lebensweise selbst ein und erhielten regelmäßigen Sold.[1]) Die gefangenen ungrischen Officiere dagegen, die früher in der kaiserlichen Armee gedient hatten und nun in die Hände der Oestreicher fielen, wurden gehangen (Obrist B. Mednyánszky, Major Gruber), erschossen (Major Szöll), oder zu achtzehnjährigem Kerker in Eisen verurtheilt (Obrist Ordódy, Major Szél); die gemeinen Honvéds wurden gleich in die östreichischen Regimenter gesteckt und nach Italien gesandt, die Honvéd-Officiere, die nicht bei der östreichischen Armee gedient hatten, gefangen gehalten und erhielten ohne Unterschied des Ranges 20 Kreuzer für den Tag.

Als die Hinrichtung und die Mißhandlungen der ungrischen Kriegsgefangenen durch die Oestreicher in Ungarn bekannt wurden, protestirte Gör-

---

[1]) Die östreichischen Kriegsgefangenen erhielten folgenden Sold von den Ungarn: Der Lieutenant monatlich 30 fl., der Hauptmann 40 fl., der Major 50 fl., der Obristlieutenant 60 fl., der Obrist 70 fl., der General 80 fl., der Gemeine hatte 5 Kreuzer täglich und die Brodportion; arbeitete er an der Eisenbahn oder Verschanzungen, so erhielt er 20 Kreuzer, alles Conv.-Münze.

gey scharf gegen diese Grausamkeit, die bei civilisirten Völkern unbekannt ist, und drohte mit Repressalien, doch die östreichischen Generale kümmerten sich nicht um diesen „Unsinn," wie sie es nannten, und sagten, die Ungarn würden nie den Muth haben, gefangene Officiere zu hängen und zu erschießen; sie hatten Recht, die Ungarn hatten nur den Muth, die Oestreicher zu schlagen und überließen den Ruhm der Henker ihren Feinden.

Guyon, der tapfere Ire, sollte in dieser Epoche das Commando der Komorner Festung übernehmen, doch er lehnte dies ab, indem er Kossuth offen erklärte, er wolle nicht unter Görgey dienen, den er für einen Verräther hielt, doch um kein offenes Zerwürfniß hervorzurufen, entschuldigte er sich unter dem Vorwand, er scheue die Cholera, die eben in Komorn wüthete; der tapfere Klapka, der in Folge seiner wiederholten Siege seit November vom Major zum General avancirt war, wurde Festungscommandant.

So sehr mich auch alle Ereignisse interessirten, ließ ich doch meinen Hauptzweck nicht aus dem Auge, den ich seit Monaten durch alle Pe-

ripetien des Schicksals verfolgt hatte, — zu meinem Manne nach England zu gehn. Um dies thun zu können, hatte ich im Februar meinen Eltern nach Wien geschrieben, es war vergebens, da mein armes Mädchen verhaftet worden war, — um einen Paß für mich zu erhalten, hatten sich meine Freunde während der östreichischen Herrschaft in Pesth an die damaligen Gewalthaber gewandt, doch sie konnten nur die Antwort erhalten, daß mir ein Paß nach Wien nicht versagt werden würde, aber keinesfalls könne mir eine Reise ins Ausland gestattet werden. — Jetzt war ich wieder in Pesth, um zu sehen was gethan werden könne. Ich sah bald, daß jede Communication mit Wien vollkommen unmöglich sei, da die Grenzen streng bewacht würden. Ein flüchtiger Blick auf die Landkarte zeigte, wie schwierig jeder Fluchtversuch war; im Norden, wo Ungarn an Galizien, Schlesien und Mähren grenzt, concentrirten sich schon die Russen, noch mehr aber als diese war der Cordon der galizischen Bauern zu fürchten, die seit dem von den Behörden gutgeheißenen Blutbade von 1846 gewöhnt waren, jedermann zu verfolgen, der nicht selbst Bauer war;

im Nordwesten lag zwischen der Waag und der March die östreichische Armee, ihr gegenüber die ungrische. Nicht rathsamer war es, im Südwesten den Weg nach Triest, der Südbahn, oder Fiume durch Croatien zu nehmen, jedermann, der dahin aus Ungarn kam, wurde ohne Unterschied des Standes und des Geschlechtes als Aufwiegler oder Spion betrachtet und dem Kriegsgericht überwiesen. Die Reise durch die Türkei schien für mich zu lang und zu beschwerlich, der einzige Punct, wo noch einige Möglichkeit des Entkommens sich darbot, war die Grenze zwischen Croatien und Oedenburg. Aber selbst in Hinsicht dieses Weges konnte ich in Pesth keine genauen Erkundigungen einziehen, ich mußte wissen, ob ich von ungrischer Seite aus vollkommen frei passiren könne, und um mich in dieser Beziehung zu sichern, entschloß ich mich nach Debreczin zu gehen und selbst nachzufragen.

Debreczin ist einige dreißig Meilen von Pesth gelegen, diese Entfernung aber ist durch die Eisenbahn nach Szolnok bedeutend abgekürzt, die bis an die Theiß führt. Hier auf dem Bahnhofe ward ich von einem Herrn angesprochen, der

eben von Paris kam und meinen Mann dort öfters gesehen hatte, er brachte mir beruhigende Nachrichten, die ersten seit drei langen Monaten.

Dies war eine gute Vorbedeutung. Natürlich erkundigte ich mich bei diesem Herrn um jedes Detail seiner Reise, er war vollkommen unbekannt an den Orten, durch die er gekommen war, sein Paß war in der Ordnung, er wurde daher nicht belästigt, er reiste als Fremder. —

Der Adjutant des Generals Damianics schloß sich uns an, das beinahe knabenhafte Aussehen des jungen Majors verklärte sich, als wir am Schlachtfeld bei Szolnok vorbei kamen, wo Damianics, sein Lieblingsheld, die Oestreicher im Februar geschlagen hatte. Auch die Serben hatte der tapfre Damianics, selbst ein Serbe, im December bei Lagerndorf geschlagen und die Schanzen von Tomassováca gestürmt.

Wenige Tage nach diesem Siege erhielt er den Befehl in Folge des Vorrückens der Oestreicher von Westen her, sich gegen Debreczin zurückzuziehn. Ehe er die untere Gegend räumte, erließ er eine höchst energische Proclamation an seine mißleiteten Landsleute. Er bedrohte sie

mit vollkommener Ausrottung, wenn sie ihre Laufbahn des Mordes und des Raubes nicht verlassen, und schloß mit den Worten: „Wenn Ihr Euch nochmals erhebt, kehre ich wieder und zerstöre Eure Häuser, Eure Weiber und Kinder, und Ihr selbst verfallt dem Tode, und auf dem Grabe meines Volkes will ich mich zuletzt selbst erschießen, damit Niemand zurückbleibe von jener Race, die die Menschheit entehrt." Ein solcher Styl war gegenüber jenen wilden Serben nothwendig, die in ihrem politisch-religiösen Fanatismus unerhörte Grausamkeiten an ihren Gefangenen verübten. Diese zügellosen Horden hatten am Anfang des Krieges mit den Ungarn einen jungen Freiwilligen gefangen genommen, der aus der deutschen Stadt Weißkirchen gebürtig war. Seine Eltern waren wohlhabende Bürger und sandten einen Boten in das Lager der Serben, mit dem Angebot eines Lösegeldes. Den nächsten Tag wurde er als Leiche nach Weißkirchen gebracht, die Serben hatten ihn lebendig am Feuer gebraten. —

Damianics kannte die Sprache, die allein auf die wüthenden Serben Eindruck machen

konnte, doch in seinen Handlungen folgte er nur dem großmüthigen Impulse seiner Heldennatur. Als nach der Schlacht von Szolnok bedeutende Beute in die Hände der Ungarn fiel, sandte Damianics die Privateffecten der östreichischen Officiere denselben nach, indem er erklärte, er wisse das Privateigenthum selbst bei seinen Feinden stets zu achten.

Der junge Officier, der mir diese Einzelheiten erzählte, deren Zeuge er gewesen war, beklagte tief den Unfall, der den geliebten General betroffen hatte, er, der in den blutigsten Schlachten nie verwundet worden war, hatte den Fuß gebrochen, als er auf schlechtem Wege aus dem Wagen stürzte, und war nun verhindert, die Truppen zu führen, die unter seiner Leitung sich jeder Armee Europa's gewachsen fühlten. Damianics verdankte seine Popularität nicht bloß seiner persönlichen Tapferkeit, sondern auch seinem humanen Benehmen mit seinen Untergebenen; die Soldaten sahen in ihm ihren Vater, und wenn er auch im Dienst unerbittlich streng war, stellte er sich sonst mit seinen Truppen auf gleichen Fuß, er theilte ihr Mahl und nach der

Schlacht, in der er stets dort war, wo die Gefahr am meisten drohte, war seine erste Sorge die genügende Pflege der Verwundeten. Tapfer wie der Tapferste, hatte er das Gemüth eines Kindes und war daher von allen, die ihm nahe standen, mit kindlicher Verehrung geliebt. Er war einer jener Generale, die aufrichtige Anhänglichkeit für Kossuth hatten. Als Kossuth ihn in Pesth besuchte und ihn mit dem gebrochenen Fuß da liegen sah, rief er traurig aus: „könnte ich doch meine Hand hingeben, um Ihren Fuß zu heilen!" Damianics antwortete, „Es ist besser, daß Sie dies nicht können, denn ich würde mit meinem Leben Ihre Hand zurückkaufen." Als Görgey durch Kossuth zum Kriegsminister ernannt wurde, wollte der Präsident Damianics den Oberbefehl der Armee übergeben, doch der unglückliche Sturz des Generals machte ihn für lange Zeit unfähig, Theil an dem Kampfe zu nehmen, den er sicher anders, vielleicht siegreich, zu Ende geführt hätte. Er diente seinem Vaterlande als Held und starb für dasselbe den Tod des Märtyrers. Als er nach der Katastrophe von Világos mit den andern ungrischen Gene

ralen zum Galgen verurtheilt wurde, und er dem langsamen Tode seiner zwölf Gefährten als letzter derselben zusehen mußte, sagte er, ungebrochen durch seine langwierigen Leiden, denn sein Fuß war noch immer nicht geheilt, zu dem östreichischen Officier mit unerschüttertem Gleichmuth: „Ist es nicht eigenthümlich, daß ich, immer der erste auf dem Schlachtfelde, hier der letzte sein soll?“ —

Als ich in Szolnok ankam, betrachtete ich die Theiß, diesen so ganz ungrischen Strom von seiner Quelle bis zu seinem Einfluß in die Donau, ein Symbol des ungrischen Characters. Ruhig und langsam in seinem normalen Zustande, überfließt er gewaltig, wenn die Sonne den Schnee im Gebirge schmilzt, und befruchtet mit seinen Fluthen die Ebenen, die er durchfließt; er spottet der Dämme, die man ihm setzt, doch wer seine Eigenthümlichkeiten kennt, dem öffnet er seine Schätze als der fischreichste und schiffbarste Fluß in Europa. Viele der Schlachtfelder, die auf Ungarns Schicksal bedeutend einwirkten, liegen an den Ufern der Theiß, sie war der Zeuge der großen Vergangenheit dieses Vol-

kes, das durch Jahrhunderte stets für Freiheit und Fortschritt kämpfte. Hoffentlich wird der mächtige Strom auch die gesegnete Zukunft eines glücklichen Volkes sehen, das, gesund in seinen Elementen, der Liebe zur Freiheit und des alles aufopfernden Patriotismus, nicht durch fremde Bayonette dauernd unterdrückt werden kann.

Vörösmarthy, der große ungrische Dichter, fühlte schon vor vielen Jahren die Ereignisse, die kommen sollten und schrieb folgendes Gedicht, das vom Schlosse zur Hütte verbreitet, in ganz Ungarn zum Volkslied wurde:

Aufruf.

Bleib, Ungar, Deinem Vaterland
Getreu unwandelbar,
Dem Land, das Deinen Staub einst deckt,
Das Deine Wiege war.

Dir bietet and're Heimath nicht
Der weite Weltenschooß,
Hier mußt Du leben, sterben hier,
Ob Wohl ob Weh Dein Loos.

Es ist der heil'ge Grund, auf dem
Das Blut der Väter floß,
Wo ein Jahrtausend schon für sie
Des Ruhmes Bahn erschloß.

Hier war's, wo Arpáds Heldenschaar
Erstritt das Vaterland,
Und hier zerbrach das Sclarenjoch
Einst Hunyad's mächt'ge Hand.

Hier schwang man, Freiheit, Dein Panier,
Vom Blut der Feinde roth,
Und uns're Besten fielen hier
In langer Kampfesnoth.

Doch wenn auch oft im harten Streit
An des Verderbens Rand,
Wenngleich bedrängt, doch nicht gebeugt,
Lebt noch das Volk im Land.

Zu dir, der Völker Heimath, Welt,
Ruft kühn es in der Noth,
„Nach langem tausendjähr'gen Kampf
Gieb Leben oder Tod.“

Es kann nicht sein, daß Gut und Blut
Fruchtlos dem Tod sich weih,
Fruchtlos so manches treue Herz
Im Gram gebrochen sei.

Es kann nicht sein, daß Geist und Kraft
Und Streben fromm und rein,
Erliegend eines Fluches Last
Soll hingeopfert sein.

Noch kommen wird, noch kommen muß
Uns eine bess're Zeit,
Nach der vieltausendstimmig Flehn
Ertönet weit und breit.

Und soll's nicht sein, so komme nur
Großartig dann der Tod,
Wo bei dem Leichenfest ein Reich
Erscheint vom Blute roth.

Ans Grab, in das ein Volk man senkt,
Drängt sich der Völker Schaar,
Und eine Opferthräne bringt
Sie dem Gefallnen dar.

O Ungar, treu dem Vaterland
Bleib unerschütterlich,
Es gibt Dir Leben, fällst Du einst,
So deckt sein Rasen Dich.

Dir bietet and're Heimath nicht
Der weite Weltenschooß,
Hier mußt Du leben, sterben hier,
Ob Wohl ob Weh Dein Loos. —

Auf meinem Wege von der Theiß nach Debreczin kam ich nach Kardszag, den Hauptort von Groß-Kumanien. Die beiden Kumanien und Jazygien sind Districte, die sich von der Donau über die Theiß erstrecken, sie sind von einem kräftigen Stamme bewohnt, den berühmten ungrischen Reitern, von einer Race, die nicht mit Arpád nach Ungarn gekommen war. Die Jazygier (Pfeilschützen) scheinen lange vor Arpád in Ungarn einheimisch gewesen zu sein,

doch ist dies ein noch nicht hinlänglich erhellter Punkt in der ungrischen Geschichte, die Kumanier wanderten unter dem vierten Bela im dreizehnten Jahrhundert ein; sie kamen aus Kumanien, der jetzigen Moldau und Wallachei, die nach ihnen diesen Namen im Mittelalter führten, der Name selbst kommt vom Flusse Kuma in Tscherkassien, wo ihre frühern Sitze waren. In Ungarn erfreuten sie sich großer Vorrechte, sie waren den Feudalgesetzen nicht unterworfen und hatten gleiche politische Rechte. Bis zur Zeit der Reformen im April 1848 waren sie dem Palatin unmittelbar untergeordnet, der ihr Graf und Kapitän war, doch waren sie sehr durch ihre Bureaucratie unterdrückt, da der Palatin die Controle über die Civilbeamten an sich gerissen hatte und so viel als möglich die freie Entwickelung der Municipalitäten und die Thätigkeit der Congregationen hinderte. Zum Landtag sandten diese Districte einen Deputirten; seit April 1848 wurde ein eigner Graf zu ihrer Administration bestellt, und jede ihrer Städte erhielt eine Stimme bei dem Landtag. Die Kumanier und Jazygen sind Landwirthe und Viehzüchter, die industriellen

Interessen sind in ihren Städten kaum repräsentirt, die Jazygen bewahren als ihre Stammesreliquie in Jasz-Berény das elfenbeinerne zierlich geschnitzte Kriegshorn Lehels, eines der ersten Anführers der Ungarn, der der Sage zufolge auf dem Schlachtfelde von Merseburg selbst tödtlich verwundet, damit den Anführer der Deutschen niederschlug. Wenn Jemand das Bürgerrecht in Jazygien erhält oder ein willkommener Gast im Rathssaale von Jász-Berény bewirthet wird, dann wird Lehels Horn hervorgeholt mit Wein gefüllt, und von den Gästen in einem Zuge geleert. —

Mein Weg führte weiter über Szoboszló, eine der sieben Haiduckenstädte. Die Haiducken sind ebenfalls Ungarn, die ihre Privilegien Bocskay, dem Fürsten von Siebenbürgen, verdanken, als eine Belohnung für ihre Dienste im Kriege für politische und religiöse Freiheit in den Jahren 1604 bis 1606. Sie sind ebenfalls wohlhabende Landbauern, bei denen der Feudalismus nie eingeführt war; ihre Städte sind eigentlich Dörfer von colossaler Ausdehnung auf dem frucht-

barsten Weizenboden, ihre Stammreliquie ist die Fahne Bocskay's. —

Die Haiducken sowohl als die Kumanier und Jazygen sind wohlbekannt durch ihren Patriotismus, während des letzten Kampfes stellten sie die doppelte Anzahl der von ihnen verlangten Recruten. —

Auf der unbegränzten Fläche, die endlos sich vor meinen Augen ausbreitete, ist das Phänomen der Luftspiegelung (Fata Morgana) nicht selten und täuscht oft den Reisenden, dem es unerwartet erscheint. Man sieht zwar nicht, wie im Orient das Bild lieblicher Oasen und bethürmter Städte, aber ein weites Meer scheint mit seinen Wellen vom Horizonte bis in die nächste Nähe des Reisenden heranzuwogen. — Durch dieselbe Ebene, auf der die Fata Morgana erscheint, zieht sich von der Donau an die Theiß, und von dort nach Siebenbürgen ein mächtiger Wall und Graben ohne Zweifel römischen Ursprungs, der die Gränzen des römischen Reiches hier ebenso beschützte, wie der Römerwall in Süddeutschland und England. Die Römer und die Nationen, gegen die dieser Wall

errichtet worden, waren längst vergessen, ehe noch die Ungarn dies Land eroberten, sie kennen daher den Ursprung dieses Walles nicht; keine Tradition, die an Rom erinnerte, lebt in den Ebenen der Theiß, doch die Phantasie des Volkes schuf eine zarte Legende, in der der Wall und die Luftspiegelung, in der dieser so häufig verschwindet, lieblich mit einander verbunden sind.

Csörsz, so erzählen die Hirten, war der ritterliche Sohn des Königs der Siebenbürger Alpen, dessen Schätze an Gold und Salz größer waren, als die aller Könige und Fürsten dieser Welt. Csörsz hörte von der himmlischen Schönheit Déli Bábs, der Tochter des Königs des Südmeeres (des Adriatischen) und sein Herz entbrannte in Liebe zu ihr. Er schickte daher seine Herolde von den Alpen hinab an die Seeküste, mit den köstlichsten Schätzen von Gold und Salz beladen und warb um die liebenswürdige Déli Báb. Doch der stolze Meereskönig verachtete die Könige der Erde und sagte, nicht eher werde er die Hand seiner Tochter dem Sohne des Alpenkönigs geben, als bis dieser vom Gebirge mit einer Flotte herabkommt, um die Braut

zu Wasser in seinen Pallast zu führen, denn ihre Füße seien zu zart, die rauhen Steine der Erde würden sie verwunden. Die Gesandten aber vertrauten der Macht und Weisheit ihres Herrn, sie nahmen die Bedingung an, warfen den Brautring und die Geschenke in's Meer, das seit dieser Zeit salzig wurde, und kehrten, nachdem sie so die Verlobung besiegelt hatten, zu ihrem Herrn zurück. Csörsz war in Verzweiflung über die Bedingung des Meereskönigs; da er nicht wußte wie er ihr Genüge leisten könne, rief er den Teufel zu Hülfe. Der Teufel kam ohne Verzug, spannte zwei Büffelochsen vor einen glühenden Pflug und vollendete in einer Nacht den Canal von Siebenbürgen an die Donau, von der Donau ans Meer. Csörsz ließ nun schnell eine Flotte im Gebirge zimmern und steuerte freudig zum Adriatischen Meere, um die Braut heimzuführen. Ihr königlicher Vater ließ sie nur ungern ziehn, doch er hatte sein Wort gegeben, und in jenen Zeiten war die Diplomatie noch nicht erfunden, und die Fürsten hielten selbst in den fernen Gegenden ihr verpfändetes Wort. Die schöne Braut selbst verließ schwer den kühlen

Krystallpallast und ihre Spielzeuge von Perlen und Muscheln, und selbst die Seeungeheuer, die ihr bisher mit treuer Ergebenheit gedient hatten. Sie versprach, die Heimath nie zu vergessen und oft ihren Vater und ihre Schwestern im Sommer zu besuchen, wenn die senkrechten Strahlen der Sonne auf der trocknen Erde zu heiß scheinen. — Csörsz führte die liebliche Braut unter Festgesängen und fröhlicher Musik den Canal hinauf, und Déli Báb war entzückt über die Berge und Wälder, die Saatfelder und Wiesen, die vor ihr vorüberflogen, doch als sie zufällig ihren Blick zurückwandte, sah sie mit Schrecken, daß das Wasser des Canals überall hinter den Schiffen versiegte, und daß die Rückkehr zur kühlen Meeresgrotte ihres Vaters unmöglich war. Bald erreichte sie die Alpen, doch sie fühlte sich nie heimisch in den Gold- und Salzhallen der Gebirge, die schweren Felsenwände der Alpen beengten ihre Seele, im Schnee des Winters erstarrten ihre Gedanken, die stechenden Strahlen der Sonne lösten sie in Thränen auf. Sie lachte nie und träumte stets vom Meere, die Liebe des königlichen Alpensohnes blieb unfruchtbar, kinder-

los verging Déli Báb vor Sehnsucht und ward in jene Luftspiegelung verwandelt, in jenen Schein des Meeres, der neckisch entflieht, wie man ihm naht. Die Reste des Teufelscanals heißen aber noch heute Csörsz árka, „der Graben des Csörsz“ und die Luftspiegelung nennt der Hirt nach dem Namen der Prinzessin, Déli Báb. —

Nicht der Traum des Meeres, sondern die wachsenden Schatten der einbrechenden Nacht umgaben mich, als ich endlich die dorfähnliche Stadt Debreczin erreichte, in der die ungrische Regierung und der ungrische Landtag für jetzt ihren Sitz hatten, und wohin nun auch alle jene eilten, die stets dem Erfolg dienen. —

Ich stieg bei einer Jugendfreundin ab, der Frau eines der ungrischen Minister, die mir freundlich ein Zimmer in ihrer sehr beschränkten Wohnung antrug, die kaum den Bedürfnissen ihrer Familie genügte. Sie erzählte mir Alles, was sie seit unserer letzten Begegnung in Pesth erfahren und gelitten hatte. Das Leben ihres Mannes war oft in Gefahr gewesen, er hatte beinahe nie das Kriegslager verlassen, wo seine

Thätigkeit als Civilcommissär von der höchsten Wichtigkeit war und endlich mit dem vollständigsten Erfolge gekrönt wurde. —

Am nächsten Morgen ging ich, meine Paßangelegenheit in Ordnung zu bringen, zu Kossuth, ich hoffte durch ihn meinen Wunsch zu erreichen. Ich fand den Gouverneur Ungarns nicht besser bewohnt, als seine Minister, der Ausdruck der Erschöpfung in den Zügen des einst so schönen Mannes machten einen schmerzlichen Eindruck auf mich, doch sein Benehmen war auch jetzt wie immer freundlich und einnehmend, seine Stimme klar und durchsichtig gab jedem Worte einen unbeschreiblichen Reiz. Es ist unmöglich, mit Kossuth umzugehen, ohne überzeugt zu werden, daß die Natur ihn geschaffen, den größten Einfluß auf seine Nation zu üben. Doch waren es nicht die blendenden Eigenschaften seines Verstandes, die ihm die Gewalt über sein Volk gaben, es war sein Glaube an das Volk, sein festes Vertrauen, das er in dasselbe setzte, ein Glaube und ein Vertrauen, fest und unwiderstehlich, wie die glühende Begeisterung der alten Propheten, die als Verkörperung der

politischen und religiösen Ueberzeugungen ihres Volkes hintraten vor den Thron ihrer Könige, so oft diese dem Gesetze untreu wurden. Die Propheten erinnerten die Könige an ihre Verbrechen und verkündeten die Strafen, die ihnen folgen würden, und das Volk schaarte sich um sie, und gewann durch ihre Worte und durch ihr Beispiel die Kraft zum heldenmüthigen Widerstande. —

Zehntes Kapitel.

Nach England.

Als Welden am 18. April Pesth verließ, und mit der Hauptarmee gegen Raab sich zurückzog, führte Jellachich die Reste seines croatischen Heeres auf einer Dampfschiffsflottille die Donau hinab, um Croatien gegen Perczel zu schützen, der es bedrohte. Von den 65,000 Mann, die der Ban mit kecker Vermessenheit im September gegen Pesth geführt hatte, waren an 17,000 Mann mit Theodorovich, 4000 mit Nugent zurückgekehrt, jetzt zog Jellachich mit etwa 15,000 Mann an die Drave, die übrigen hatte das Schwert der Ungarn und die Krankheiten hingemäht, oder sie waren fern von dem Heerd ihrer Familien als Kriegsgefangene in Ungarn zerstreut. Aber das

Schwerste stand ihnen noch bevor. Sie erreichten glücklich Essegg, wo das Volk, das den östreichischen Bulletins vollkommenen Glauben schenkte, und wirklich glaubte, Jellachich sei ein bedeutender General, anfangs gar nicht glauben wollte, diese Trümmern seien alles, was von der so oft gepriesenen croatischen Armee übrig sei. Nach kurzer Rast eilte Jellachich vor Peterwardein, das von der sclavonischen Seite durch Oberst Mamula noch immer beschossen wurde, und setzte sich mit Kniesanin in Verbindung, der mit wilder Energie den Angriff Perczel's auf die feste Position von Titel, kräftig zurückschlug. Die östreichischen Heere waren jetzt in dieser Gegend der ungrischen Südarmee an Zahl überlegen. Jellachich beschloß Peterwardein von neuem zu ceniren, und Perczel von der Festung abzuschneiden. Er griff daher im Mai wiederholt Neusatz an, das unter den Kanonen von Peterwardein liegt. Doch die tapfern Commandanten der Festung, General Paul Kiss und Obrist Hollán eröffneten ein so heftiges Feuer auf die Croaten, die schon in die Stadt eingedrungen waren, daß sie genöthigt wurden sich zurückzuziehen; die Stadt ging dabei

in Flammen auf, und ward in dem Kampfe zwischen den Croaten und Ungarn in einen Schutthaufen verwandelt. Trotzdem konnte sich Perczel, zugleich von Jellachich und Kniesanin bedroht, nicht länger im Süden der Bacska halten; er zog sich über den Canal zurück, und erlitt bei Káty durch Jellachich eine Schlappe. Doch der Ban konnte seinen Vortheil nicht verfolgen, die Cholera brach mit furchtbarer Wuth unter seinen Truppen aus, und raffte sie in Hunderten dahin. Unthätig standen sich im Juni die Feinde gegenüber, bis endlich General Vetter durch Kossuth zum Chef der Südarmee ernannt wurde, und wieder die Offensive ergriff. Am 14. Juli ließ er durch General Guyon die Croaten angreifen, denselben Tag, an welchem Jellachich die Ungarn überfallen wollte. Der „tapfere Ban" wurde mit seinen „Helden" bei Hegyes aufs Haupt geschlagen, flüchtete sich zuerst in die römische Schanzen, und zog sich, als er sah, daß er hier sich nicht halten könne, nochmals in's Fruska-Gebirge zurück. Kniesanin hielt Titel auch jetzt, allein Peterwardein wurde zum zweitenmale entsetzt, und Croatien zitterte auf's neue.

Doch die Invasion der Russen machte wieder die Concentration der ungrischen Truppen nothwendig, Guyon und die Blüthe der Südarmee mußte in Eilmärschen sich an die mittlere Theiß ziehen, und Jellachich war abermals gerettet. — Während dieser Zeit hatte der östreichische General Berger in Arad, nach einer neunmonatlichen, obgleich dreimal unterbrochenen Cernirung der Festung dieselbe am 1. Juli, gegen ehrenvollen Abzug übergeben, und Temesvár trotzte noch immer den Ungarn im Banate, so wie Karlsburg in Siebenbürgen.

Allein alle diese Operationen der Südarmee machten keinen bedeutenden Eindruck auf die öffentliche Meinung, die Nation beachtete die Schlappe von Káty und selbst den glänzenden Sieg bei Hegyes nur wenig, — jedermann fühlte es, daß die Schicksale des Landes nicht in dieser Gegend entschieden würden. Niemand konnte es sich aber erklären, warum an der Waag und Donau nichts geschehe, und den Oestreichern Zeit gelassen werde sich zu reorganisiren, und die russische Hilfe abzuwarten. Es gab zwar fortwährend kleine Gefechte auf der Insel Schütt, und am rechten Donauufer; manche davon waren

glänzend, wie jenes bei Czorna, wo der östreichische General Wyß fiel; aber sie hatten kein strategisches Resultat, die Hauptquartiere der Armeen blieben dieselben. Die glänzenden Siege, mit denen Görgey von der Theiß bis an die Waag vorgerückt war, erweckten neues Vertrauen in sein Glück und in sein Talent; man vermuthete einen tiefen Plan in seinem Zögern, das selbst nach der Eroberung Ofens noch einen Monat lang währte. Den wahren Plan des Feldherrn ahnte niemand, selbst die, die ihn am genauesten kannten, glaubten höchstens er strebe nach Militärdictatur; denn machte er jetzt aus seinem Hasse gegen Kossuth und die Civilregierung kaum mehr ein Geheimniß, so wagte doch niemand ihn des Verraths am Vaterlande zu zeihen.

Als ich anfangs Juni von Debreczin zurückkehrte, wo ich nur zwei Tage lang weilte, verbreitete sich das Gerücht, die Russen seien im Arvaer Comitate eingebrochen, sie hätten sich aber ohne ernsten Kampf gleich wieder zurückgezogen.

Nach allem was ich in Debreczin erfahren hatte, entschloß ich mich die Gelegenheit zu ergreifen, die sich mir darbot, als Gesellschafterin

eine alte Dame in einen böhmischen Badeort zu begleiten, wo ich hoffte, die Mittel zu erhalten mich zu meinem Mann zu begeben, und meine Kinder in den Stand zu setzen, den Kriegsschauplatz zu verlassen, in dessen Nähe sie sich befanden. — Ich hatte meine Reisevorbereitungen sehr rasch getroffen, und wir brachen auf. Wir kamen ohne Schwierigkeit über die Gränze, die noch nicht vom Militär besetzt war, und fanden, trotzdem daß unser Paß ein ungrischer war, keine besondern Schwierigkeiten in Oestreich. Ich glaube meine alte Dame sah zu anständig, ich selbst zu harmlos aus, als daß wir die Aufmerksamkeit der Polizei besonders erregt hätten, — so erreichten wir den Ort unserer Bestimmung ohne besondere Abentheuer. Doch meine Verlegenheiten begannen hier, ich hoffte hier eine Person zu treffen, die mir den gewünschten Paß bringen und mich weiter begleiten sollte, — sie war nicht gekommen und ich hatte keine andre Wahl als mich zu gedulden. Doch ich wagte es auch nicht die Schwelle des Zimmers zu überschreiten, indem ich fürchtete irgend jemandem von meinen Wiener Bekannten zu begegnen und von diesen nicht aus bösem

Willen, sondern vielleicht durch einen unwillführlichen Schrei der Ueberraschung verrathen zu werden. Doch zwei, drei, vier Tage vergingen und meine erwartete Freundin erschien nicht, ich war in den nervösen Zustand des Gefangenen versetzt, dem Befreiung versprochen wurde, die nur aus unbekannten Gründen zögert, und ihn den Qualen der Ungewißheit und der Sehnsucht preisgibt. Ich lebte zwischen Erwartungen und Vermuthungen, endlich fand ich, daß Gefahr der Ungewißheit vorzuziehn sei, nahm an einem schönen Morgen meinen ganzen Muth zusammen und begleitete verschleiert wie eine Orientalin meine alte Dame zum Brunnen. Das Geschwirr des Badeortgeplauders bildete einen eigenthümlichen Contrast zu den Gegenständen die mich interessirten und meinen Geist beständig beschäftigten. Natürlich verstand ich den wörtlichen Sinn jedes Wortes, das ich jetzt hörte, doch diese Gespräche waren mir so fremd geworden, daß ich mich wie in eine andre Welt versetzt fühlte, wo alles dem vollkommen entgegengesetzt erschien, was ich in den letzten Monaten erfahren hatte. Dies fühlte ich am meisten, wenn

die Rede von Ungarn, dem Kriege, und der russischen Intervention war. Alles dies wurde mit demselben Interesse erwähnt, wie andere gewöhnlichen Gegenstände des Gespräches, Romane, Musik, Ausflüge in die Nachbarschaft und ähnliche Abhandlungen. Leben und Tod, die Existenz von Millionen menschlicher Wesen wurden auf diese Art nicht anders behandelt, als der tägliche Zeitvertreib; der einzige Unterschied war, daß man ersteres störend fand; ich hörte ein Fräulein sagen, es sei ein wahres Glück, daß die Russen anrückten, da die Knute eine Radicalkur gegen die Unverschämtheit der constitutionellen und revolutionären Tendenzen sei. Ein Officier, der dies wahrscheinlich sehr logisch fand, bemerkte, Ungarn müsse unterjocht werden, denn es sei seine Absicht, im nächsten Winter sich im Karneval in Pesth recht gut zu unterhalten. Ich wunderte mich nur, warum der junge Held, der den Krieg in Ungarn so ganz als ein Kinderspiel betrachtete, sein Schwert nicht auch in die Waagschale des Kriegsglückes warf, denn er sah wirklich nicht aus, als ob große Anstrengungen im Kriege ihn gezwungen hätten, die Heilquellen zu besuchen.

Am unangenehmsten war mir übrigens, mehrere Personen zu bemerken, die ich früher gekannt und mit denen ich oft in frühern Jahren in Gesellschaft zusammengekommen war. In einem müßigen Badeorte war ich sicher, einmal erkannt, weit mehr ausgefragt und in Untersuchung gezogen zu werden, als ich wünschte, während mein einziges Ziel war, so bald als möglich England zu erreichen. Endlich erschien die langerwartete Freundin, doch ohne den gewünschten Paß. Was sollte ich nun thun? ich sah keine Möglichkeit fortzukommen und entschloß mich daher zum Rückzug. Doch meine arme Freundin fürchtete durch ihre plötzliche Abreise in dem geschwätzigen und neugierigen Cirkel der Badegesellschaft zu viel Aufmerksamkeit zu erregen, sie mußte daher zurückbleiben, und sich dem Wassertrinken und Baden einer regelmäßigen Badekur unterziehen, es war unmöglich für sie diesem Schicksal zu entgehen, denn der officielle Aesculap, der Despot aller die in sein Bereich kamen, hatte sich ihrer gleich bei ihrer Ankunft bemächtigt.

Auf meiner Rückkehr war ich als Stubenmädchen verkleidet, als wir die östreichisch-ungri-

sche Gränze erreichten, fanden wir sie schon von kaiserlichen Soldaten besetzt, die freie Passage war gehemmt. Meine Dame, ich selbst und unser Gepäck wurden der strengsten Untersuchung unterzogen. Meine vermeinte Gebieterin mußte in ein Zimmer, wo mehrere andre Reisende eben visitirt wurden, doch wir wurden in Folge der Geistesgegenwart meiner Dame anständiger behandelt. Die Andern mußten ihre Taschen leeren, ihre Kleidung und ihr Gepäck wurden sorgfältig durchsucht, und die Aufmerksamkeit der Polizei erstreckte sich sogar auf das Reisegeld. In dem Taschenbuche eines der Reisenden waren zweihundert Gulden in östreichischen Banknoten, der untersuchende Unterofficier wandte sich an seinen Chef mit der Frage: „ist das nicht zu viel für eine Person?“ — Meine Dame verstand gleich den Sinn dieser Frage, die natürlich für jeden, der in das Verfahren der kriegsrechtlichen Gränz-Polizei Oestreichs nicht eingeweiht ist, vollkommen unverständlich bleiben mußte. Ich kannte mehrere Kaufleute, die in dieser Epoche von Pesth nach Wien mit einer Summe von sechzig bis achtzigtausend Gulden reisten, um ihre Zahlungen dort

zu bewerkstelligen, an der östreichischen Gränze wurden sie aufgehalten, und ihr Geld mit Beschlag gelegt, unter dem Vorwand, daß obgleich ihre Pässe in Ordnung waren, dies Geld möglicherweise im Interesse der ungrischen Regierung verwendet werden dürfte. Ob dieses Geld später definitiv zurückbehalten wurde, weiß ich nicht. —

Meine Dame war ängstlich wegen ihrer Börse, die mehr als zweihundert Gulden enthielt, und versuchte durch Kühnheit sich aus der Verlegenheit zu ziehen, keck überreichte sie den Handsack, den sie am Arm trug, dem Hauptmann, der den Gränzdienst befehligte, und sagte: „Wollen Sie gefälligst selbst den Sack visitiren." Der Officier lehnte dies mit Anstand eines wohlerzogenen Mannes ab, und sagte: „Dies ist vollkommen überflüssig, glauben Sie mir, es fällt mir schwer, die Pflichten der Polizei erfüllen zu müssen, statt jene des Soldaten." Während meine Dame im ersten Stocke auf die Art diplomatisirte, war ich unten im Hofe von einem halben Dutzend Soldaten umringt, die unser Gepäck untersuchten. Ich hatte ein gutes Gewissen, ich wußte, daß wir nichts Verdächtiges mitführten,

selbst wenn ein Kriegsgericht es untersuchte, und ließ daher ohne alle Widerrede jeden einzelnen Gegenstand visitiren, und lachte bloß über die Geduld, mit der die Soldaten, deren Hände ein solches Geschäft nicht gewöhnt waren, jedes Sacktuch und jeden Handschuh entfalteten und umkehrten, und wieder zusammenlegten, und selbst jedes Papierstückchen in das diese Gegenstände gewickelt waren ansahen und an die Sonne hielten, um sich zu überzeugen, daß das graue Löschpapier keine verrätherische Tinte verberge. —

Diese Operationen dauerten einige Stunden, endlich ward ich als unverdächtig entlassen und eilte die Treppe hinauf zu meiner Dame, um ihr die gute Nachricht zu melden. Einer der Officiere fragte mich, woher wir kämen, und wozu wir in das zerrüttete Land zurückkehrten. Ich antwortete: „daß Ungarn unser Vaterland sei.“ Der Officier begann gleich über den Krieg zu sprechen und behauptete, alles Unheil komme dort bloß von den Frauen, die Ungarn eigentlich beherrschten. Ich versicherte ihm, daß dies für mich vollkommen neu sei. „Ja,“ setzte der Officier fort, „eine ungrische Dame kam nicht we-

niger als fünfzehnmal unter den verschiedensten Verkleidungen durch unser Lager, und führte stets Depeschen für die ungrischen Rebellenhäuptlinge mit, und doch haben wir sie nicht arretirt." Ich äußerte natürlich meine Verwunderung über diese ungewöhnliche Artigkeit, und erkundigte mich nach meiner Rückkunft um den Grund dieser seltsamen Geschichte. Ich erfuhr, daß eine Dame wirklich es zweimal gewagt hatte mit Nachrichten für die Ungarn durch die öſtreichiſchen Truppen sich zu schleichen, das erstemal gelang ihr der Versuch, bei dem zweiten wurde sie entdeckt, und in Ketten nach Ofen geschleppt, wo die Oestreicher zum Glücke für sie, sie im Kerker vergaßen, als sie im April von Pesth sich zurückzogen.

Das Wiedersehn meiner Kinder tröstete mich für einen Augenblick über das Fehlschlagen meiner Expedition, doch ich war entschlossen, sobald sich eine Gelegenheit darbieten würde, einen zweiten Versuch zu wagen.

Um uns herum war die ganze Gegend aufgeregt, wegen des Einmarsches der Russen in den obern Comitaten, Eperies und Kaschau wa-

ren schon besetzt durch sie. Es hieß, der Großfürst Constantin selbst habe Reden an die Ungarn gehalten, und sie versichert, die Russen kämen als Freunde der Ungarn, — der Oestreicher wurde nicht erwähnt. Die Russen benahmen sich seit ihrem Einrücken viel besser und hatten viel mehr Rücksichten für die Einwohner, als die Oestreicher, es war unzweifelhaft, sie suchten die Sympathien für sich zu gewinnen, die die Oestreicher zu gewinnen verschmäht hatten.

Mehrere Vorpostengefechte fanden gegen die neuen Eindringlinge statt, in denen die Ungarn einige Vortheile erhielten, und ihre Guerillas erbeuteten viele russische Pferde und Monturen. Doch dies war das ganze Resultat des Widerstandes, den das kleine Corps des tapfern Polen Visocki und des Generals Aristides Dessewffy, dem bedeutend überlegenen Feind entgegenstellen konnte, der bald nach Miskolcz einrückte, und das offen gelegene Pesth bedrohte.

Ich sah, daß meine Flucht in kurzer Zeit unmöglich werden dürfte, ich fuhr daher nochmals nach Pesth, um mich über die Lage der Dinge, und die Möglichkeiten der Flucht genauer zu un-

terrichten. Es war in den ersten Tagen Julis, und ich fand Pesth in großer Verwirrung. Die ungrische Regierung hatte die Hauptstadt abermals verlassen, weil, wie es hieß, Görgey sich offen weigerte den Plan anzunehmen, durch den Pesth gerettet werden könnte. Eine düstre Gemüthsstimmung, die Vorläuferin großen Unglücks, hatte sich der Bürger von Pesth bemächtigt, doch sie verschwand für einen Moment, als Kossuth, nachdem die Regierung schon zwei Tage früher ihren Sitz von Pesth nach Szegedin verlegt hatte, abermals in Pesth erschien, und alt und jung durch seine Gegenwart begeisterte. Gegen Görgey äußerte sich ein allgemeiner bittrer Unwille, man nannte ihn laut einen Verräther, der nur auf den Augenblick wartete, wo er seine Armee zur Capitulation vermögen könnte, bloß um seiner persönlichen Ansichten willen, um seinen Ehrgeiz und seinen Haß zu befriedigen. Kossuth warf man Schwäche vor, daß er nicht schon längst Görgey vor ein Kriegsgericht gestellt hatte. Man läugnete, daß die Armee Görgey's, wie es einige behaupteten, sich diesem Verfahren widersetzt haben würde; denn wenn der General auch seine

Officiere mächtig in seinem Sinne bearbeitet habe, so seien doch die gemeinen Honvéds, — diese unvergleichlichen Helden des Tages, — Söhne des Volkes, auf die Kossuths Einfluß überwältigend wirkte. —

Jedermann fühlte zu dieser Zeit die Schwüle des herannahenden Ungewitters. Die Nation, die durch die Uebermacht und die höhere militärische Bildung der einst so berühmten kaiserlichen Armeen nicht bezwungen werden konnte, und ihrer alten Rechten für deren Erhaltung sie so tapfer gekämpft hatte, sich vollkommen würdig bewies, sollte jetzt durch die materielle Macht des nordischen Despotismus erdrückt werden. Und das constitutionelle Europa und selbst das republicanische Frankreich hatte kein Veto gegen die gesetzlose Gewalt, die jede gerechte Forderung mit dem Galgen beantwortete! Dies wurde mit der größten Bitterkeit gefühlt, die verzehrendste aller Leidenschaften verwundete Vaterlandsliebe nagte an den Herzen. Die Last der materiellen Gewalt Rußlands schien in diesem Augenblicke erdrückend, jedes Gefühl wurde zurückgedrängt und dadurch eben so wie die Gefahr intensiver.

Meine Lage war ganz in Uebereinstimmung mit dem Stande der öffentlichen Angelegenheiten. Fern von ihm, nach den ich mich sehnte, umgeben von Schwierigkeiten, sah ich den Augenblick herannahen, der mir jede Möglichkeit des Weiterkommens abschnitt. Es blieb mir keine Wahl, ich mußte meine Kinder zurücklassen, wollte ich mich nicht passiv der Nothwendigkeit unterwerfen, von meinem Manne für lange Zeit, vielleicht für Jahre getrennt zu sein. Meine Wünsche und meine Pflichten waren im Einklang, ich überlegte nun die Wahrscheinlichkeiten des Erfolges und die Gefahren, denen ich mich unterziehen mußte, und entschloß mich rasch zur Abreise, mit dem festen Vertrauen in Ihn, der des Weibes und der Mutter Herz mit der Kraft der Liebe segnet.

Um unerkannt zu sein, schnitt ich mir die Haare ab. Ich fand bald einen alten deutschen Herrn mit seiner jungen Frau, die im Begriffe standen, sich aus einem vom Kriege zerrütteten Lande zu entfernen, dessen Interessen nicht die ihrigen waren. Ich kannte dieses Paar nicht persönlich, doch ich wußte, daß sie einen Paß von ihrer eigenen Regierung hatten und daher wahr-

scheinlich ohne alle Belästigung nach Oestreich und von dort weiter gelangen würden. Ich dachte nun, wenn ich als untergeordnetes Anhängsel mit ihnen ziehe, würde ich wohl keine Schwierigkeiten auf meinem Wege finden, ich stellte mich ihnen daher mit meiner Bitte vor, und sie, unbekannt mit meinem wahren Namen oder meiner Stellung nahmen mich in ihre Gesellschaft auf. So reiste ich abermals ab, mit Leuten, denen ich vollkommen fremd war, die die Ansichten und Gefühle des Landes nicht theilten, ja nicht einmal kannten, in dessen Geschick ich verflochten war. Die Art unserer Reise glich wahrlich keiner Flucht, wir hatten zahllose Koffer und Felleisen mit, in denen nicht nur Gepäck, sondern selbst Speisen und Wein verwahrt waren, als ob wir durch die Wüste zögen. Der Postwagen, den wir jede Station wechselten, war überfüllt und die Eile, die mir besonders bei dieser Reise wünschenswerth erschien, wurde natürlich durch das Gepäck wesentlich gehemmt. Der deutsche Herr hatte übrigens durchaus kein Gefallen an einer Courierreise und blieb überall unter dem verschiedensten Vorwand stehen, bald war es eine statistische Notiz, die er

haben wollte, bald mußte er sich um Bekannte erkundigen, die in der Nähe wohnten. Noch häufiger wurden seine Lungen und unsere Zeit und Geduld durch Streitigkeiten mit den Postmeistern und Bauern auf die Probe gestellt, deren Pferde wir mietheten. Dieses große Geschäft wurde nie abgeschlossen, ehe alle Fuhrleute des Dorfes oder der Stadt, in der wir stille hielten, zusammenberufen und der Fuhrlohn nach langer Debatte festgesetzt wurde. Doch auch dies wurde schwieriger in jenen Theilen des Landes, die schon durch die Oestreicher besetzt waren, denn das Volk wollte die ungrischen Banknoten nicht al pari annehmen, und durch den Disconto zu verlieren, der nicht einmal ein steter war, sondern von Dorf zu Dorf wechselte, war für meinen Beschützer eine um so bittrere Nothwendigkeit, als er gleich auf der ersten Station sein Taschenbuch mit einem Theil des Reisegeldes verloren hatte. Auf den weitern Stationen konnten wir keinen geschlossenen Wagen mehr erhalten, sondern nur einen offenen Leiterwagen. — Nicht gewöhnt an dieses Fuhrwerk, hatte mein Beschützer so viel zu thun, um sein Gleichgewicht zu erhalten, daß Stock, Regenschirm

und Handschuhe, eines nach dem andern durch die Sprossen der Leiter fielen, ehe er es bemerken konnte, und sie wiederzufinden war ganz unmöglich. Er verlor zwar seinen Gleichmuth nicht, aber seine Frau warf ihm vor, er werde noch Hände und Füße verlieren, was wirklich nicht unmöglich schien, da er bald in tiefen Schlaf verfiel, aus dem ihn nur die Stöße des Wagens erweckten, die auf der holprigen Straße sich regelmäßig folgten. Wir fühlten diese Unbequemlichkeit nie unangenehmer als eines Tages, wo wir von Mittag bis Mitternacht im offnen Wagen erst den brennenden Strahlen der Sommersonne und dann einem starken Regen ausgesetzt waren. Die armen müden Pferde konnten kaum vorwärts kommen; wir ließen sie zwar an einem schlechten Wirthshause etwas ruhen, aber bald mußten wir weiter, die nahende Dämmerung erinnerte uns, daß wir noch manche Meile von dem Orte entfernt seien, der uns das Nachtlager bieten sollte. Wir rasselten daher weiter, der Regen schlug uns ins Gesicht, von unsern Sonnenschirmen und dem gebrochenen Regenschirm des Fuhrmanns strömten Bäche auf uns herab, und wir ergaben uns mit

dem Stoicismus der Hülflosigkeit in die Fügungen des Schicksals. Die Nacht war herangebrochen und wir fanden endlich, daß Wagen, Pferde und wir selbst so vollkommen durchnäßt waren, daß wir durchaus nicht weiter konnten. Wir hielten am ersten Gebäude, das wir am Wege fanden; es war zu unserem Glücke das Häuschen eines ungrischen Bauers, der uns mit der gewöhnlichen Gastfreundschaft empfing. Da mein Beschützer und seine Frau nicht ungrisch sprachen, machte ich den Dollmetsch, der gute Bauer und sein Weib wollten uns ihr Zimmer einräumen, doch es war Erntezeit und das Zimmer mit Arbeitern überfüllt, die sich vor dem Regen hierher geflüchtet hatten; wir lehnten daher die Freundlichkeit des Bauers ab und zogen es vor, in der Scheune uns zu lagern, wo das frische duftende Heu uns zum Bette diente. Um die übermüden Pferde unterzubringen, führte der gute Bauer seine eignen Kühe aus dem Stalle um Platz zu machen, da dieser für beides, Kühe und Pferde, nicht groß genug war.

Solch' bereitwillige Gastfreundschaft wurde seltener, je näher wir der Grenze kamen, die von

den Oestreichern besetzt war. Angst und Mißtrauen waren hier unter dem Volke allgemein, so daß wir nicht ohne große Schwierigkeiten Pferde erhalten konnten. Jedermann fürchtete den Truppen zu begegnen, die ohne alle Ceremonien die Pferde ausspannten und für ihre Zwecke verwendeten. Wir kamen daher nur langsam fort und es bedurfte einer Woche um eine Strecke zurückzulegen, die sonst nicht mehr als höchstens dreißig Stunden erforderte. Endlich erreichten wir den Ort an der Grenze, wo die Pässe untersucht werden sollten, es hieß, sie seien in der Ordnung, doch wäre eine Visa von einem der östreichischen Oberofficiere nothwendig, wir sollten daher in eine der größern Grenzstädte reisen, die nur eine Tagreise entfernt war. Ich ging ungern dahin und wäre dieser Stadt gern ausgewichen, denn ich war in frühern Zeiten öfters hier gewesen und hatte viele Bekannte in der Stadt, doch ich hatte keine Wahl, wir mußten hin. Als wir angekommen waren, ging mein gelehrter Beschützer gleich zum Platzcommando und verlangte so bald als möglich abgefertigt zu werden. Doch wie erstaunte er, als er die Antwort vernahm, daß trotz der

vollkommenen Regelmäßigkeit der Pässe es nicht erlaubt werden könne, weiter zu reisen, da nur mit einer speciellen Erlaubniß die Reise nach Oestreich gestattet werde. Vorstellungen und Bitten waren fruchtlos, ein Tag nach dem andern verstrich, die Börse meines Beschützers wurde flacher und seine Hoffnungen schwanden. Ich ging selten aus und fühlte alle Qualen der Ungewißheit; ich wußte nicht, was mit mir geschehen würde, wenn man erführe, ich sei die Frau eines Ungars, der an den Angelegenheiten seines Landes so thätig Theil nehme. Ueberzeugt, daß ich nichts Ungesetzliches gethan habe, hatte ich doch die Willkühr der Militärbehörden zu sehr kennen gelernt, um nicht auf das Aergste gefaßt zu sein. Endlich entschloß sich mein Beschützer, noch einen Angriff an den Platzmajor zu machen und fragte, wie lange wir denn eigentlich angehalten werden sollten, — „bis zum Ende des Krieges“ war die tröstliche Antwort. Als mein Beschützer vollkommen hoffnungslos mit dieser Nachricht zurückkam, nahm ich mir die Freiheit zu bemerken, daß, wenn wir hier gewaltsam aufgehalten würden, wir sicher das Recht hätten, auch das Geld für

unsern Unterhalt von der Militärbehörde zu fordern, es sei ja nicht schwer zu beweisen, daß unsre Mittel den Ausgaben des Hotels nicht lange gewachsen bleiben könnten. Mit diesem Argumente bewaffnet, kehrte mein Beschützer abermals zum Platzcommando, versuchte nochmals mit seiner Beredtsamkeit durchzudringen und legte so viel Gewicht auf unsre Geldverlegenheit und die Nothwendigkeit einer Unterstützung für den Fall wir länger aufgehalten würden, daß er endlich den Officier überredete, uns fortziehen zu lassen. Nach zehntägigem Aufenthalt reisten wir nun ab, und mein Beschützer war in Hinsicht der langsamen Weiterreise vollkommen umgewandelt. Wir eilten rasch durch das östreichische Gebiet, sahen gar nichts mehr an, erkundigten uns um niemanden und studirten keine Statistik, — wir verweilten bloß, wo unsere Pässe untersucht wurden, was uns freilich noch häufig geschah, ehe wir die Grenze erreichten und preußischen Grund betraten. Erst hier athmete ich freier und beachtete mehr die Eisenbahnunterhaltung um mich, bei welcher die ungrischen Angelegenheiten oft besprochen wurden, und ich hatte oft Gelegenheit zu er-

fahren, daß man dem Heldenvolke die Anerkennung nicht versagte, die es so sehr verdient.

Wir reisten gleich dem Postfelleisen, Tag und Nacht in den Eisenbahnwägen eingesperrt. Ich hatte genug der Erinnerung und der Hoffnung, um nicht leicht jede Ungelegenheit zu vergessen. Mein gutmüthiger Beschützer hatte, sobald er sich von den Unannehmlichkeiten der östreichischen Paßvisitationen erholt hatte, sehr bald die Elastizität seines Geistes wiedergefunden, und überließ sich jener freundlichen Behaglichkeit, die in seinem Character lag. Da die Eisenbahnverordnungen keinen langen Aufenthalt möglich machten, entschädigte er sich wenigstens dadurch, daß er an jeder der Stationen, die bekanntlich in Deutschland sehr häufig sind, vom Wagen abstieg und sich jener Leckerbissen erfreute, die er während des ersten Theiles unserer Reise in den ungrischen Wirthshäusern vermißt hatte. Ich nahm endlich Abschied von dem gütigen Paare mit herzlichem Danke für ihre Freundlichkeit, ich war ihnen viel mehr verpflichtet, als sie es selbst ahnten. Vom Beginne an hatten wir es ausgemacht, daß ich sie bis Belgien begleite, und von dort nach England ab-

reise, in das glückliche Land, wo man es seit jeher eingesehen hat, daß die Pässe eine Erfindung sind, gut um harmlose Reisende zu quälen, vollkommen ungenügend, um irgend jemanden, der fliehen will, aufzuhalten. Ehe ich aber noch das Land gastlicher Freundschaft betrat, hatte ich eine unangenehme Ueberfahrt in dunkler Nacht. Ich war das einzige weibliche Wesen am Bord des Dampfschiffes; der erste englische Capitän, den ich sah, mit harten Zügen, rauher Stimme und rauhem Benehmen, roth im Gesichte mit kupfriger Nase, der, als ich um eine Erfrischung ansuchte, mir ein Glas Grog anbot, entsprach durchaus nicht dem Bilde eines kühnen Seemanns, so wie ich mir dasselbe vorgestellt hatte. Dieser erste Eindruck wurde durch die Erscheinung der wenigen Passagiere am Bord durchaus nicht gemildert, sie sahen ganz und gar nicht gentlemenlike aus und keiner von ihnen hatte die guten Eigenschaften von M. Pickwick's treuem Sam Weller, die in gewissem Maaße für die Mängel an feinerer Bildung Entschädigung gewährten. Ich war bedeutend enttäuscht und glaubte schon, ich habe mich geirrt und sei in ein unrechtes Schiff ge-

gangen, das mich an irgend eine barbarische Küste führen würde; mein Trost war, daß die wenigen Lebensmittel deutlich auf eine kurze Ueberfahrt wiesen. Ich zog mich daher in die Damenkabine zurück, schloß mich daselbst ein und wurde bald in tiefen Schlaf gewiegt. In Dover erwachte ich und trat rasch in das schwanke Boot, das uns ans Ufer brachte, wo wir, von den Lohnbedienten der Gasthäuser umrungen, uns kaum um unser Gepäck bekümmern konnten, in wenigen Minuten kam dieses vom Zollamte, ich eilte zur Eisenbahn und fuhr fort. Ich fand mich im Wagen mit einem alten freundlichen Herrn, dessen angenehmes Benehmen sehr bald den unheimlichen Eindruck verwischte, den die Engländer am Dampfschiff auf mich gemacht hatten, und in denen ich auch nicht einen einzigen Zug John Bull's auffinden konnte, dieses Prototyps derber aufrichtiger Gutmüthigkeit und practischen Verstandes.

Um zehn Uhr lag die Hauptstadt der civilisirten Welt vor mir, doch ich hatte keine Augen für ihre Größe, keinen Sinn für ihre Interessen, mein Herz sehnte sich nach dem kleinen Hause,

das ich überall suchte, fürchtend, der Kutscher habe die Straße und Hausnummer mißverstanden.

Vereint mit meinem Manne war natürlich unsere erste Sorge, unsre theuren Kinder wieder zu erhalten, es war nicht leicht, denn obgleich der älteste nur drei Jahre alt, das jüngste ein Säugling war, so wurde ihnen kein Paß gewährt, und die östreichischen Blätter erzählten sogar, daß sie erkannt und verhaftet worden seien. Zum Glück war dies nicht wahr, es waren die armen Kinder Kossuth's, die unsrigen entkamen. Dank der Güte des Allmächtigen, die die Bemühungen unserer unvergleichlichen Freunde segnete, konnte ich die theuren Kleinen zwei Monate nach meiner Ankunft in London umarmen.

Eilftes Kapitel.

Die Catastrophe.

Während ich unbemerkt über die ungrisch-östreichischen und östreichisch-preußischen Grenzen meine Flucht glücklich bewerkstelligte, trat die Entwickelung des großen Trauerspiels in Ungarn plötzlich und schrecklich ein. In diesem Kampfe war vom ersten Augenblicke an alles anders gekommen, als es die Klugen erwartet hatten. Der Sturz Metternich's, die Concessionen im April, der Einbruch Jellachich's und seine Niederlage, die Wiener Revolution und ihr Ausgang, das beinahe ganz unblutige Vorrücken Windischgrätz's nach Pesth und die schrecklichen Niederlagen der Oestreicher, — alles dies lag außer aller Combination. Das westliche Europa hatte es schon

lange vergessen, was der Genius eines einzelnen Mannes vermag, wenn dieser Mann die Ideen und Vorurtheile, die Tugenden und die Fehler seiner Nation repräsentirt, und daher das Vertrauen des Volkes im vollen Maaße besitzt. Aber die Catastrophe des ungrischen Kampfes war noch unerwarteter und unerklärlicher, als sein Beginn.

Es scheint, Görgey habe den ganzen Mai und Juni gewartet, daß entweder Kossuth und die ungrische Regierung, oder aber das östreichische Cabinet eine Eröffnung in Hinsicht einer freundlichen Ausgleichung machen werde. Viele seiner Freunde, die früher in der östreichischen Armee gedient hatten, hofften dies, sie betrachteten die östreichischen Officiere noch immer als Waffenbrüder, trotz dem daß sie ihnen gegenüber standen, und daß die Gefangenen von ihnen schmählich behandelt wurden, und glaubten, Friedensunterhandlungen müßten nächstens eröffnet werden, da der schlimmste Frieden für die Würde Oestreichs doch noch weniger unvortheilhaft sei, als die Abhängigkeit von Rußland. Und die russische Hülfe, von der die Wiener Zeitungen voll waren, zögerte so lange, daß nicht nur Görgey's Officiere,

sondern selbst jene, die Englands und Frankreichs nachgiebige Politik gegenüber von Rußland von jeher kannten, dennoch glauben mußten, die Regierungen des Westens hätten durch einen energischen Protest die russische Hülfeleistung aufgehalten, damit nicht ganz Osteuropa dem sogenannten russischen Schutze freiwillig sich unterwerfe. Statt daher den häufigen Befehlen der Regierung nachzukommen und auf Wien loszumarschiren, zögerte Görgey absichtlich an der Waag, die Russen sammelten sich, die östreichische Armee, ergänzt durch neue Recrutirungen — ermuthigt durch zweimonatliche Ruhe, erhielt einen neuen Befehlshaber, General Haynau, der durch das Blutbad von Brescia hinlänglich bekannt war, und machte Miene, die Offensive zu ergreifen. Görgey sah ein, welche kostbare Zeit er verloren habe, er versuchte jetzt, wo die Oestreicher und Russen ihn schlagfertig erwarteten, das zu thun, was er versäumt hatte, als die Oestreicher desorganisirt waren, und die Russen sich der Grenze Galiciens noch nicht genähert hatten. Er griff am 19. Juni an der Waag die Feinde an, die Schlacht war blutig und wurde am 21. erneuert, die Oestreicher begannen zu re-

tiriren, aber die russische Reserve Paniutin's widerstand dem Andrange der Ungarn, sie mußten sich zurückziehen ohne gesiegt zu haben, — zum erstenmale seit drei Monaten. Nach der Schlacht setzten beide Armeen über die Donau, und Görgey wurde abermals bei Raab zurückgedrängt, er zog sich unter die Mauern von Komorn zurück, und meldete höhnend der Regierung, sie möge schnell Pesth verlassen, er sei nicht im Stande, die Hauptstadt zu decken. Kossuth sandte ihm den Befehl, augenblicklich am linken Donauufer nach Pesth zu eilen, sich hier mit dem Corps Dembinski's, Dessewffy's und Visocki's zu vereinigen, und dem Haupt-Corps der Russen unter Fürst Paskievits entgegen zu ziehen. Paskievits war über Dukla, Eperies und Kaschau langsam nach Miskolcz hinabgezogen. Visocki und Dessewffy hatten ihm im Sároser Comitate nur geringen Widerstand entgegensetzen können; doch vereinigt mit Görgey konnte immer eine Schlacht mit der Aussicht des Sieges angenommen werden und die Nachricht eines Sieges über Paskievits hätte wahrscheinlich die Armee Haynau's demoralisirt. — Doch Görgey wollte sich nicht ge-

gen die Russen schlagen, er wollte sich nicht mit den übrigen Armee-Corps vereinigen, er wollte lieber an der Spitze einer kleinen Armee sein, von der er wußte, daß jeder Officier ihm unbedingt vertraue, selbst wenn er sich seiner Regierung widersetzte, als sämmtliche Truppen Ungarns zu commandiren, weil er nicht zweifeln konnte, daß er bei der großen Armee nichts anders als jenen passiven militärischen Gehorsam finde, den der Feldherr stets finden muß. — Görgey gehorchte nicht, er begann abermals dieselbe Rolle zu spielen, die ihm im Januar so gut gelungen war, er brach jede Verbindung mit der Regierung ab.

Wäre Kossuth in diesem Momente zur Armee nach Komorn gegangen, so hätte die Popularität, die er bei den Gemeinen besaß, es ihm möglich gemacht, Görgey trotz der Anhänglichkeit seiner Officiere und der Intriguen, die gegen die Civilregierung gesponnen wurden, vor der Fronte abzusetzen und gefangen zu nehmen. Er wagte es aber nicht. Er kannte die Talente Görgey's, er kannte auch seinen Haß gegen alles, was über ihm stand, aber er glaubte doch nicht, dieser Haß

könne einen tapfern Soldaten so weit verblenden, daß er sein Vaterland, seine Freunde und seine eigene Ehre leichtsinnig verrathen würde, bloß um in das allgemeine Verderben auch jenen hinein zu ziehen, den er haßte. Als aber Ende Juni die Briefe Csány's an Görgey, den er auf seinem ersten Zuge von Preßburg nach Pesth, von da nach Oberungarn begleitet hatte, vollkommen ohne Resultat blieben, und dieser keine Miene machte, die Stellung vor Komorn zu verlassen, setzte ihn Kossuth endlich ab und übergab das Commando an Mészáros und Dembinski. Mészáros hatte bei der Armee kein Vertrauen, jedermann achtete seinen biedern geraden Character, doch im Felde hatte er entschiedenes Unglück; Dembinski aber war gerade bei den Officieren Görgey's seit der Schlacht von Kápolna verhaßt, überdies hielt man ihn nicht für energisch genug, daher er auch oft der alte Herr genannt wurde. Aber kein anderer General war da, dem die Regierung an Görgey's Stelle den Oberbefehl hätte übergeben können. Bem war in Siebenbürgen zu sehr beschäftigt, er mußte dem Einbruch der Russen widerstehen; Damianics hatte den Fuß

gebrochen und lag im Bette; Klapka war ein Freund Görgey's und Perczel hielt man nicht geeignet zum Führer der ganzen Armee. Am 2. Juli fuhren Mészáros und Dembinski gegen Komorn, schon auf halbem Wege hallte ihnen der Kanonendonner entgegen. Die Oestreicher stürmten die Verschanzungen, die die Ungarn am rechten Donauufer angelegt hatten. Görgey, der in dieser Epoche wohl einen noch schwereren Kampf in seinem Innern zu bestehen hatte, suchte augenscheinlich den Tod. Im rothen ungrischen Rocke, eine große weiße Feder am Hute, stürzte er sich persönlich in das Kampfgewühl den Kanonen entgegen. Im Handgemenge wurde er durch einen Säbelhieb am Kopfe verwundet, die Kugeln aber schienen dem General auszuweichen, während sie seine Umgebung decimirten und seine heldenmüthige Kühnheit, mit der er mitten im Kugelregen ruhig dastand, gewann ihm von neuen die Herzen seiner Soldaten. Die Oestreicher und Russen konnten die Verschanzungen nicht erobern, ihre wiederholten Angriffe wurden immer wieder abgeschlagen, die Ungarn blieben Sieger. Und wie sie Abends vom Schlachtfelde ins Hauptquar=

tier zurückkehrten, erhielten sie die Nachricht, ihr tapferer General sei entsetzt und es sei Mészáros, den das Glück so wenig begünstigte und der Pole Dembinski, die seine Stelle einnehmen sollten! — Natürlich erbitterte diese Nachricht die siegreichen Truppen und sie lachten die Regierung, die Civilisten, um so mehr aus, als die zwei Generäle, hörend, daß Görgey gesiegt habe, nicht einmal ins Lager kamen, sondern zu Kossuth zurückkehrten. Einen siegreichen General am Abend des Sieges abzusetzen, schien jedem Militär ein Unsinn zu sein, und der Sieg selbst, so glaubte der ehrliche Mészáros, sei ja ein Beweis, daß Görgey nicht an Verrath denke. — Die Russen nahten übrigens, trotz dem, daß die Cholera furchtbar unter ihnen wüthete; Kossuth und die Regierung zog nach Szegedin, wo sich unter Dembinski, Visocki, Dessewffy, Perczel, Kmetty und Guyon eine bedeutende Armee sammelte, immer Görgey's Truppen erwartend, unter denen einige der tapfersten Bataillone sich befanden.

In Komorn wurde nach der Schlacht Kriegsrath gehalten, in dem die Freunde des Feldherrn die Proposition machten, die Officiere sollten er-

klären, daß sie nicht anders als unter dem Oberbefehl Görgey's dienen würden. Das Officier-Corps nahm diesen Vorschlag an und der Operationsplan wurde festgesetzt. Klapka drang darauf, Görgey solle in forcirten Märschen am linken Donauufer nach Pesth eilen, und sich dort mit den übrigen Corps vereinen, ehe die Russen kommen. Doch Görgey, bei dem der Plan schon fest stand, seine Armee zu isoliren, und Krieg oder Unterhandlungen auf eigene Faust fortzuführen, schlug vor, am rechten Donauufer die Oestreicher zu durchbrechen, die Ressourcen des Districts jenseits der Donau zu benützen, die noch wenig durch den Krieg in Anspruch genommen worden waren, und nach Umständen entweder die östreichische Grenze zu bedrohen, oder sich mit der zwischen der Donau und der Theiß operirenden Armee zu vereinigen. Als Klapka trotz dem seinen Plan, als den leichter ausführbaren und für die Rettung des Vaterlandes entscheidenderen, vertheidigte, bemerkte Görgey, es sei freilich bequemer, am linken Donauufer fort zu marschiren, wo kein Feind stehe, und wer die Schlachten scheue, thue wohl, sich dieser Ansicht anzuschließen. Natürlich

wurde der Plan Görgey's angenommen; Klapka aber bot sich an, das Commando bei dem Durchbruche zu übernehmen, nachdem die Wunde Görgey's diesem noch Ruhe gebot.

Am 10. Juli griffen die Ungarn an. Die Schlacht währte bis zum Abend, sie war eine der blutigsten. Die Oestreicher wichen schon zurück; aber an der russischen Reserve Paniutin's brach sich der Ungestüm der Honvéds, der Durchbruch gelang nicht. Jetzt blieb freilich kein Vorwand mehr, länger zu verweilen. Görgey ließ Klapka in Komorn und eilte am linken Donauufer ostwärts. Seine Armee glaubte, er führe sie, trotz dem daß die Russen schon Pesth und Waizen ohne Schwertstreich besetzt hatten, zu der Armee Dembinski's; sie wußten nicht, daß die russischen Diplomaten schon am 2. Juli verständigt waren, Görgey unterhandle in Hinsicht seiner Unterwerfung. Es scheint, Görgey habe die Schlacht vom 2. Juli als Gottesurtheil betrachtet; als er den Tod nicht fand, den er suchte, ward er in seinem Vorhaben bestärkt, den Krieg durch unbedingte Unterwerfung zu enden.

Sein Rückzug begann glücklich; er schlug die

Russen, die ihn aufhalten wollten, bei Waizen. Er wandte sich nach Badkert und Losoncz, von Grabbe und Saß verfolgt, und ihnen überall geschickt ausweichend. Doch statt sich auf dem nächsten Wege, der ihm offen stand, auf die Armee Dembinski's hinab zu ziehen, manövrirte er zwischen den Russen herum und zog sich erst an die obere Theiß nach Tokaj, ließ dann das Corps Nagy Sándor's, das schon bei Waizen den Rückzug decken und den Angriff der ganzen russischen Armee aufhalten mußte, wieder bei Debreczin verbluten, ohne ihm zu Hülfe zu eilen. Aber Nagy Sándor hatte einst öffentlich in Bezug auf Görgey und sich selbst erklärt, daß wenn sich in Ungarn ein Cäsar finden sollte, auch ein Brutus nicht fehlen würde.

Während dessen hatte Haynau die Corps Dembinski's und Dessewffy's hart gedrängt, sie zogen sich Mitte Juli's nach Szegedin, wo der Landtag zusammengetreten war und die sogenannte Friedenspartheі offener gegen Kossuth und für die Dictatur Görgey's intriguirte; denn Görgey galt, vielleicht mit Unrecht, für den besten der ungrischen Generale, und die Intriguanten wußten, daß ein Mann ohne Principien leichter zu einem

Vergleich oder zur Unterwerfung gebracht werden könne, als Kossuth, mit dem Oestreich nie unterhandeln würde.

Der Reichstag in Szegedin faßte einige Beschlüsse in Hinsicht der Serben und Wallachen, und verkündete allgemeine Amnestie für sie. Die Regierung konnte aber auch hier nicht lange verweilen, die Generäle beschloßen Szegedin aufzugeben; bei Szöreg waren sie von Haynau angegriffen und geworfen worden, sie zogen sich zurück gegen Temesvár, die Regierung ging nach Arad. Niemand begriff den Feldzugsplan Dembinski's. Arad, die ungrische Festung, bot einen guten Stützpunct, bis Görgey's Armee kommen würde, die sich schon näherte, während Temesvár, obgleich vom General Graf Vécsey hart belagert, noch immer in den Händen der Oestreicher war, und daher bei weitem nicht die Vortheile darbot, wie Arad.

In Siebenbürgen gab es in derselben Zeit einen Verzweiflungskampf. Bem, von allen Seiten von russischer Uebermacht gedrängt, blieb in mehreren glänzenden Gefechten Sieger; wurde aber doch nach und nach mehr und mehr zurück-

gedrängt. Die Ungarn konnten sich weder im südlichen noch im nördlichen Sachsenlande halten und näherten sich der ungrischen Gränze.

Kossuth berief Bem zu der ungrischen Südarmee. Unmittelbar nach seiner Ankunft übernahm dieser den Befehl und ließ angreifen, es war am Morgen des 9. August vor Temesvár. Bis vier Uhr Nachmittag drängte Bem, der den linken Flügel persönlich befehligte, den Feind von Position zu Position zurück. Die letzten Reserven der östreichischen und russischen Cavallerie chargirten jetzt, um die Schlacht herzustellen, sie wurden durch die Hußaren zurückgeschlagen. Jedermann glaubte, die Schlacht sei gewonnen, und es wird erzählt, daß Haynau in dieser Zeit selbst floh und schon zwei Meilen vom Schlachtfelde entfernt war, als Bem's Kanonen plötzlich schwiegen, — seine Munition war verschossen. Fürst Lichtenstein griff nun den rechten Flügel der Ungarn an, der aus Recruten bestand, die jetzt zum ersten Male im Feuer waren, und die, als ihr Commandant fiel, in Unordnung geriethen. Auch Bem war mit dem Pferde gestürzt und hatte sich das Schlüsselbein gebrochen, sein lin=

ker Flügel, nicht mehr durch die Artillerie unterstützt, begann sich zurück zu ziehen. Guyon griff nun mit seinen Hußaren die Batterie des Feindes an, doch Mann und Roß, seit vier und zwanzig Stunden ohne Speise und Futter, brachen zusammen. Die Nacht kam, und die Ungarn zogen sich zurück, unverfolgt vom Feinde. Doch obgleich die Oestreicher diesen Rückzug nicht benutzten, ergriff die ungrischen Truppen plötzlich, als sie durch einen Wald marschirten, ein panischer Schrecken, sie zerstäubten in alle Richtungen.

Alle Umstände hatten sich gegen die Ungarn verbunden. Bem's Munition mußte ausgehen, er selbst stürzen, der Commandant des rechten Flügels fallen; nur dies und der Umstand, daß die Pferde seit vier und zwanzig Stunden nicht gefüttert waren, die Mannschaft nicht abgekocht hatte, so wie die Geistesgegenwart des Fürsten Lichtenstein, verhinderten das ungrische Heer die Schlacht dort zu gewinnen, wo nicht zu siegen eine Niederlage war. Doch die Oestreicher und Russen waren durch die Schlacht so geschwächt, daß sie die ungrische Armee nicht verfolgten und

ihr Zeit ließen, in der Richtung von Lagos sich mit beinahe allen ihren Kanonen zu sammeln.

Als Kossuth von der Niederlage Nachricht erhalten hatte, war Görgey eben in Arad mit seinen Truppen angekommen. Zu dieser Zeit hatte sich das Gerücht überall verbreitet, daß die Russen bereit schienen, Ungarn die Constitution von 1848 zu garantiren und den Großfürsten Constantin auf den Thron zu erheben. Kossuth hatte die Minister Szemere und Batthyány in dieser Hinsicht auch ins russische Lager gesandt, doch diese überzeugten sich bald von der Nichtigkeit dieser Nachrichten, die besonders in Görgey's Lager verbreitet waren. In Arad angekommen fragte der General den Gouverneur offen, ob er im Stande sei, allein Ungarn zu retten? — Als Kossuth sagte: nein, wenn Görgey ihn nicht unterstütze, erklärte ihm dieser, er könne und wolle das Vaterland retten; aber Kossuth müsse augenblicklich abtreten und ihn zum Dictator ernennen lassen. Kossuth rief seine Minister zusammen. Szemere und Duschek waren abwesend; Aulich, Csányi und Vukovics stimmten für Görgey. Kossuth legte nun die Gouverneurstelle nieder und über=

gab in einer Proclamation die höchste Gewalt an Görgey, indem er ihn aufforderte, diese nur zur Rettung des Vaterlandes zu gebrauchen.

Während aber im Banat die Sache Ungarns von Görgey verloren gegeben wurde, erfocht Klapka von Komorn aus einen glänzenden Sieg, der die Oestreicher schwer bedrohte. Den 3. und 5. August brach der tapfere General aus der Festung, erbeutete die Convois der östreichisch-russischen Armee und zersprengte das Cernirungscorps des östreichischen Generals Csorich, trotz dem, daß er in doppelter Uebermacht die Ungarn bedroht hatte, in solcher Weise, daß die flüchtigen Truppen sich erst in Preßburg sammelten. Klapka besetzte Raab und begann seine Armee durch Recruten zu verstärken, um die östreichische Gränze zu bedrohen. Die Operationsbasis des östreichischen Hauptheeres war unterbrochen, seine Rückzugslinie abgeschnitten und jeder Vortheil über Haynau hätte die vollkommene Vernichtung seines Heeres nach sich gezogen.

Aber Görgey wollte nicht mehr kämpfen. Er entließ zuerst den Landsturm, rief dann die Oberofficiere zusammen und erklärte ihnen, die

Lage Ungarns sei verzweifelt, nur die schleunigste Unterwerfung könne den Frieden herstellen und das Land retten; er wolle sich übrigens nicht den Oestreichern ergeben, sondern den Russen, die sich während des ganzen Krieges als ehrenhafte Feinde benommen hätten; eine allgemeine Amnestie werde ertheilt werden, und wenn ein Opfer dennoch gefordert würde, um den Krieg zu sühnen, so werde nur er als solches fallen, niemand Anderer. — Jedermann in der Armee Görgey's wußte es, daß er mit den Russen schon seit längerer Zeit in Unterhandlung stehe, und so groß war das Vertrauen, das die Officiere in Görgey gesetzt hatten, so sehr hatte er ihre Gemüther beherrscht, daß sich nicht ein einziger unter ihnen fand, der darauf gedrungen hätte, daß die Bedingungen der Uebergabe und die Garantien für deren Erhaltung ihnen mitgetheilt würden.

Görgey sandte die Grafen Esterházy, Bethlen und Schmidegg an General Rüdiger mit einem Briefe, worin er erklärte, die ungrische Hauptarmee wollte sich unbedingt den Russen ergeben, aber den Oestreichern bis an den letzten

Mann widerstehen. Rüdiger kam nach Világos, wo Görgey, umgeben von seinem glänzenden Stabe, sich am 13. August mit 29,000 Mann Kerntruppen und einem ungeheuren Artilleriepark ergab. Die Hußaren und Honvéd's begriffen nichts von der Verhandlung; die Officiere erzählten, die Russen würden ihnen die Waffen wieder geben und vereint mit ihnen den Oestreichern entgegenziehen, Constantin würde König von Ungarn sein und anderes mehr; sie wollten die Mannschaft nicht täuschen, sie glaubten alles dieses selbst.

Obgleich Görgey schon seit lange unterhandelt hatte, war doch dieses plötzliche Niederlegen der Waffen selbst für die Russen unerwartet. Sie empfingen die ungrischen Officiere mit der größten Herzlichkeit, sie ließen ihnen die Säbel, sie bewirtheten sie glänzend. Rüdiger lud Görgey, Kiß und die übrigen Generale oft zu Tische, er saß zwischen ihnen und behandelte sie als Waffengefährten und als Helden, während er die östreichischen Officiere, die zufällig zur russischen Armee kamen, ans untere Ende der Tafel setzte.

Die Nachricht von der Uebergabe Görgey's, von geheimen Bedingungen und der guten Behandlung der Officiere verbreitete sich mit Blitzesschnelle. Die übrigen Generale, an die Görgey geschrieben und sie aufgefordert hatte, seinem Beispiel zu folgen, ließen sich hintergehen und ergaben sich einer nach dem andern. Der erste war Damianics in Arad, wo er die Festung commandirte, noch immer wegen des gebrochenen Fußes im Bette liegend; dann ergab sich Vécsey mit 10,000 Mann unbedingt. Obrist Kazinczy und die siebenbürgischen Corps folgten diesem Beispiel, aber etwas mißtrauischer stipulirten sie ausdrücklich für sich und ihre Truppen dieselben Bedingnisse, die Görgey gewährt worden waren. Die Thoren trauten noch jetzt dem Verräther und glaubten, er habe für das Land, für seine Freunde und für seine Truppen gesorgt. Auch viele Deputirte und Commissäre der Regierung, selbst Csányi, der Exminister, gingen ins russische Lager und ergaben sich, sie sahen ja, daß Kiß und Görgey mit der höchsten Auszeichnung behandelt wurden. Dem gefangenen ungrischen General Lahner war durch den russischen Gene-

ral Anrep die Verpflegung der russischen Truppen und die Correspondenz mit den ungrischen Behörden übertragen, die Ungarn ahnten keine Hinterlist, sie hatten den Oestreichern nicht getraut und trauten jetzt den Russen! —

Die Oestreicher waren aber wüthend, daß die Ungarn sich überall an die Russen ergeben hatten. Fürst Lichtenstein schrieb daher an General Aristides Dessewffy, der noch unter Waffen stand und der einst mit ihm in Italien gedient hatte. — Mit den herzlichsten Worten der Freundschaft lud er ihn ein, sich ja dem alten Kameraden zu ergeben, der ihn mit offenen Armen erwarte. Dessewffy, erst seit drei Monaten glücklich verheirathet, glaubte sich und seine Mannschaft sicher, wenn er der Aufforderung seines einstmaligen Waffengefährten folgte; er machte mit seinen Truppen einen bedeutenden Umweg, um sich Niemand anderem als Fürst Lichtenstein zu ergeben.

Die Russen übergaben übrigens Arad gleich an Haynau und hier erweckte es doch einen Verdacht, daß Hazay, ein Zeitungsredacteur, erschossen, Obrist Ormay, der frühere Adjutant

Kossuths, aufgegriffen und erhängt wurde. In Temesvár wurde Major Murmann, in Pancsova der pensionirte Major Lepier erschossen, weil er unter der Herrschaft der Ungarn Bürgermeister geblieben war. Aber trotz alledem trauten die Officiere der ungrischen Armee noch immer den Russen und bedauerten jene, die mit Kossuth, Mészáros, Perczel und Guyon nach der Türkei geflohen waren. Sie fanden es natürlich, daß Dembinski, Bem, Visocki und Monti, die polnische und italienische Legion davon gegangen seien; aber warum sollten Ungarn in ein freiwilliges Exil gehen, wenn sie im Lande bleiben konnten! Die Wenigsten flohen.

Ob Görgey das Schicksal ahnte, das seine Freunde erwartete, ob ihm die schrecklichen Folgen seiner That vorschwebten? — wer weiß es! — Es scheint aber, daß er zwischen Furcht und Hoffnung schwankte, und daß er trotz seines eisernen Gemüthes, manchmal vor sich selbst erschrak und dann wieder sich einbildete, seine That könnte wohlthätige Folgen für Ungarn haben, — als ob Verrath je durch den Erfolg gerechtfertigt werden könnte.

Als die einzelnen ungrischen Truppenkörper in Világos nach einander vor den Russen aufmarschirten und die Waffen schweigend ablegten, ohne den Verrath zu ahnen, — erblickte Görgey den jungen Reményi neben sich. Es war ein Jüngling von höchstens sechzehn Jahren, ein Virtuos auf der Violine, der stets im Hauptquartier Görgey's war, und oft am Vorabend der Schlacht, oder den Tag nach derselben mit seinen Melodien die Herzen der Officiere erfreute, und ein neuer David vor Saul, die düstern Gedanken des Feldherrn verscheuchte. Görgey rief ihn zu sich und frug, was er nun thun werde, ob er mit Geld versehen sei? Reményi antwortete mit der ganzen Sorglosigkeit der ersten Jugend, er werde sich mit seiner Geige schon durch die Welt schlagen, Geld aber habe er nicht. Görgey griff in die Tasche, gab ihm eine Hand voll Dukaten, löste einige Goldkleinigkeiten los, die an seiner Uhrkette hingen und sagte zu ihm: „Nimm dies, Kleiner, als Erinnerung an mich." Als Reményi unter diesen Kleinigkeiten ein silbernes Schlüsselchen bemerkte, gab er es dem General zurück und sagte: „dies

Schlüsselchen ist ja ein Geschenk, das Sie von Ihrer Frau haben; ich kann es nicht behalten; die Frau Generalin würde es ja übel nehmen, wenn Sie etwas verschenkten, was sie als Andenken Ihnen gegeben." — „Nimm es nur immer," sagte Görgey bitter, „nach dem, was ich heute that, sieht sie mich doch nie mehr freundlich an." —

Wenige Tage darnach, als Görgey durch die Russen über Oberungarn und Galizien nach Mähren geführt wurde, um dort den Oestreichern übergeben zu werden, wurde er bei Tokaj vom Volke erkannt. Alles drängte sich an seinen Wagen und Jedermann fragte ihn, was denn eigentlich geschehen werde. Görgey sagte: „Jetzt darf ich noch nicht sprechen, doch in wenigen Wochen wird Alles klar; das Vaterland wird mich segnen!" —

Es ist zwar schwer, in der Seele eines Verräthers zu lesen, und den Moment zu erkennen, in dem er aufrichtig ist; es scheint aber doch, daß die Russen ihm mündlich Versprechungen gemacht hatten, die später von den Oestreichern nicht gehalten wurden.

Zwei Festungen waren noch in den Händen der Ungarn. Die Commandanten von Peterwardein und Komorn widerstanden noch immer den Oestreichern trotz dem, daß Görgey sie aufgefordert hatte, sich zu ergeben, und sie von allen Seiten mit derselben Bitte bestürmt wurden. General Kiß, der Gefangene der Russen, schrieb an Klapka in Komorn und forderte diesen auf, die Waffen zu strecken, er selbst sehe mit Zuversicht der Zukunft entgegen, sobald Komorn sich ergebe, würde allem Anschein nach ein Gnadenact erscheinen. — Peterwardein öffnete nun die Thore ebenfalls ohne Capitulation, der Ehre der östreichischen Generale vertrauend, die Mannschaft weigerte sich zwar lange, die Waffen zu strecken, doch die Officiere beredeten sie dazu.

Die gefangenen Generale, die während dessen den Oestreichern übergeben worden waren, wurden in Arad strenger, aber anständig behandelt. Plötzlich hieß es, Haynau wolle sie zum Tode verurtheilen lassen; aber Graf Grünne, der General-Adjutant des Kaisers, wurde von Wien in größter Eile nach Arad gesandt und verhinderte die Execution. Haynau war schon unge-

duldig geworden und wollte Blut sehen; doch die Wiener Minister mahnten zur Ruhe, Komorn hatte sich ja noch nicht ergeben. —

In Ungarn vertraute man noch allgemein der Gnade des Kaisers, trotz dem, daß schon jetzt alle Officiere der ungrischen Armee, die früher nie im Dienste Oestreichs gestanden hatten, als gemeine Soldaten unter die östreichischen Truppen gesteckt, und alle jene, die früher in der Armee gedient hatten, als Gefangene festgehalten waren. Man hielt aber alle diese Maßregeln bloß für temporär; nur wenige ahnten den blutigen Ausgang, wie z. B. Damianics, Aulich, Leiningen und Obrist Pulszky, denn diese sagten es häufig ihren Kameraden, der Galgen erwarte sie. Endlich ließen auch in Komorn die Verhandlungen auf eine baldige Capitulation schließen. Die Besatzung war darauf eingegangen, daß sie nur für sich, nicht für das ganze Land die Bedingung der Amnestie stelle; die östreichischen Unterhändler erklärten, eine Bitte der Komorner Besatzung werde denselben Erfolg haben, wie eine solche Bedingung, während das Ansehen des Monarchen es nicht erlaube, daß eine allgemeine

Amnestie als Capitulations-Bedingniß gewährt werde. —

Die Gefangenen in Arad wurden nun vor das Kriegsgericht gestellt. Alle wußten, daß sie zum Tode verurtheilt würden; beinahe alle hofften aber, ein allgemeiner Pardon werde ihnen ertheilt werden. Obrist Pulszky sah Alles düsterer, er gab ihnen am Vorabende des Kriegsgerichtes ein Nachtmahl, nahm, als sie in ihre Zellen zurückgingen, wärmer denn sonst Abschied von ihnen; am nächsten Morgen fand man ihn todt in seinem Bette.

Endlich ergab sich Klapka in Komorn unter anscheinend ehrenhaften Bedingungen, und die Minister in Wien glaubten, die Zeit sei gekommen, wo man ungestraft die Schaffotte in Ungarn errichten könnte. —

Am 6. October wurden in Arad mit Tagesanbruch vier Generale erschossen, Kiß, Dessewffy, Schweidl und Török; nach ihnen wurden die Generale Nagy Sándor, Lahner, Aulich, Pöltenberg, Knezich, Graf Leiningen, Graf Vécsey, Damianics und Obrist Lázár gehängt. Diese Hinrichtungen dauerten von 6 Uhr bis 10; die Unglücklichen mußten zusehen, wie ihre

Kameraden schmählich erdrosselt wurden. Doch sie starben alle als Helden, sie hatten dem Tod oft genug ins Auge geschaut, und sie wußten, daß der Galgen sie nicht entehre, sondern durch sie rehabilitirt werde. Kiß, der Held von Perlasz, war eben so bekannt gewesen durch seinen kühlen Muth in der Schlacht, wie durch seine fürstliche Hospitalität auf seinem Schlosse. Graf Radetzky war ihm vielfach verpflichtet, aus dieser Rücksicht wurde er erschossen, nicht erhängt. Dessewffy, ein Cousin meines Mannes, hatte sich nur in Folge des freundschaftlichen Briefes ergeben, den ihm Fürst Lichtenstein geschrieben; der Fürst konnte für ihn, der sich seiner Freundschaft anvertraut hatte, keine andere Gnade bei Haynau erwirken, als daß er durch Pulver und Blei, nicht mit dem Strang hingerichtet wurde. Török war schon im September von der italienischen Armee durch einen eigenen Befehl des Kaisers Ferdinand abberufen und nach Komorn als Fortificationsdirector gesandt worden, als Jellachich schon in der Nähe von Pesth stand. Aulich sagte, als seine Richter ihn fragten, was er zu seiner Vertheidigung anführen könne, er habe im Juli

1848 auf Befehl des Kaisers den Eid auf die ungrische Constitution abgelegt, und sei daher treu seinem Eide geblieben; er ziehe es vor zu sterben, als meineidig zu werden; Lahner war weniger bekannt, als Damianics, Knezich, Nagy Sándor und Leiningen, die Helden von Szolnok, Isaszeg, Nagy Sarló, Waizen und Komorn, aber er hatte zu den Siegen der Ungarn eben so viel, oder noch mehr beigetragen, als die übrigen Generale, er war der Chef des Armirungs-Departements gewesen, er hatte die Gewehrfabrik errichtet, und das Heer ausgerüstet. — Fürwahr außer dem Tage, wo die Girondisten unter dem Beile Robespierre's fielen, ist kein Tag in der Geschichte durch die massenhafte Hinrichtung ausgezeichneter Männer so befleckt, als der 6. October 1849.

An demselben Tage blutete in Pesth einer der edelsten Märtyrer der Freiheit für seine Ueberzeugung. Graf Ludwig Batthyány war am Abend dieses Tages auf dem Holzplatze erschossen. Er hatte vor dem Kriegsgerichte stets gegen die Competenz desselben protestirt; er sagte, „als Ungar müsse er vor der königlichen Tafel, als Minister vor dem Oberhause zur Rechenschaft

gezogen werden; Ausnahmsgerichtshöfen antworte er nicht.“ Das erste Kriegsgericht konnte keine Schuld gegen ihn finden; doch sein Tod war in Wien längst beschlossen worden, — das zweite Kriegsgericht verurtheilte ihn zum Galgen. Den stolzen Magnaten empörte diese Art des Todes; mit einem Messer, das ihm seine Freunde verschafften, verwundete er sich Tags zuvor am Halse, und machte es physisch unmöglich an den Galgen gehängt zu werden, er wurde erschossen. Mit festem Schritte ging er, trotz des Blutverlustes, zum Richtplatz, er rief aus: „Eljen haztán!“ (Es lebe mein Vaterland) und sank von drei Kugeln durchbohrt zusammen. —

Wenige Tage später wurden Ladislas Csányi, der Minister Kossuth's, der letzte seines Geschlechtes; Baron Sigmund Perényi, der greise Präsident der Magnatentafel in Debreczin, seit einer Reihe von Jahren berühmtes Mitglied des obersten Gerichtshofes; Szacsvay, der talentvolle jugendliche Sekretär des Landtags; der tapfere Obrist Kazinczy, der Sohn des berühmten Philologen und Fürst Woroniecki; ferner der Commandant der deutschen Legion Giron; der Guerilla=

führer Fekete und Csernus, der Finanzrath, hingerichtet. Sie starben alle mit Muth, wie die römischen Senatoren zur Zeit Tibers. — Csányi verschenkte seinen Oberrock einem nahestehenden Armen, und richtete sich selbst den Strick um den Hals. Perényi antwortete dem Kriegsgerichte, als ihm die Anklageacte vorgelesen, und er zur Vertheidigung aufgefordert wurde: „Ich muß mich beklagen, daß die Anklage unvollständig ist, ich bitte hinzuzufügen, daß ich der erste war, der darauf drang, daß das Haus Habsburg-Lothringen des Thrones verlustig erklärt werde.“

Nach diesen Hinrichtungen reichten jene wenigen Mitglieder der Aristocratie, die während des Kampfes sich nach Oestreich zurückgezogen, passiv dem Kriege zugesehen, und nach der Uebergabe von Világos, Aemter von der Regierung angenommen hatten, — ihre Entlassung ein, und zogen sich auf ihre Güter zurück. Aber Europa und Amerika, selbst die russischen Generäle nicht ausgenommen, sprachen ihren Abscheu und ihr Entsetzen aus, über die schrecklichen Scenen von Pesth und Arad, und über die Thorheit jener Minister, die den constitutionellen Thron des

centralisirten Oestreichs nur mit Bayonetten und Schaffotten, stützen zu können glaubten. Das Wiener Ministerium sah, es könne auf diesem Wege nicht weiter fortschreiten, es ahnte, daß die Hingerichteten ihnen in der Zukunft mehr schaden könnten, als die Lebenden; es änderte daher sein Verfahren. Das Schaffot vertrug nun die öffentliche Meinung Europa's nicht mehr; der Kerker erweckt nicht denselben Unwillen, wie der Galgen, an das Carcere duro Silvio Pellico's erinnerten sich nicht mehr viele. Die Obristen der ungrischen Armee wurden daher auf achtzehn Jahre, die Majors auf sechzehn Jahre schweren Kerkers in Eisen verurtheilt, und alle jene, die an dem Kriege Theil genommen hatten, in die Armee gesteckt, und unter den Corporalstock gestellt. Dabei sollten Geldstrafen und Confiscationen den leeren Staatsschatz füllen, und die stolze ungrische Aristocratie brechen, die nicht die Sache der Camarilla, sondern die des Volkes in edlem Eifer ergriffen, und Blut und Leben für diese heilige Sache eingesetzt hatte. **Solitudinem faciunt, pacem appellant.** —

Doch auch jene, die der Rache des Wiener Ministeriums nach der Türkei entkommen waren,

waren vor der Verfolgung nicht sicher. Oestreich ruhte nicht, bis es trotz der Verwendung Englands und Frankreichs, und trotz ihrer Flotten an den Dardanellen, mit seinem auf keinem Traktate gestützten Begehren durchdrang, daß Kossuth und seine Gefährten in einer Asiatischen Festung unter Aufsicht gestellt werden, um dort fern von jeder Berührung mit dem belebenden europäischen Geiste, wenigstens so lange begraben zu bleiben, bis andere Interessen die Augen der Welt auf sich ziehen, und Ungarn vergessen wird.

Gegen jene aber, die, glücklicher als ihre Gefährten, nach Frankreich oder England entkommen waren, werden durch die officiellen und halbofficiellen Journale regelmäßig die gehässigsten Verläumdungen verbreitet, um ihre Stimmen zu übertäuben, wenn sie den Muth haben sollten diese zu erheben. Der übermüthige Sieger möchte gern dem besiegten Gegner ein Brandmal auf die Stirne drücken, ohne zu wissen, daß er sich dadurch nur selbst zeichnet.

In Ungarn aber herrscht dumpfes Schweigen. Ist es die Ruhe des Kirchhofs, oder jene, die dem Orcan vorangeht? Wer kann es wissen.

Anhang.

I. Die Ministerien in Wien und Ungarn.

Zur Erläuterung der Ereignisse, die in dem Tagebuche erzählt wurden, fügen wir hier die Liste der östreichischen Minister im Laufe des Jahres 1848 und 1849 bei.

Bis zum 13. März 1848.

Ministerium des Aeußern: Fürst Clemens Metternich.

Inneres: Graf Kollowrat Liebsteinsky.

Polizei: Graf Sedlniczky.

Hofkammerpräsident: Baron Kübeck.

Oberst-Justizpräsident: Graf Taaffe.

Hofkriegsrathspräsident: Graf Hardegg.

Nach dem 13. März.

Aeußeres: Graf Ficquelmont.

Inneres: Graf Kollowrat, dann Baron Pillersdorf.
Finanzen: Baron Kübeck.
Justiz: Graf Taaffe.
Krieg: General Zannini.
Unterricht: Baron Pillersdorf.

Im Mai.

Aeußeres: Baron Wessenberg.
Inneres: Baron Pillersdorf.
Finanzen: Baron Kraus.
Justiz: Baron Sommaruga.
Krieg: Graf Latour.
Handel: Baron Dobblhof.
Oeffentliche Arbeiten: Baumgarten.

Im Juni.

Aeußeres: Baron Wessenberg.
Inneres: Baron Dobblhof.
Finanzen: Baron Kraus.
Justiz: Dr. Bach.
Krieg: Graf Latour.
Handel: Hornbostel.
Oeffentliche Arbeiten: Schwarzer.

Im November.

Aeußeres: Fürst Schwarzenberg.

Inneres: Graf Stadion.
Finanzen: Baron Kraus.
Justiz: Dr. Bach.
Krieg: General Cordon.
Handel: Bruck.
Oeffentliche Arbeiten: Thienfeld.
Minister ohne Portefeuille: Baron Kulmer.

Im Mai 1849.

Aeußeres: Fürst Schwarzenberg.
Inneres: Dr. Bach.
Finanzen: Baron Kraus.
Justiz: Schmerling.
Krieg: Graf Gyulay.
Handel: Bruck.
Oeffentliche Arbeiten: Thienfeld.
Unterricht: Graf Thun.
Minister ohne Portefeuille: Baron Kulmer, Graf Stadion (wahnsinnig.)

In Ungarn während derselben Zeit, vom März bis September 1848.

Conseilspräsident: Graf Ludwig Batthyány.
Inneres: Bartholomäus Szemere.
Finanzen: Ludwig Kossuth.
Justiz: Franz Deák.

Krieg: General Lazar Mészáros.
Handel: Gabriel Klauzál.
Unterricht: Baron Joseph Eötvös.
Oeffentliche Arbeiten: Graf Stephan Széchenyi.
Minister zur Verhandlung mit dem östreichischen Ministerium und um die Person des Königs, daher Minister der auswärtigen Angelegenheiten genannt: Fürst Paul Esterházy.

Im September.

Graf Ludwig Batthyány, unterstützt durch das Comité zur Vertheidigung des Vaterlandes vom October 1848 bis April 1849, das Landesvertheidigungs-Comité.
Präsident: Ludwig Kossuth.
Mitglieder: Szemere,
Mészáros,
Baron Sigmund Perényi,
Paul Nyáry,
Baron Niclas Josika,
Graf Michael Esterházy,
Johann Pálffy,
Franz Duschek,
Ladislaus Madarász;
Pazmándy, Pulszky, Patay und Zsembery

gehörten nur bis zum Januar zu diesem Comité.

Im April 1849 bildete Ludwig Kossuth als Gouverneur von Ungarn, folgendes Cabinet:

Conseilspräsident und Minister des Innern: Bartholomäus Szemere.
Aeußeres: Graf Kasimir Batthyány.
Finanzen: Franz Duschek.
Justiz: Sabbas Vukovics.
Oeffentliche Arbeiten: Ladislaus Csányi.
Unterricht und Cultus: Bischof Michael Horváth.
Krieg: General Arthur Görgey, später General Aulich. —

II. Die Comitatscongregationen.

Vor den Ereignissen und Reformen des Jahres 1848, traten die Adeligen in jedem Comitate stets in jedem dritten Jahre unter dem Vorsitz ihres Obergespanes, dessen Ernennung von der Regierung abhing, der diese Würde jedoch lebenslänglich behielt, zusammen, eben so wie die Corporationen der Freistädte, in jedem dritten Jahr unter dem Vorsitz eines dazu er-

nannten Regierungscommissärs sich versammelten. In diesen Versammlungen wurden die Municipalbeamten für die nächsten drei Jahre gewählt, indem der Obergespan oder in den Städten der Commissär für jede Stelle drei Individuen vorschlug. Die Wahl geschah entweder durch Acclamation, oder, wenn die Wahl bestritten war, durch Stimmenzählung. Die gewählten Municipalbeamten führten die Administration der Comitate und Städte und waren verpflichtet, über dieselbe vierteljährig in den Congregationen Rechenschaft abzulegen. Diesen Vierteljahrsversammlungen der Wähler wurden auch alle Regierungsbefehle vorgelegt; damit, im Falle sie ungesetzlich wären, dies den Behörden, von denen sie ausgingen, angezeigt würde (dies nannte man Repräsentationen) und wenn keine Abhülfe käme, die Angelegenheit dem Landtag als Beschwerde (Gravamen) zur Entscheidung unterbreitet werde. — In diesen Congregationen wurden ferner die Deputirten zum Landtag gewählt, und die Instructionen für dieselben ausgearbeitet, denn die ungrischen Landtagsdeputirten waren keine Bevollmächtigten, sondern bloß Mandatare

ihrer Constituenten. — Die Geschäftsordnung in den Congregationen war gewöhnlich folgende: Erst wurden die Befehle der Hofcanzlei, dann die Verordnungen des königlichen Statthaltereirathes und der ungrischen Hofkammer publicirt. Glaubte die Majorität in diesen eine Ungesetzlichkeit zu finden, so wurde ein Comité ausgesandt, daß mit Beiziehung des Comitatsanwalts (Fiscals) ein motivirtes Gutachten über die Gesetzlichkeit oder Ungesetzlichkeit der Verordnung abgab, war es nöthig, so wurde eine Repräsentation verfaßt oder die Angelegenheit als Beschwerde an den Landtag gewiesen. Darauf folgte die Correspondenz mit den übrigen Comitaten, sowohl in Hinsicht der administrativen und polizeilichen, als der politischen Angelegenheiten, dann die einzelnen Rechenschaftsberichte der Municipalbeamten, endlich die Bittschriften der Privatpersonen. Diese letzteren wurden entweder den betreffenden Municipalbeamten, oder eigends zur Untersuchung der Klagen bestellten Deputationen zugewiesen, letzteres stets, so oft sich Jemand über die Beamten beklagte. Ueberdies stand es Jedermann frei, unabhängige Motionen

zu machen. Der Vicegespan, der gewöhnlich den Vorsitz in den Comitatscongregationen führte, eröffnete die Sitzungen mit statistischen Uebersichten und einem Ueberblick über den Zustand des Comitates, der Wege, der Gefängnisse, der Civil- und Criminalprocesse, die Preise der Lebensmittel u. a. m. In der Herbstcongregation wurde stets das Budget des Comitats festgesetzt, die Rechnungen des vergangenen Jahres revidirt und der Betrag der Grafschaftsausgaben votirt; hierher gehörte natürlich die Zahlung der Comitatsbeamten und der Polizei, dann jene der Aerzte, Wundärzte und Apotheken für die Armen, die Kosten der Gefängnisse und der Communicationsmittel. Das ganze Budget wurde dem Statthaltereirath zur Gutheißung zugesendet, der das Ministerium repräsentirte, derselben Behörde wurden sämmtliche Protocolle der Comitatscongregationen zugesandt, damit die Beschlüsse, die allenfalls ungesetzlich wären, durch diese Behörde im Namen des Königs cassirt werden können. In solchen Fällen wurde aber der Gegenstand regelmäßig als Beschwerde dem Landtag zur Erledigung unterbreitet.

Auf diese Art wurde der größte Theil jener Geschäfte, die in andern Ländern in den Bureaux liegen und in England das Parlament beinahe erdrücken, durch die Congregationen erledigt. Es war trotzdem, daß die Theilnahme an den Comitatscongregationen nur auf den Adel beschränkt war, die breiteste Selbstregierung des Landes, denn der Adel war so sehr durch alle Klassen der Gesellschaft verbreitet, daß beinahe Jedermann, der die Kleidung der gebildeten Klassen trug, dazu gehörte und viele Handwerker und Bauern demselben angehörten. —

III.

Die Palatinswürde.

Die Würde des Palatins ist eben so alt, als die ungrische Constitution und mit keiner andern Würde in andern Ländern zu vergleichen. Der Palatin wird vom Landtag auf Lebenszeit gewählt, er ist der Präsident der Magnatentafel, Generalcapitän des Landes, Präsident des obersten Gerichtshofes und der Statthalterei, Graf und Capitän der Jazygier und Cumanier, und Ober-

gespan der Grafschaft Pesth. Hat sich ein Streit zwischen dem Land und dem König erhoben, so ist er dem Gesetze zufolge der Vermittler; ist der König minderjährig, so ist der Palatin sein Vormund; ruft der König keinen Landtag zusammen, so ist es die Pflicht des Palatins, dies zu thun. Der Palatin ist mit einem Worte der Schutz der ungrischen Constitution, und so oft die Wiener Regierung die ungrische Verfassung angriff, begann sie stets damit, die Palatinsstelle nicht zu besetzen. So unter Rudolph, Leopold dem I., Maria Theresia, Joseph dem II. und jetzt wieder. —

IV.

Die Camarilla.

Bei dem bekannten Geisteszustand Kaiser Ferdinand's hatte von 1834 bis 1847 ausschließlich Erzherzog Ludwig, der Bruder des Kaisers Franz, regiert. Selbst Metternichs Politik war nur in sofern die herrschende als sie vollkommen mit den Ansichten des Erzherzogs Ludwig übereinstimmte. Als sich dieser im Mai

entfernen mußte, bemächtigte sich die nächste Umgebung des Kaisers der Regierung, um so mehr als die Hofleute den Ministern Pillersdorf und Dobblhof nie Vertrauen schenkten und sie auch vom Hofe entfernt hielten. Der Gesundheitszustand des Kaisers war stets ein hinreichender Grund, mit dem jeder Kammerherr es verhindern konnte, daß irgend ein Minister zu seinem Monarchen gelange. Daher wurden auch die wichtigsten Entschlüsse des Kaisers immer ohne Wissen der Minister gefaßt und ausgeführt, z. B. die Flucht nach Innspruck am Abend des 16. Mai, die eine Hofdame den nächsten Morgen dem Premierminister Baron Pillersdorf mittheilte, und die Wiedereinsetzung Jellachich's in seine Würden, die die öffentliche Meinung der Erzherzogin Sophie zuschrieb. — Daß der Kaiser solchen Einflüssen stets ausgesetzt war, wußte Jedermann, und Jedermann war entrüstet über die Camarilla; doch darf man dabei durchaus nicht denken, daß es stets dieselben Personen waren, die consequent und mit Vorbedacht reactionäre Pläne schmiedeten und durchführten; — wer gerade bei Hofe war, erlangte einen Einfluß, den

besten Einfluß übte jedenfalls Erzherzog Johann aus; doch dieser ging bald nach Frankfurt. Kamen die ungrischen Minister und Erzherzog Stephan zu Hofe, so gab man diesen, wenngleich ungern, nach. Jellachich wurde jedenfalls mehr ausgezeichnet, und die Energie der Erzherzogin Sophie bemächtigte sich ganz der Regierung. Die unmittelbare beständige Umgebung des Kaisers, die Kammerherren und Adjutanten, dann die Officiere, die von der italienischen Armee mit Depeschen kamen, wirkten durch ihre oft geäußerten absolutistischen Ideen ebenfalls gewaltig ein; aber die Minister Wessenberg und Latour gaben gewöhnlich den Ausschlag. Die Kaiserin Marianne hatte nie einen Antheil an diesen Intriguen; fromm und zurückgezogen wachte sie über die physische Gesundheit des Kaisers, ohne sich um Politik zu kümmern.

V.

Graf Franz Stadion.

Graf Franz Stadion war früher Gouverneur in Triest, dann in Galizien gewesen. Er

hatte an beiden Orten liberale Grundsätze geäußert und gegen die Politik Metternichs Opposition gemacht; aber auch eine Zähigkeit bewiesen, die von vorgefaßten theoretischen Ideen nie eine Hand breit abwich. Im Mai legte Graf Stadion seine Stelle als Gouverneur von Galizien nieder und ließ sich dort zum Deputirten wählen. Im November, nach der Wiener Revolution, wurde er Minister des Innern und entwarf jene todtgeborene Constitution vom 4. März 1849, die die Grundlage der neuen centralisirten östreichischen Monarchie sein soll; er widersetzte sich später der russischen Intervention, die der Minister Bach am meisten unterstützte, und ward bald darauf wahnsinnig. Man ließ ihm den Titel eines Ministers, trotz dem, daß er noch jetzt hoffnungslos in Gräfenberg behandelt wird.

VI.

Szekler, Sachsen und Wallachen.

Bis auf die Schlacht von Mohács hatte Siebenbürgen und Ungarn dasselbe Gesetzbuch; die beiden Länder waren mit einander vollkommen

verbunden, erst als das Großfürstenthum von dem Königreiche getrennt ward, entwickelte es sich unter seinen unabhängig gewählten Fürsten in mancher Hinsicht anders als Ungarn. Unter Leopold dem I., wo es wieder unter den Regenten kam, der zugleich König von Ungarn war, ohne aber dabei mit dem Königreich vereinigt zu werden, bestätigte dieser ausdrücklich alle Spezialgesetze und die Verfassung Siebenbürgens. Die Hauptzüge davon waren folgende:

Siebenbürgen ward durch die drei verbrüderten Nationen, Ungarn, Szekler und Sachsen gebildet, deren jede ihr eigenes Territorium und ihre eigene Verfassung hatte. Im Ungarlande besteht die große Masse der Bevölkerung aus Wallachen, doch alle Grundbesitzer sind Ungarn; die Municipal-Verfassung war beinahe dieselbe wie in Ungarn, mit vierteljährigen Comitats-Congregationen und Wahlen in jedem dritten Jahre. Die Szekler sind alle Ungarn, alle frei, es gibt in ihrem Lande keinen Bauer und keinen Herrn, es wird von kleinen Besitzern bewohnt; ein Theil von ihnen die sogenannten Primones sind militärfrei, die übrigen, Primipili und

Pixidarii, müssen Militärdienste leisten, und werden zur Militärgränze gerechnet. Auch bei den Szeklern sind die Municipal-Institutionen den ungrischen analog. Den Sachsenboden (fundus regius) sollen den Privilegien zufolge ebenfalls nur freie Leute bewohnen; aber die Sachsen, die sich hier ansiedelten, monopolisirten alle Rechte für sich und unterdrückten die Wallachen, die unter ihnen lebten. Die Municipal-Institutionen der Sachsen sind sehr verschieden von den ungrischen, sie sind ganz deutsch, aber vortrefflich. Es ist eine städtische, nicht eine Grafschafts-Organisation. Ein National-Graf steht an ihrer Spitze, ihre Städte administriren sich selbst und versammeln sich durch Deputirte von Zeit zu Zeit unter dem Vorsitz ihres Grafen, um ihre innern Verhältnisse zu ordnen. Den Wallachen auf den Sachsenboden gewährten sie aber keine Stimme bei den Wahlen und keinen Antheil an den Aemtern, höchstens ernannten sie von Zeit zu Zeit einige Schreiber und untergeordnete Beamte aus diesem Volksstamm. Die Wallachen waren hier so gut leibeigen, wie im ungrischen Theil des Landes; nur waren sie nicht dem einzelnen

Grundherrn, sondern der Sachsenstadt unterthan, deren Magistrat sie natürlich noch mehr unterdrückte als der ungrische Grundherr.

Diese drei Nationen sollten sich gesetzlich jedes dritte Jahr durch ihre Deputirten am Landtag versammeln, wo es übrigens nur eine einzige Kammer gab, nicht zwei; darin saßen außer den Deputirten der drei Nationen noch die Regalisten in unbestimmter Zahl, nämlich alle jene, die der Kaiser, der hier nur Großfürst war, durch Einberufungsschreiben (Litterae Regales) einlud. Die Hauptaufgabe der Landtage war neben den Gesetzentwürfen besonders die Wahl der sämmtlichen Mitglieder der Centralregierung, des Gouverneurs, der in Klausenburg, und des Kanzlers, der in Wien wohnte, der administrativen Beamten und der Richter. Der Landtag hatte den Vorschlag, der Großfürst die Ernennung. Da aber zu jeder Stelle von jeder Nation stets drei Individuen vorgeschlagen werden mußten und dabei noch Rücksicht genommen wurde, daß jeder der vier gesetzlichen Religionen von Siebenbürgen (römisch-katholisch, evangelisch, reformirt und unitarisch) hinlänglich

vertreten sei; so war die ganze Wahlfreiheit eigentlich ohne Bedeutung. Denn es war doch unmöglich, daß der Candidat des Hofes unter den neun vorgeschlagenen Individuen nicht seine Stelle finden sollte. Das Land Siebenbürgen, als solches, hatte kein officielles Siegel, und die Landtagsacten mußten, um legal zu sein, von allen drei Nationen besiegelt werden. Die Deputirten der Sachsen hielten stets mehr zusammen als die Ungarn und Szekler; während diese immer in Partheien, Conservative und Reformer, getheilt waren, votirten die Sachsen stets compact und drohten häufig, daß sie ihr Siegel zur Unterfertigung der Gesetzvorschläge, gegen die sie votirt hatten, nicht hergeben werden, trotzdem, daß die Majorität des Landtags sich für dieselben aussprach: — aber sie wagten es doch nie, diese Drohung zu vollziehen. So wie Croatien durch die Politik Metternichs gegen Ungarn Jahre lang aufgereizt wurde, so wurden die Sachsen stets gegen die Ungarn in Siebenbürgen aufgestachelt. — Die Wallachen hatten nicht die Rechte einer Nation, und die griechische Kirche, sowohl die unirte, als die nicht unirte

war keine gesetzlich anerkannte, sondern nur eine geduldete, doch stets durch zwei Bischöfe, als Regalisten, bei dem Landtag vertreten. Die Erhebung der Wallachen zur vierten Nation hätte die Wahlfreiheit gänzlich annullirt, weil es dann zu jedem Amte zwölf Candidaten gegeben hätte. Im Interesse des Fortschrittes stand die Aufhebung der Nationalunterschiede und die Einführung der Wahl-Qualification, nicht die noch weiter gehende Vertretung der verschiedenen Völkerschaften. Aber die Wallachen protestirten in Balásfalva gegen jede Wahl-Qualification, denn selbst die geringste hätte die Mehrzahl dieses Stammes von den Wahlen ausgeschlossen.

VII.

Exposé, den östreichisch-russischen Feldzug in Ungarn betreffend.

(Aus einer Beilage zu einer Circular-Depesche des Fürsten Wittgenstein; Frankfurt, 21. Juli 1849.)

Der Baron Budberg sah den Fürsten Paskievits in Warschau. Die Eröffnung des Feldzugs hat aus der Ursache hauptsächlich einige Verspätung erlitten, daß der russische Feldmarschall nach seiner in Asien und Polen erprobten Me-

thode, sich nicht früher hat in Bewegung setzen wollen, als bis sein ganzes Heer vollständig und vollkommen verproviantirt war.

Der Feldmarschall berechnet, daß zwei Monate nach der Ueberschreitung der galizischen und ungrischen Grenze aus Dukla, mithin nach ungefähr sechs Wochen von heute, der effective Widerstand der Ungarn im Felde gebrochen sei und alsdann nur noch das Werk der eigentlichen Pacification übrig bleiben werde.

Der russische Geschäftsträger in Berlin hat geäußert, daß 40 bis 50,000 Mann des Hülfsheeres in Ungarn bleiben würden, während natürlich die Pacificationsmaßregeln selbst durch östreichische Truppen vor sich gehen müßten.

Der dem Feldzeugmeister Haynau beigegebene Civilcommissär für Ungarn, Freiherr von Geringer, ist ein umsichtiger und sehr ausgezeichneter Mann.

In Berlin scheint man den Russen vorzuwerfen, sie beabsichtigten durch eine theilweise Occupation Ungarns und Siebenbürgens östreichische Truppen disponible zu machen zur Wahrung der Interessen des deutschen Kaiserhauses in Deutsch-

land: eine Sprache, die leider nur zu sehr an die schlimmsten Tage der deutschen Uneinigkeit schmerzlich erinnert.

Die Statistik der kriegführenden Heere ist nach zuverlässigen Angaben folgende:

Magyarisch = polnische Insurgenten, 140,000 Mann; davon der k. k. Hauptarmee gegenüber, bei und in Komorn und in den Bergstädten 80,000 Mann unter dem Rebellen-Chef Görgey, die andern in 4 bis 5 kleine Corps unter verschiedenen ungrischen und polnischen Anführern, dem Heere des Marschalls Paskievits und dem Banus von Croatien gegenüber.

Der östreichisch = russische Körper zählt beiläufig das Doppelte der Insurgentenmasse, mithin 200,000 Mann. Hievon 80,000 Mann unter Feldzeugmeister Haynau bei und um Komorn und 100,000 Mann unter dem unmittelbaren Befehle des Fürsten von Warschau auf der Straße von Kaschau nach Pesth.

Die Ursache, warum das russische Heer nicht schon am 2. oder 3. in Pesth gewesen, und dort wahrscheinlich erst am 6. oder 7. eingerückt ist, liegt nicht in dem Widerstand des Feindes; denn

die Vorhut des Feldmarschalls berichtet, daß das ihr gegenüberstehende Dembinski'sche Corps, anfangs 20,000 Mann, meistens durch Desertion und Auflösung, bis auf 10,000 Mann zusammengeschmolzen sei. Der Fürst Feldmarschall aber, getreu seinem Systeme, hat 3 bis 4 Tage bis Miskolcz Halt gemacht, um seine Lebensmittel und Convois nachkommen zu lassen. Er hat diesen Aufenthalt benutzt, um ein fliegendes Corps von beiläufig 25 Bataillonen und 30 Schwadronen nach Debreczin zu detachiren, um durch die Besetzung dieses frühern Centrums des Aufruhrs einen gewissen moralischen Eindruck hervorzubringen.

Das Zerwürfniß zwischen Görgey und der ultra-magyarischen Parthei auf der einen, und Kossuth nebst den Polen auf der andern Seite, ist jetzt ziemlich offenkundig.

Görgey soll mit dem ungrischen Haupt-Corps wohl hauptsächlich in der Absicht bei und um Komorn geblieben sein, um nicht mit Kossuth und den Polen cooperiren zu müssen, **und mit den kaiserlichen Heerführern unterhandeln zu kön-**

nen, sobald ihm durch die Besetzung Pesth's und der Theißlinie der Rückzug abgeschnitten wäre.

Man glaubt in Wien, daß schon binnen 14 Tagen Görgey unterhandeln und sich ergeben werde, und das bedeutende Steigen sämmtlicher östreichischer Staatspapiere weis't jedenfalls auf ein großes Vertrauen des Publicums hin.

Dessenungeachtet ist vom militärischen Standpunkte aus die Stärke der ungrischen Stellung im verschanzten Lager unter einer Hauptfestung wie Komorn, mit zwei Brückenköpfen auf der Donau und der Waag nicht zu verkennen, und ein Heer von 80,000 Mann in einer solchen Position bleibt immer formidable, wenn es mit Lebensmitteln hinlänglich versehen ist. Uebrigens soll in Komorn ein Typhus, dann die Cholera derart grassiren, daß namentlich die Honvéds verweigern, Dienste in der Festung selbst zu leisten.

VIII.

Die pragmatische Sanction.

Die Oestreicher berufen sich häufig auf die pragmatische Sanction, und wollen in dieser nicht

nur eine Personal-Vereinigung der verschiedenen Theile der Monarchie finden, sondern eine reale, durch die die Unabhängigkeit Ungarns aufgehoben wird. Sie berufen sich stets auf den II. Artikel 1723. Wir geben, um jedermann in den Stand zu setzen, ein unpartheiisches Urtheil zu fällen, den ganzen Originaltext dieses Gesetzes, sammt dem Eingang (Artikel I.) und den Schluß (Artikel III.), den die Oestreicher auszulassen pflegen, und fügen dazu die Erklärung dieses Gesetzes vom Jahre 1790 hinzu.

Caroli VI., Imperatoris et Regis Hungariae III. Decretum II., Anni 1723.

Articulus I.

Status et Ordines Regni, Partiumque eidem annexarum, Sacrae Caesareae et Regiae Majestati, pro Libertatum et Praerogativarum Eorundem Paterna et Clementissima Confirmatione, et Suae in medium Statuum, Sacratissimae Personae adventu, gratias quam maximas referunt.

Paternam sane, et Clementissimam Sacratissimae Caesareae et Regiae Majestatis erga

Status et Ordines Regni in praesenti Diaeta, felicissime, et in frequentissimo, vix aliquando viso numero congregatos propensionem; et ad permansionem Eorundem, ac incrementum publici Status Regni Hungariae, Partiumque eidem annexarum, proque stabilienda in omnem casum, etiam contra Vim externam, cum vicinis Regnis et Provinciis Haereditariis Unione, et conservanda domestica tranquillitate directam curam et sollicitudinem, ex benignis Ejusdem Sacratissimae Caesareae et Regiae Majestatis, ad Status et Ordines Regni, Partiumque eidem annexarum Clementissime emanatis Literis Regalibus ac novissime factis Propositionibus, devoto sane homagialis Fidelitatis Eorundem zelo, et constanti fervore humillime intelligentes; pro hoc erga Eosdem Clementissime exhibito Paterni affectus Gratiarum singulari voto, — quodve non obstantibus in adversum quibusvis gravissimis, Sacrum Romanum Imperium et Europaeam quietem tangentibus curis et laboribus, in medium fidelium Suorum Statuum semet conferre; et Eosdem in Altissima, iisdem summe Veneranda Persona sua, paterne consolari; et primum ac

ante omnia, nullaque Fidelium Statuum et Ordinum eatenus praemissa humillima Supplicatione, ex puro erga Eosdem paterno affectu, universos Status et Ordines Regni sui Haereditarii Hungariae, Regnorum et Provinciarum, Partiumque eidem annexarum, in omnibus tam Diplomaticis, quam aliis quibusvis Juribus, Libertatibus, Privilegiis, Immunitatibus, Consuetudinibus, Praerogativis, et Legibus, hactenus concessis et conditis, ac in praesenti Diaeta, et in futurum etiam Diaetaliter condendis, conservaturam offerre; et eosdem, ac earundem singulas, Clementissime confirmare dignata fuisset; — humillimas, et quam possunt, maximas Sacratissimae Caesareae ac Regiae Majestati ideo etiam gratias referunt;

§. 1. Quod foemineum quoque Sexum Augustissimae Domus Suae Austriacae usque ad Ejusdem, et ab Eodem Descendentium defectum, ad Regiam Hungariae Coronam, Partesque, Regna, et Provincias, ad eandem Sacram Coronam pertinentes, unanimi Universorum Statuum et Ordinum Regni, Partiumque eidem annexarum libero voto proclamatum; et per solennem Eorundem

Statuum et Ordinum ad Sacratissimam Caesaream et Regiam Majestatem, Viennam expeditam Deputationem vocatum;

§. 2. Et ejusmodi oblationem, tam pie, et clementer gratoque animo acceptare; et fidelium Statuum, et Ordinum suorum piis, ac salutaribus Votis, non tantum annuere dignata esset;

§. 3. Sed ejusmodi in Sacri Regni Hungariae Corona, et Partibus, Regnis, et Provinciis eidem annexis Successionem, eodem quo Masculorum Primogeniturae Ordine, secundum normam in reliquis Suae Majestatis Sacratissimae Regnis, et Provinciis Haereditariis, in et extra Germaniam sitis, jam per eandem ordinatam, stabilitam, publicatam, et acceptatam, inseparabiliter, habitaque in graduum aequalitate ejusdem Lineae, Praerogativae Masculorum ratione, dirigi, servari et custodiri vellet;

§. 4. Ita, ut illa, vel Masculus Ejusdem Haeres, qui, vel quae praemissorum Augustae Domus Austriacae Regnorum et Provinciarum Haeres, juxta memoratam normam Primogeniturae in Augusta Domo Austriaca re-

ceptam, existet; eodem Successionis, pro his et futuris quibuscunque casibus, Haereditario Jure, etiam pro infallibili Rege Hungariae, Partiumque, Regnorum et Provinciarum eidem annexarum, **aeque indivisibiliter intelligendarum,** habeatur et coronetur.

Articulus II.

De Regia Haereditaria Sacratissimae Caesareae et Regiae Majestatis Sexus foeminei Augustae Domus Austriacae in Sacra Regni Hungariae Corona, et Partibus eidem ab antiquo annexis, continua Successione.

Tametsi Suae Sacratissimae Caesareae et Regiae Majestatis Fideles Status et Ordines, Regni Hungariae, Partiumque eidem annexarum, vividam et florentem, optimeque constitutam Aetatem, Vires et Valetudinem conspicientes, Divinaeque Benedictioni quam optime confisi, Eandem Magnis, et gloriosis Sexus Masculini Successoribus, ad praeces quoque fidelium suorum Statuum eo fine ad DEUM Ter Optimum fusas,

et incessanter fundendas, longissime benedicendam, et indefinenti Masculorum Haeredum suorum ordine fideles Status Regni consolandos fore, vel maxime confiderent;

§. 1 Quia vero apprime etiam perspectum haberent, Reges pariter et Principes aequali aliorum hominum mortalitatis sorti subjectos esse; mature proinde et consulto perpendentes, tot et tanta, cum Praedecessorum Suae Sacratissimae Caesareae et Regiae Majestatis, pro incremento Boni Patriae publici, prove fidelium Civium suorum perenni salute, Bello aeque ac Pace, exantlata Gloriosissima Acta et Facta; dum non modo Haereditarium Regnum hoc suum Hungariae, Partesque, Regna, et Provincias eidem annexas, in statu per praeattactos gloriosos Praedecessores suos positum, conservavit; sed occasione etiam novissimi Ottomanici Belli contra ferventissimos ejusdem impetus, idem animose tutata; victricibus, felicibusque armis, in annexa eidem Regna, et Provincias, cum immortali sui Nominis Gloria, Statuumque et Ordinum, ac privatorum Regni Civium perenni securitate protenderit; ut successivis quibusvis tem-

poribus, ab omnibus externis, et etiam domesticis confusionibus et periculis praeservari; imo in alma et continua tranquillitate, ac sincera animorum unione, adversus omnem Vim etiam externam felicissime perennare possit;

§. 2. Quosvis praeterea etiam internos Motus, et facile solita, ipsis Statibus et Ordinibus Regni ab antiquo optime cognita Interregni mala, sollicite praecavere cupientes;

§. 3. Majorum suorum laudabilibus exemplis incitati;

§. 4. Volentesque erga Sacratissimam Caesaream et Regiam Majestatem Dominum Eorum Clementissimum, gratos et fideles semet exhibere;

§. 5. In defectu Sexus Masculini Sacratissimae Caesareae et Regiae Majestatis (quem defectum DEUS clementissime avertere dignetur) Jus Haereditarium succedendi in Hungariae Regnum, et Coronam ad eandemque Partes pertinentes, Provincias et Regna, jam Divino auxilio recuperata et recuperanda; etiam in Sexum Augustae Suae Domus Austriacae foemineum, pri-

mo loco quidem ab altefata modo Regnante Sacratissima Caesarea et Regia Majestate;

§. 6. Dein in hujus defectu; a Divo olim Josepho;

§. 7. His quoque deficientibus, ex Lumbis Divi olim Leopoldi, Imperatorum, et Regum Hungariae descendentes, Eorundemque legitimos Romano-Catholicos Successores utriusque Sexus Austriae Archiduces, juxta stabilitum per Sacratissimam Caesaream et Regiam Regnantem Majestatem in aliis quoque suis Regnis et Provinciis Haereditariis, in et extra Germaniam sitis, Primogeniturae ordinem, Jure et ordine praemisso, indivisibiliter, ac inseparabiliter, invicem, et insimul, ac una cum Regno Hungariae, et Provinciis, Partibus et Regnis eidem annexis, haereditarie possidendis, regendum et gubernandum transferunt;

§. 8. Et memoratam Successionem acceptant;

§. 9. Taliterque eandem Successionem Foemineam, in Augusta Domo Austriaca introductam, et agnitam (extensis ad eam nunc

pro tunc Articulis 2 et 3, 1687, et pariter 2 et 3, Anni 1715) juxta ordinem supradictum stabiliunt;

§. 10. Per praeattactum Foemineum Sexum Augustae Domus ejusdem, praevio modo declaratos Haeredes, et Successores utriusque Sexus Archiduces Austriae, acceptandam, ratihabendam, et una cum praemissis, aeque modo praevio per Sacratissimam Caesaream et Regiam Majestatem clementissime confirmatis Diplomaticis, aliisque praedeclaratis Statuum et Ordinum Regni, Partiumque, Regnorum, Provinciarum eidem annexarum Libertatibus et Praerogativis, ad tenorem praecitatorum Articulorum, futuris semper temporibus, occasione Coronationis observandam determinant;

§. 11. Et nonnisi post omnimodum praedicti Sexus defectum avitam et veterem, approbatamque, et receptam Consuetudinem Praerogativamque Statuum et Ordinum, in Electione, et Coronatione Regum, locum habituram, reservant intelligendam.

Articulus III.

Jura, Praerogativae et Libertates Statuum et Ordinum Regni, Partiumque eidem annexarum confirmantur.

Sacratissima Caesarea et Regia Majestas, universorum fidelium Statuum et Ordinum Regni, Partiumque eidem annexarum, omnia tam Diplomatica, quam alia quaevis Jura, Libertates, et Privilegia, Immunitates, Praerogativas, Legesque conditas, et approbatas Consuetudines (in conformitate Articulorum 1 et 2 modernae Dietae, in sensu Articulorum 1, 2 et 3, Anni 1715. Formulaeque Juramenti ibidem contextae, intelligendorum) clementer confirmat, et observabit:

§. 1. Pariterque Successores legitime coronandi Hungariae et Partium eidem annexarum Reges; in iisdem Praerogativis, et praemissis Immunitatibus et Legibus, Status et Ordines Regni Partiumque eidem annexarum inviolabiliter conservabunt;

§. 2. Quas et quae, praeterea Sua Majestas Sacratissima, per suos cujuscunque

Status gradus et conditionis subditos, observari faciet.

Leopoldi II. Imper. et Regis Hungariae Decretum I. Anni 1790—91.

Articulus X.

De Independentia Regni Hungariae, Partiumque eidem annexarum.

Erga demissam Statuum et Ordinum Regni Propositionem, Sua quoque Majestas Sacratissima benigne agnoscere dignata est, quod licet Successio Sexus foeminei Augustae Domus Austriacae per Articulos 1 et 2, 1723, in Regno Hungariae, Partibusque eidem adnexis stabilita, eundem, quem in reliquis Regnis et Ditionibus haereditariis, in et extra Germaniam sitis, juxta stabilitum successionis Ordinem inseparabiliter ac indivisibiliter possidendis, Principem concernat, Hungaria nihilominus cum Partibus adnexis, sit Regnum liberum, et relate ad totam legalem Regiminis formam (huc intellectis quibusvis Dicasteriis suis) independens, id est nulli alteri **Regno** aut

populo obnoxium, sed propriam habens Consistentiam et Constitutionem, proinde a legitime coronato haereditario Rege suo; adeoque etiam a Sua Majestate Sacratissima, Successoribusque ejus Hungariae Regibus, propriis legibus et Consuetudinibus, non vero ad normam aliarum Provinciarum, dictantibus id Articulis 3, 1715, item 8 et 11, 1791, regendum et gubernandum.

IX.

Detailbericht über die ungrische Emigration in Widdin, von einem Augenzeugen.

Brief an Frau von Pulszky.

In Bezug auf mein Privatschreiben an Ihren Herrn Gemahl, das Sie veröffentlichen wollen, habe ich keine Einwendung; wenn Sie nicht etwa in dessen geschwätzigem Ton und einigermaßen unzusammenhängendem Style einen Grund fänden, der die Publication hinderte.

Es enthält in der That einige Bemerkungen, die unehrerbietig scheinen mögen gegen einen

hochgestellten Verbannten, den ich, — besonders seit seinem Fall, — mit aller jener Hochachtung zu behandeln Willens bin, die ich für ihn empfinde.

Wenn ich aber bedenke, daß es ein Ungar ist, von dem ich spreche, und dieser Ungar Kossuth ist, so bin ich, bei meiner hinlänglichen Kenntniß der Großherzigkeit Ihres Volkes, und dessen großer Verbannten, überzeugt, daß ich nicht mißverstanden werde, und daß er der erste sein würde, der die aufrichtige Aeußerung einer ehrlichen Meinung über einen öffentlichen Character ermuntern würde, wenn auch diese Meinung ungünstig gegen ihn wäre.

Indem ich Ihrem Buche all den Erfolg wünsche, den dessen ausgezeichnete Verdienste verdienen, verbleibe ich

„Der Verfasser der Enthüllungen über Rußland."

London, den 14. Februar 1850.

Brief des Verfassers der „Russischen Enthüllungen" an Franz Pulszky.

Ich fahre fort, in Erfüllung meines Versprechens, Ihnen einige Nachrichten über die Emigration zu geben. Anfangs October, als ich im Mittelpunkte der Türkei hörte, daß die ehemalige ungrische Regierung, und die Reste der Bem- und Dembinskischen Armeen in Widdin wären, eilte ich dahin. Ich muß bemerken, daß die ungrische Frage in der ganzen Türkei, bis zu den entgegengesetztesten Gränzen, unter Türken, Griechen, und Albanesen, einen so hohen Grad von Interesse erweckte, wie es vielleicht bei diesen Völkerschaften nie früher der Fall gewesen. Die Muhamedaner betrachteten im Allgemeinen Ihre Landsleute als anti-russische Heroen. Unter den Türken fand ich den Glauben an ihre Stammverwandtschaft mit den Magyaren vorherrschend, und die christlichen Rajahs des Westens und des Südens drückten, ungeachtet der Bemühungen der griechischen Priester und lateinischen Bischöfe, starke Sympathien für ein Volk aus, das der Unterdrückung widersteht, und dem Kaiser und dem Czar auf dem Schlachtfelde zu be-

gegnen weiß. Die abentheuerlichsten Märchen waren verbreitet unter diesem Volke; aber Kossuth's, und gelegentlich Bem's Namen waren die einzigen, die in Verbindung mit dem Kampfe bekannt waren.

Kossuth Effendi ward manchmal als zweiter Rustan dargestellt, weise im Rathe, gerecht im Urtheil, und Heere zerstreuend mit seinem rothen Scymitar. Das Gerücht hat hier zu seinen großen Eigenschaften andere von entgegengesetzter Natur hinzugesellt, und verschmolz die Characteristik Bem's mit der seinigen zu einem gemeinschaftlichen Bilde. Ein Reisender, seit zwanzig Jahren mit dem Orient vertraut, machte mir die Bemerkung, daß seit Napoleon kein ruhmvoller Name so schnell und weit unter den Orientalen sich verbreitet hat. Als ich mich der Donau näherte, machte das Vorherrschen des bulgarischen und serbischen Elementes, und die Kenntniß der Katastrophe des Kampfes die Aeußerung dieser Sympathien weniger lebhaft, und der Kampf war nicht mehr der ausschließliche Gegenstand des Gespräches. Als die Nachricht von Görgey's Unterwerfung ankam, vergoß ein alter Türke ho-

hen Ranges in meiner Gegenwart Thränen; er sagte: daß Gott die Osmanen strafe, weil sie nicht den Muth hatten sich zu widersetzen, als die Russen und Oestreicher in den türkischen Fürstenthümern, in der Moldau und der Wallachei sich sammelten; und ein andrer alter Mann sandte seinem Agenten den Befehl zu, sein Vermögen in dem Ankauf eines Gutes in der Nähe von Damascus anzulegen, indem er nun glaube, daß, wo auch immer seine Gebeine diesseits des Bosphorus lägen, sie von den Moscoviten in ihrer Ruhe gestört werden würden. — In Serbien, wo jeder vorüberziehende Franke für einen Ungar gehalten wird, rannten die Einwohner an ihre Thüre, und riefen: „Magyar, Magyar" und gafften mich mit Verwundrung an. Drei Monate früher wäre das Leben eines Magyaren, wie ich später vernahm, in diesen Ortschaften nicht sicher gewesen; jetzt aber wurden sie mit trüber Ehrfurcht betrachtet. Zehn Tausend serbische Freischärler, durch Oestreich gemiethet, um zu plündern und zu rauben, hatten die Donau im Jahr 1848 überschritten, und der kaiserlichen Sache wichtige Dienste geleistet. Von diesen sind

nur gegen drei Tausende mit reicher Beute beladen, in ihre Heimath zurückgekehrt. Tausende von Ducaten, hunderte von Wägen geraubter Gegenstände, und an zehn Tausend Schafe sind von diesen Freibeutern heimgeschafft worden; aber sieben Tausend von ihnen sind durch das Schwert der Ungarn umgekommen, die häufig ihre Verschanzungen stürmten oder sie im offenen Felde überfielen. Die Serben erkannten bald genug die Tapferkeit ihrer Gegner an und hatten überhaupt die Ueberzeugung, daß sie für eine ungerechte Sache fochten.

Widdin ist in einer sumpfigen Ebene, am rechten Donauufer gelegen. Die Stadt ist ausgedehnt; vereinzelte Gärten und selbst Felder stehen zwischen den Häusern innerhalb der Mauern und Wälle. Die Festung oder Citadelle ist eine innere Stadt, von einem Wassergraben umgeben und plump befestiget. An dem Festungsthore wurde nach meinem Passe gefragt und meine Waffen zum ersten Mal im türkischen Reiche mir abverlangt. Während mein Arnaut diesen Punkt besprach und die Wache sich anschickte, mich zum Pascha zu begleiten, sprengte ich vorwärts gegen

die Citadelle, wo, wie ich hörte, Kossuth wohnte, oder eigentlich gefangen war, und wandte mich zur ersten Gruppe der Ungarn, die ich auf einem schmalen dreieckigen Platze, an einem Brunnen traf. „Sie wünschen wahrscheinlich den Gouverneur-Präsidenten zu sehen? Er wohnt dort" — sagte der Mann, den ich befrug, indem er auf die entgegengesetzte Seite hinwies, — „da kommt er eben!" Als ich von meinem Pferde abstieg, stand ich Kossuth gegenüber.

Er sah ermüdet und erschöpft aus. Es wäre überflüssig, Ihnen eine Beschreibung seiner Person zu geben. Sie haben wohl sein Signalement in dem östreichischen Steckbriefe gesehen, den ich Ihnen beifüge? Es ist selten, daß ein vortheilhaftes Aeußere von einem Feinde so offen anerkannt wird.

Kossuths erste Bemerkung gegen mich war, daß meine Briefe für ihn das höchste Interesse gehabt haben würden, wenn sie ihn in Szegedin getroffen hätten; daß sie aber dort, wo er jetzt sei, nur von wenigem Belange sein können. — Seine Bemerkung, nachdem er sie durchgeblättert, war: „Zu spät, zu spät! das verhängnißvolle

zu spät, so unheilvoll für Ungarn!" — So entmuthigend diese rücksichtslose Offenheit Kossuth's ist, und wie unpolitisch mir auch diese öfters erschien, so fange ich doch an zu zweifeln, ob sie nicht überwiegend vortheilhaft wirkt durch das Vertrauen, welches die Aeußerung seiner Zufriedenheit einflößt.

Für diese Offenheit bietet Jenen, die an die conventionelle Wichtigthuerei der Staatsbeamten gewohnt sind, die Bedeutung hinlänglichen Ersatz, die der Aeußerung des Vertrauens und der Zufriedenheit Kossuth's zugeschrieben wurde.

Ich kehrte mit ihm in seine Wohnung zurück und will Ihnen nun alsogleich erzählen, wie er wohnte und wie er behandelt ward. Eine Mauer aus Lehm mit schweren eisernen Thüren trennte von der Straße (oder besser gesagt von dem erwähnten Dreieck) diese Behausung, die aus einem einzigen Zimmer bestand. Es war das Empfangszimmer des Eigenthümers, der in den Zimmern seines Harems, einem abgesonderten Gebäude im innern Hofraum, wohnte. Dieser Sitte wegen gewähren die besten Häuser in den Provinzial-Städten der Türkei nur eine

schlechte Unterkunft für männliche Besucher, da das Empfangszimmer, welches allein Fremden zugänglich ist, selbst von Staatsdienern höhern Ranges eben so wenig beachtet wird, wie bei uns die Amtsstuben der reichen Advocaten in der Nähe von „Lincoln's" oder die Schreibstuben der großen Kaufleute in den Seitengäßchen der City. Kossuth's leichter Wagen stand in einem engen Hofe. Zwei Hußaren versahen die Pferde unter einem offenen Wetterdach, und der Eigenthümer des Hauses, ein ansehnlicher Türke, saß auf einer schmalen Plateforme, mit Selbstzufriedenheit seine Pfeife rauchend. Oberst Asboth, der junge Graf Dembinski und Kossuths Dolmetsch waren das Gefolge, für welches sein einziges Zimmer eine mögliche Unterkunft darbot. Dies eine Zimmer war von ziemlicher Größe, von drei Seiten mit einem Divan umgeben, von dem ungefähr drei Viertheile mit Teppichen bedeckt waren. Am Eingange legten die im Range Untergeordneten und die albanesischen Diener des Eigenthümers ihre gelben Stiefeln oder rothen Pantoffeln ab, ehe sie in's Zimmer traten. Kleider, Papiere, Sättel und Kossuth's spärliche Bagage lagen in

großer Unordnung auf dem Divan herum, welcher des Nachts zugleich das Bett des Exgouverneurs, seines Sekretärs und des Dolmetschen bildete. Drei hölzerne Stühle und ein weicher Tisch waren die einzigen Möbel, die man zu Ehren des Gastes angeschafft hatte.

Kossuth's Wirth war der Polizeichef; ein türkischer Officier folgte stets dem Ex-Gouverneur, wenn er zu Fuß ausging, ein Soldat zu Pferde, wann er es vorzog auszureiten. Zwei oder drei albanesische Diener brachten ihm Eiswasser oder den chibouque, wenn er darnach verlangte. Es war klar, daß Kossuth, unter dem Vorwande der Besorgniß für seine Sicherheit und der Ehrenbezeugungen streng bewacht wurde, und sein Verwenden um eine anständige Wohnung blieb in dieser Zeit fruchtlos.

Kossuth's Mittagsmahl wurde aufgetragen. Es bestand aus einer ungrischen Speise, von der Frau eines ungrischen Soldaten bereitet, in einer braunen irdenen Schüssel aufgetragen, und mit einem eisernen Löffel eingenommen. Nach Tisch kam Graf Dembinski mit der Gräfin zurück, und das Gespräch nahm eine leichtere Wendung.

Innerhalb der Grenzen der Festung oder der Citadelle fand ich noch Mészáros, die Perczel's, Bem, den alten Dembinski, Guyon, den Grafen Zamoyski, Herrn Langworth und eine Anzahl Officiere einquartirt. Außerhalb der Festung, doch innerhalb der Festungswälle wohnten Graf Casimir Batthyány, seine Gemahlin, sein Neffe und mehrere andere Ungarn. Die ungrischen Soldaten, so wie die polnische und die italienische Legion waren an dem Donauufer gelagert. Das Lager war von drei Seiten von einem Cordon türkischer Infanterie umgeben, und die Flüchtlinge durften innerhalb des Raumes zwischen dem Lager und der Stadt, frei herumgehen. Die Thore, selbst unter Begleitung zu überschreiten, um in das offene Feld zu gelangen, war eine Gunst, die nur gelegentlich von den Batthyány's in Anspruch genommen ward.

Die Aufnahme, die den Flüchtlingen von den türkischen Behörden zu Theil wurde, war Anfangs herzlich genug: aber es war das Unglück der Pforte, daß ihre guten Absichten durch ihre Diener längere Zeit vereitelt wurden. Bestechlichkeit ist in der Türkei an der Tagesordnung,

wie ich es Ihnen nicht erst zu sagen brauche, besonders bei den höchsten Klassen; aber selbst in dieser Beziehung bietet die Gesellschaft einen andern Anblick dar als in Oestreich und Rußland, wo alle Beamten gleich tief gesunken, und fast gleich bestechlich sind. Wenn dagegen in der Türkei ein Mann in einflußreichem Amt ein Schurke ist, so bietet vielleicht schon sein nächster Nachbar das Beispiel der strengsten politischen Rechtlichkeit dar, und widersteht eben so standhaft allen Verführungskünsten, wie er unfähig ist, einen ungastfreundlichen Betrug zu begehen. Die Pascha's von Belgrad und Nissa, zum Beispiel, sind gute ehrliche Türken, aber der Pascha und die Behörden von Widdin waren gerade unglücklicherweise unter russischem und östreichischem Einfluß. Die natürliche Folge war, daß sie nicht zauderten, des Sultans Güte zu ihrem eigenen Vortheil auszubeuten. Es ist zwar wahr, daß im Lager stets die Rationen ausgetheilt wurden; aber die Soldaten litten, ohne Bett, Kleidung, Holz und selbst Heu und Stroh, um darauf zu liegen, — furchtbar von der Kälte, und nicht weniger als 360 von ungefähr 5000 sind an der Cholera gestor-

ben, die im Lager wüthete. Jeden Tag rollte der Todtenwagen mit seinen knarrenden Rädern und schweren Achsen über die holperigen Gassen, gefüllt mit seiner schreckhaften Ladung.

Guyon, der den Befehl über das Lager hatte, beklagte sich beständig bei dem Pascha, konnte aber keine Abhülfe erlangen. Die türkische Bevölkerung zeigte beispiellose Sympathie für diese Magyaren und Polen, deren Ruhm den ganzen Osten erfüllte; aber die Bulgaren und Wallachen betrachteten sie als Männer, die als Opfer dem Untergange geweiht sind, und bei der bestimmten Forderung des unwiderstehlichen Czar's sicherlich ihren Feinden ausgeliefert werden würden.

Kossuth ging fast nie aus, und zeigte sich niemals im Lager. Er könne ihnen nichts versprechen, „nicht einmal persönliche Sicherheit," sagte er, und er wolle ihnen keine Versicherungen geben, die dann nicht pünctlich erfüllt würden. — Von Görgey sprach Kossuth mit großer, wie es scheint, vorbedachter Mäßigung. Es ist wahr, daß Kossuth, der ihn aus dem Staube erhoben, seinem Vaterlande in hohem Maaße verantwortlich ist für die Handlungen dieses Mannes. Von

seinem Verrath, scheint es, war Kossuth der letzte überzeugt, wiewohl er noch in einer sehr frühen Periode wahrnahm, daß Görgey mehr gegen ihn selbst und den Landtag, als gegen den Feind manövrire. Aber Kossuth dachte, daß selbst der Ehrgeiz des Generals ihn jedenfalls bewegen würde, das Vaterland zu retten, wenn er es könnte; und auf diese Bedingung hin bot er ihm nach der Schlacht von Kapolna die höchste Gewalt an; aber Görgey wies mit höhnischem Lächeln den Antrag zurück. Kossuth nahm in der That für edlen Ehrgeiz, was im Grunde nichts als Neid war, und dieser Mißgriff, verbunden mit einer sonst liebenswürdigen Schwäche, war verderblich für die Sache Ungarns. Kossuth wollte und konnte nie ein Todesurtheil unterfertigen, und er glaubte, daß Görgey einen so großen Einfluß auf seine Armee habe, daß kein anderes Mittel übrig bliebe, als seine gewaltsame Entfernung. Dieser Einfluß Görgey's war nicht zu leugnen; aber nur bezüglich auf einige sechzig Officiere, die ihm anhingen oder von ihm getäuscht wurden, und die in einem Lande, welches seinem innersten Wesen

nach parlamentarisch ist, von militärischem Despotismus träumten; aber die Massen blieben immer standhaft in ihrer Treue für den Landtag. Es war wahrscheinlich Aerger über seine geringen Fortschritte, der Görgey's widerspenstigen Character antrieb, sich zu ergeben, und selbst diese Unterwerfung durfte er nicht wagen früher vorzuschlagen, bis er nicht seine halbe Armee in kleinen Gefechten sich aufreiben ließ, und die andere Hälfte durch eine Retirade von mehreren hundert Meilen entmuthigte. Und selbst so bedurfte es der verhängnißvollen Schlacht von Temesvár, damit sein Verrath möglich werde.

Die Häupter der Emigration sahen sich zu dieser Zeit nur sehr wenig, und lebten zurückgezogen in ihren Wohnungen. Dies rührte wahrscheinlich aus der Ungewißheit her, in welcher sie sich befanden, indem sie von jeder Berührung und Verbindung mit der Außenwelt, jenseits der Mauern Widdins abgeschnitten, und daher auch unfähig waren, der Masse von Flüchtlingen Aufklärungen zu geben; hiezu gesellte sich noch die Entfernung zwischen der Citadelle, der Stadt und

dem Lager, und der Zustand der ungepflasterten Straßen, in welchen der tiefe Koth nie zu trocknen schien.

Mészáros fand ich mit Dembinski zusammen wohnend, der sich mit Recht beklagt, die Schlacht von Kapolna, die er sonst unzweifelhaft gewonnen haben würde, durch den Abfall Görgey's verloren zu haben, als dieser seine Stellungen verließ, und mit seinen Officieren über Dembinski, seinen Oberbefehlshaber, einen Kriegsrath halten ließ, ihn arretirte und durch den Regierungs-Commissär Szemere seines Oberbefehls beraubte. Kossuth nahm bei seiner baldigen Ankunft Dembinski's Abdankung an, obgleich er Görgey nicht an dessen Stelle als Oberbefehlshaber ernannte, wie dieser es erwartete. Dies ist natürlicherweise ein wunder Flecken bei Dembinski, der nicht in Betrachtung zu ziehen scheint, daß Görgey damals das Schwert Ungarns in der Hand hielt, daß Szemere den Kriegsrath, der ohne sein Zuthun zusammenberufen wurde, guthieß, um keine Spaltung zwischen der Armee und dem Landtag hervorzurufen, und daß Kossuth durch das, was sein Commissär gethan hatte, gebunden war. Kossuth

war durch diesen Vorfall in der That tief betrübt, und machte Görgey, der bei dieser Gelegenheit mit Hintansetzung jeder Autorität handelte, den Antrag, ihm die eigene Stellung abzutreten, wenn er nur energisch fortfahren würde, die Rettung des Vaterlandes zu erwirken; denn Kossuth zog selbst den Militär-Despotismus, der Görgey's Ziel war, der Unterjochung Ungarns vor. Er zögerte nicht, sich selbst der Sache der Unabhängigkeit seines Vaterlandes zu opfern, und wollte diese daher nicht durch den Versuch, Dembinski's unzweifelhaft gerechten Beschwerden abzuhelfen, auf das Spiel setzen. — Dembinski, der sein ganzes Leben hindurch es stets sorgfältig vermieden hatte, sich in Politik zu mischen, beobachtet jetzt mehr als jemals dieselbe Regel, und ist daher freiwillig ohne allen Einfluß auf den politischen Theil der Emigration.

Graf Casimir Batthyány war mit seiner Gemahlin in der äußern Stadt einquartirt. Ihr Haus war eines der besten und reinlichsten in Widdin; es gewährte ihnen aber doch nur die Bequemlichkeit eines einzigen Zimmers und eines Kiosk; in einem andern Zimmer war die Diener-

schaft untergebracht worden. Die Pferde standen eine halbe Meile weit entfernt im Stalle. Ein türkischer Cavallerie-Lieutenant und ein Soldat zu Pferde waren immer vor der Thüre Batthyány's, um ihn als Ehrenwache zu begleiten, wenn er ausritt. Gräfin Batthyány und Gräfin Dembinski waren die einzigen Damen, die die Emigration begleiteten, und da der Graf Dembinski den ganzen Tag im Gefolge von Kossuth war, präsidirte sie später an der Tafel des Ex-Gouverneurs, als die Umstände es ihm erlaubten, seine irdene Schüssel und seinen eisernen Löffel zu vertauschen und eine Tafel zu unterhalten, an welcher, wenn auch einfach, sein Gefolge und alle Gäste mit ungrischer Gastfreundschaft bewirthet wurden.

General Bem war, als ich ihn das erstemal sah, noch immer leidend an seinen Wunden. Er ist älter als ich glaubte, und sieht noch viel älter aus, als er wirklich ist. Ich hörte viel von seinen Unternehmungen. Seine Verwegenheit stellt die Carl's des XII. in Schatten. Seine Eroberung Siebenbürgens ist vielleicht die wundervollste militärische That, deren man sich erinnert. Nichts

ist mehr auffallend, als die außerordentliche Ruhe und Milde in seinem Ton und in seinen Manieren, und die Wirkung davon inmitten von Scenen der größten Aufregung war sehr heilbringend, indem sie seine Leute, obgleich sie mit ihm nicht sprechen konnten, mit Vertrauen erfüllte. Bei einer Gelegenheit war sein ganzer Stab gefallen oder niedergeritten worden, und Bem war gezwungen, unter den Todten in einem Graben liegen zu bleiben, bis der Sturm der Cavallerie vorüber getoßt war, wo er dann aufstand, und seine Hände reibend, ohne die geringste Verwirrung schnell einen neuen Stab organisirte. Ich glaube aber, in so ferne ich befähigt bin, hierüber zu urtheilen, daß Bem's Erfolge mehr seiner gerechten Verachtung der östreichischen und russischen Generäle, als seinen Combinationen zuzuschreiben sind, so wie an seinen Verlusten seine Sorglosigkeit viel Schuld trägt. Im Kriege handelt er mehr als kühner Spieler denn als kluger Speculant, und seine Laufbahn wird immer entweder durch glänzende Siege, oder durch plötzliche Verluste bezeichnet sein. Ich weiß nicht, ob Sie es wissen, daß er bei Temesvár nahe daran war, der Sache

eine andere Wendung zu geben. Kurz nachdem er den Oberbefehl übernahm, befahl er einen allgemeinen Angriff längs der ganzen Linie. Bis vier Uhr Nachmittag trieb er alles unwiderstehlich vor sich her. Die letzten Reserve-Truppen der östreichischen und russischen Reiterei waren durch Guyon zurückgeschlagen; und Haynau ist, Sie mögen dies als eine Thatsache betrachten, sehr vorsichtig geflohen, und war schon sechs oder sieben englische Meilen weit vom Schlachtfelde. Es bedurfte mehrerer Zufälle, um das Glück des Tages zu wenden, den Bem, wenn er Sieger blieb, wunderbar benützt hätte. Wäre Haynau geschlagen worden, hätte Görgey nicht gewagt sich zu ergeben, und Bem wäre mit vereinten Kräften über Paskievits hergefallen, bevor dieser es erwarten konnte.

Nichts destoweniger ist diese Schlacht ein großer Flecken an Bem's militärischer Reputation, indem er handgemein wurde, bevor er noch wußte, was ihm eigentlich zur Verfügung stand, vorwärts drängte wie in einer Hetzjagd, und mit seinen Kanonen die Rolle Murat's spielte, bis er im vollsten Lauf auf einmal stillhalten mußte, weil die Munition mangelte. Die Umstände und die

Folgen dieser Schlacht berechtigen in mancher Hinsicht zu einem Verdammungsurtheil über die Heerführer auf beiden Seiten. Dembinski richtete die Armee durch Rückzüge zu Grunde; Haynau bewies, daß „Vorsicht besser sei als Tapferkeit;“ Kossuth zeigte Schwäche, als er dem Drängen Görgey's nachgab, und ihm die Dictatur überließ, Görgey ergriff die Gelegenheit, um seinen langvorbedachten Verrath auszuführen, und nur Paskievits spielte seine Rolle ohne Fehler; aber wir müssen bedenken, daß er eigentlich nur dieselbe leichte Rolle zu spielen hatte, wie jene Theaterhelden, die den Gegner drängen, sich scheinbar zu vertheidigen, und die Gelegenheit erwarten, wo sich dieser mit Anstand tödten läßt. Ich weiß, daß es schwer war für Kossuth, anders zu handeln als er handelte, und die beispiellose Schändlichkeit Görgey's, seiner Creatur und seines Rivalen, voraus zu sehen; ich weiß, daß Dembinski den Erfolg der Schlacht als einen Beweis anführt, daß sie nicht geliefert hätte werden sollen; ich weiß, daß Bem behauptet, die Schlacht mit Leuten und Pferden unternommen zu haben, die seit vier und zwanzig Stunden keine Nahrung

und Futter zu sich genommen hatten; und ich sehe sehr wohl ein, daß Haynau sich mit der unbestreitbaren Behauptung entschuldigen wird, daß, wäre er nicht geflohen, nur eine Reihe von unvorhergesehenen Zufällen ihn davor hätte bewahren können, in die Hände der Ungarn zu fallen, und daß selbst zu dieser Zeit seine schon bekannten Grausamkeiten dies Ereigniß für ihn nicht sehr wünschenswerth gemacht hätten. Aber Sie mögen hieraus entnehmen, daß selbst diese letzte traurige Lage, in die Görgey's früherer Ungehorsam die Sache des Vaterlandes brachte, noch weit entfernt war so verzweifelt zu sein, als es von der Entfernung erscheinen mag, und daß nur ein wenig von jenem Glück, das Ihren Landsleuten so anhaltend ungünstig war, die Lage der Verhältnisse selbst zur eilften Stunde noch geändert haben würde.

Bem, der sich ausschließlich als einen ungrischen Officier betrachtete, unterdrückte in sich den Polen, und unzweifelbar hat er sich auch, wenigstens in dem siebenbürgischen Theil des ungrischen Volkes, eine zweite Nationalität gegründet. Grafen Zamoyski, der sich sehr ausgezeichnet hatte,

und jetzt noch immer sein Zimmer hüten mußte, fand ich innerhalb der Citadelle. Zamoyski, der das Czartoryskische Interesse vertritt, und wie Sie wissen, gewissermaßen das conservative und monarchische Princip in der polnischen Emigration personificirt, war, zu meinem Erstaunen, mit General Visocki, dem democratischen Leiter und Befehlshaber der polnischen Legion, auf dem vertraulichsten Fuße. Ich war betroffen und zugleich erfreut über diesen guten practischen Sinn der Verschmelzung der extremsten Meinungen in ein gemeinschaftliches Interesse, das so aufrichtig war, daß Visocki durch sein Beispiel und seinen Einfluß die ganze democratische Partei dazu bewog, sich der Minorität der entgegengesetzten Meinung anzuschließen, und Zamoyski als das Haupt des polnischen Theils der Emigration anzuerkennen.

General Perczel lebte sehr zurückgezogen mit seinem Bruder. Die untergeordneten Officiere gründeten unter sich ein Casino, wo sie ihre Abende zubrachten, so daß ihre frühern Vorgesetzten häufig ganz allein blieben. Ich fand Perczel bei einem ganz einfachen Tische aus weichem Holze bei einer Oehllampe lesen. Von jener Heftigkeit und Ueber=

treibung der Sprache, durch welche er, wie man sagte, seinen Patriotismus und seinen Muth selbst herabsetzte, fand ich nicht das Geringste an ihm. Im Gegentheil ich begegnete nie einem bescheideneren oder gemäßigteren Mann, als wie er sich bei dieser und bei späteren Gelegenheiten immer bewährte. Dies wäre mein Zeugniß, wenn wir von Männern nur so sprächen, „wie wir sie finden," obwohl möglicherweise der leidenschaftliche Volks-Häuptling und der gereizte Parteimann eine ganz andere Persönlichkeit gewesen sein mag, als es jetzt der unthätige Verbannte war.

Guyon lebte im selben Gebäude mit den Generälen Kmetty und Stein. Er hatte ungefähr acht und zwanzig von seinen Officieren mit sich, und war von Herrn Longworth, dem circassischen Reisenden begleitet, der Hauptmann in seinem Stabe war. Eine meiner ersten Bemühungen war, mir Documente über die Feldzüge zu sammeln, und diese, mit der Karte in der Hand, mit einander zu vergleichen; und wiewohl ich sehr auf meiner Hut war gegen die unbewußte Vorliebe, die man gegen einen Landsmann hegen mag, auf den ich Ursache hatte stolz zu sein, so

kam ich doch zu der wohlerwogenen Schlußfolgerung, daß dem General Guyon, trotz seiner Popularität, nicht die volle Gerechtigkeit zu Theil wurde, weder in England, noch von Seiten Ihrer Landsleute. Jedermann sprach ihm zwar die ritterlichste Ehrenhaftigkeit und den kältesten Muth zu; aber complicirtere Pläne auszuführen, schienen sie ihn nicht für befähigt zu halten. Guyon hatte das Unglück, seine Laufbahn damit zu beginnen, daß er irregeleitet wurde, als er gegen Tyrnau marschirte. Er hatte das Verdienst, in der Folge einige der verzweifeltsten Kriegsthaten ausgeführt, Görgey's Absichten durchschaut und sich denselben widersetzt zu haben. Görgey konnte nicht leugnen, was die ganze Armee gesehen hatte, um aber dessen Wirkung zu verringern, gab er stets zu verstehen, daß Guyon bloß ein tollkühner Sabreur sei. Aber wahrlich, ich weiß nicht, ob nicht vielmehr Bem diesem Bilde entspricht, das man sich von Guyon's Character zu entwerfen pflegt, und ob nicht Guyon das ist, wofür wir Bem gehalten. Guyon war unstreitig der „Chevalier sans peur et sans reproche“ der ungrischen Feldzüge. Der erste beim Ueberschreiten

der Grenze in dem Kriege mit Oestreich, wies er mit Entrüstng bis zum letzten Augenblick jeden Vergleich zurück, der nicht die volle Anerkennung der constitutionellen Rechte Ungarns zur Grundlage hatte. Als Görgey anfänglich sich vor Windischgrätz zurückzog, und Guyon unter ihm befehligte, focht Görgey nur um geschlagen zu werden und zog sich zurück, ohne das Mindeste zu unternehmen. Guyon, ohne Unterstützung und ohne Weisungen von Seite seines Chefs, manövrirte in der geschicktesten und erfolgreichsten Weise, und es gelang ihm, im Branyiszkóer Paß mit 10,000 Ungarn den besten der östreichischen Generäle Schlick zu schlagen, der mit 15,000 der auserlesensten Truppen die stärkste Position Oberungarns besetzt hielt. Diese militärische That, eine der blutigsten, deren man gedenkt, bei der Zahl der engagirten Truppen, und die man als eine Reihe von Sturmangriffen gegen eine überlegene Macht betrachten kann, rettete sowohl die Armee Görgey's, als auch zu jener Zeit die Sache Ungarns. Und doch bemerkte Görgey bloß mit Hohn, als er die Nachricht erhielt, daß die Ungarn mehr Glück als Verstand hätten, versäumte

die geeigneten mitwirkenden Maßregeln zu treffen, die Guyon für nöthig hielt, und erlaubte hie- durch dem Corps Schlick's, der unausweichbaren Vernichtung zu entschlüpfen. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß Guyon es auf das Bestimmteste ablehnte, nach dieser Schlacht unter was immer für Bedingungen unter Görgey zu dienen, und daß er nur aus Rücksichten gegen Kossuth abgehalten werden konnte, Görgey nicht öffentlich entweder als einen Schwachkopf oder einen Verräther anzuklagen. Dies war die Ur- sache seiner Ernennung zum Commandanten von Komorn, welche Festung er, da sie gerade bela- gert wurde, erst nach Abentheuern, die wie Wun- der klingen, erreichen konnte. — Im Banat schlug Guyon den croatischen Bobadil Jellachich auf's Haupt, und vertrieb ihn mit viel geringerer Macht, nachdem dieser 4000 Todte auf dem Schlachtfelde zurückließ, und nie wieder, so lange der Krieg währte, an den Ufern der Donau erschien. — Der Hauptfehler Guyons scheint zu sein, daß er, wenn die Pläne, die er vorschlägt, nicht ange- nommen werden, kein Wort mehr sprechen mag, um seine Ansicht zu vertreten, sondern die Dinge

ihrem Lauf überläßt, zufrieden mit der Erfüllung seiner individuellen Pflicht. Guyon war immer unerschütterlich geblieben in seiner Treue gegen den Landtag und dessen Vertreter Kossuth, und dies war ohne Zweifel der Hauptgrund von Görgey's Groll gegen ihn, der ihn bei mehreren Gelegenheiten geflissentlich verlassen zu haben scheint, damit er abgeschnitten werde, so wie er es später mit Nagy Sándor that.

Guyon und Graf Casimir Batthyány waren zu dieser Zeit die fleißigsten Besucher Kossuth's. Guyon war so ganz Ungar geworden, daß ich wirklich nicht weiß, ob nicht Batthyány mehr Engländer war, als der geborene Engländer. Die Reinheit, mit der die englische Sprache von mehreren der Flüchtlinge, die nie Ungarn verlassen hatten, gesprochen und geschrieben wurde, das englische Blut der ungrischen Pferde um Widdin herum, und die englischen Sattel, die fast allgemein gebraucht wurden, waren sehr auffallend in diesem entfernten Winkel von Europa, und so unbedeutend auch alles dies erscheinen mag, so ist es doch höchst characteristisch als Beweis der Vorliebe, die Ihre Landsleute für England haben.

* * *

Endlich brach ein Lichtstrahl in die Nacht der Unwissenheit, in welcher die Emigration schon so lange in Hinsicht ihres Schicksals lebte; aber ich versichere Sie, es war weit entfernt ein belebender Strahl zu sein. Briefe aus Constantinopel unterrichteten uns, daß der Autocrat ein eigenhändiges Schreiben dem Padischa zugesandt hatte, in welchem er die Auslieferung der Flüchtlinge verlangte. Oestreich, wie natürlich, schloß sich dieser Forderung an; aber ich hatte fast vergessen dies zu erwähnen, so wenig ist nun Oestreich im Osten beachtet, und so durchgehends wird es blos als eine russische Provinz betrachtet. Eine stürmische Verhandlung erfolgte hierauf im Divan, wo Reschid und die Mehrheit der Minister dagegen, aber die Mehrheit des Conseil's zu Gunsten der Nachgiebigkeit, als einer unausweichbaren Nothwendigkeit stimmte. Eine Kabale, um Reschid zu stürzen, war zu dieser Zeit im Gange. Endlich sagte Reschid, indem er die Wendung, die die Dinge nahmen, befürchtete: „Und wie, wenn sie Mohamedaner würden?“ Dies war eine beunruhigende Voraussetzung, welche die Schwierigkeit zu einem Dilemma machte, indem

das türkische Gesetz ausschließlich der Koran ist, der die Auslieferung eines wahren Muselmannes an Feinde als ein unverzeihliches Verbrechen verdammt. Sir Stratford Canning, wie Sie sich erinnern, empfahl der Pforte, den Forderungen seiner Nachbarn nicht zu willfahren; konnte aber keine Versicherung von Hülfe geben, im Falle die Annahme seines Rathes einen Angriff nach sich ziehen sollte.

Da die Türken bei unzähligen Gelegenheiten durch England verlassen wurden, wenn Rußland in seinem Interesse und zum Nachtheil und zur Demüthigung der Pforte, in Folge der zweideutigen Klauseln, welches das Cabinet von St. Petersburg in alle seine Verträge mit Vordedacht einfließen läßt, sich in seine Angelegenheiten mischte; ist es nicht zu verwundern, wenn die Türkei keinen andern als den positivsten Versicherungen von Hülfeleistung Glauben beimißt. Die apathische Politik, um sie bei keinem andern Namen zu nennen, die von der letzten Administration befolgt wurde, war die möglichst nachtheiligste für brittische Interessen, die eben auch die Interessen der türkischen Bevölkerung und der Pforte sind.

Diese Politik ward selbst Lord Palmerston gewissermaßen bemüssigt anzunehmen, in Folge Unwissenheit und Gleichgültigkeit des Publicums in Hinsicht auswärtiger Angelegenheiten. Diese Gleichgültigkeit erlaubte es dem Staatssecretär des Auswärtigen sich unheilbringend bei manchen Gelegenheiten einzumischen, während sie ihn der nöthigen Stütze beraubt, wo er augenscheinlich geneigt schien, mit wohlthätiger Energie zu handeln. Die Politik Lord Aberdeen's scheint ganz einfach die gewesen zu sein, sich bei den despotischen Höfen, nach dem Maaßstabe ihrer Forderungen und ihrer Macht, beliebt zu machen, und da beide, Rußland sowohl als Oestreich, die Türkei schon lange mit wölfischen Gelüsten betrachteten, so schloß er bei den Eingriffen Rußlands ganz entschlossen die Augen zu. Lord Palmerston scheint nach der ganz richtigen Ueberzeugung zu handeln, daß die Türkei in den letzten wenigen Jahren sehr schnell an Kraft zugenommen habe, und dies ist, was auch immer einige unserer Liberalen sich einbilden mögen, — unzweifelhaft der Fall, aber das Benehmen seiner Lordschaft ist zugleich durch den Glauben geleitet, (der, wie logisch er auch

auf den ersten Anblick erscheinen möge, dennoch gerade zu im Widerspruch mit der Erfahrung steht) daß, nachdem die Türkei jetzt um so vieles stärker ist, als sie es vor einigen Jahren war, sie in noch einigen wenigen Jahren stark genug sein wird, um ihrem nördlichen Nachbar die Stirne bieten zu können, wenn sie nur in der Zwischenzeit den Krieg durch alle ordentliche Concessionen entfernt zu halten im Stande ist. Nun ist aber Thatsache, daß, obwohl die Türkei gegenwärtig unendlich mächtiger ist, als sie es vor fünf Jahren war, sie dennoch nach fünf Jahren nicht mächtiger sein wird als jetzt; im Gegentheil wird sie sehr geschwächt werden, wenn sie nicht auf einmal Rußland kühn die Stirne bietet, dessen Intriguen jeden möglichen Fortschritt hemmen, während die Furchtsamkeit, die die Pforte bisher bewiesen, Rußland in den Stand setzt, die christliche Bevölkerung zu gewinnen, und den Türken abwendig zu machen.

Ich gestehe es offen, daß ich unter solchen Umständen, was ich auch immer als Türke oder türkischer Souverain gethan haben würde, als türkischer Minister, ohne ein bestimmtes Verspre-

chen Sir Stratford's sehr angestanden hätte, einen Widerstand gegen die peremtorischen Forderungen des Czaren anzuempfehlen. Der Sultan, dessen Handlungsweise, wie ich es Ihnen nicht erst zu sagen brauche, die constitutionellste von der Welt ist, und der ohne Zweifel der menschlichste, am aufrichtigsten liberale Herrscher von Europa ist, hatte in dieser Frage nur sehr Weniges zu sagen. In so weit sie ihm gestellt wurde, sprach er sich mit Entrüstung gegen die Forderung aus und erklärte, daß er vorziehen würde, fünfzig Tausend Soldaten zu verlieren, als einer so schimpflichen Forderung nachzugeben. Aber Reschid, der Seraskier, und mehrere von den Ministern, angespornt durch einige Ultra-Moslemins, sahen in der Hypothese, die sie in dem Divan gestellt hatten, das sicherste Mittel, die Auslieferung unmöglich zu machen, und in dieser philanthropischen Absicht sendeten sie einen vertrauten Agenten nach Widdin, um unter den Flüchtlingen Proselyten zu machen. Selbst die Freunde der Emigration schrieben ihnen von Constantinopel aus, daß dies das einzige Mittel sei, um der Auslieferung an ihre Feinde zu entgehen. Es ist unmöglich das

Gefühl zu beschreiben, welches diese Kunde und die Ankunft des Agenten in der Emigration hervorbrachte, der Nachts jeden der ungrischen Führer einzeln besuchte und seine Anträge machte. Es wurde bekannt, daß Bem sehr eifrig die Anträge annahm, durch die man vielleicht nur seinen eigenen Vorschlägen zuvorkam. Es war aber unmöglich zu glauben, daß solch ein Mann durch die Eingebungen der Furcht sich bei dieser Gelegenheit leiten ließ. So wie ich es aus seinen frühern Unterredungen entnehmen konnte, war er gleichzeitig überrascht, einerseits über das bewunderungswürdige Material der türkischen Armee, und andererseits über deren Mangel an Officieren. Bem's ganze Existenz ist zusammengefaßt in seinem natürlichen Hasse gegen Rußland, und er sah in der türkischen Armee vielversprechende Soldaten. die man gegen die Russen gebrauchen könnte; dies ist die Ursache seines Uebertritts. Aber das Beispiel seines Abfalles hatte einen ungeheuren Einfluß auf die Emigration. „Lieber die Russen, als die Oestreicher; lieber die Türken, als die Russen!“ — war das allgemeine Gefühl und Geschrei. Beinahe alle die Subalternen und Ge=

meinen, und in Guyon's Lager gegen fünfund-zwanzig bis achtundzwanzig Mann schienen im ersten Augenblick diesen Antrag freudig annehmen zu wollen. Sie wissen, daß in letzterer Zeit unter den Ungarn und Türken die Idee der Stammverwandtschaft sich entwickelt hat, die in der Zukunft einen ungeheuren Einfluß auf die Schicksale des Ostens haben kann, und die die Gunst leicht erklärlich macht, mit welcher die Idee des Uebertritts anfänglich angenommen wurde. Was auch immer dagegen gesprochen oder geschrieben werden mag, der Eifer jener Propagandisten, denen die Ausführung des wohlgemeinten, aber schlecht verstandenen Planes des türkischen Ministeriums anvertraut ward, trieb sie an, den Uebertritt zum Islam als die einzige Alternative gegen die Auslieferung darzustellen. Wenigstens weiß ich, daß diese Vorstellung sowohl Kossuth, als auch Batthyány, Guyon, Zamoyski und Monti gemacht wurde, und daß der Glaube sowohl bei ihnen, als auch bei der ganzen Emigration allgemein verbreitet war, daß die Annahme des Islam das einzige Mittel sei, um der Auslieferung zu entgehen. Es war unter diesen feierlichen Umstän-

den, daß Kossuth im Rathe, der in seinem Zimmer gehalten wurde, sich erhob, und mit seinem ihm ganz eigenthümlichen, ergreifenden Enthusiasmus sprach: „daß er nicht beabsichtige, das Benehmen irgend eines seiner Landsleute zu controliren; daß jedermann für seine religiösen Ueberzeugungen nur Gott verantwortlich sei; daß er getreu jener Aufrichtigkeit und Wahrheit, die er immer streng befolgte, ihnen keine Hoffnung geben könne, daß, wenn sie den ihnen gemachten Antrag zurückweisen, ihre Auslieferung abgewendet werden könne, und daß, wenn sie an Oestreich ausgeliefert würden, er dessen Cabinet nur zu gut kenne, als daß er erlauben könnte, daß sie sich mit dem eitlen Wahn nur einen Augenblick täuschten, sie könnten Gnade gewärtigen. Daß aber nichts destoweniger er für seinen Theil, obgleich durch die Schrecken des Schaffot's aufgefordert, den Glauben seiner Voraltern abzuschwören, lieber den Galgen und das Beil wähle.“ Er endete mit einem Fluch gegen die Zunge, die es noch wagen würde, ihm anzurathen, etwas zu thun, was er für schimpflich hielt.

Graf Batthyány, Guyon, Zamoyski, Monti

und General Dembinski, wiesen das Anerbieten mit gleicher Energie zurück, und die Wirkung dieser Beispiele war so groß, daß neun Zehntheile der neuen Proselyten ihr erstes Vorhaben aufgaben. Im Ganzen traten ein polnischer, ein ungrischer und ein deutscher General, das heißt, Bem, Kmetty und Stein, mit fünf und neunzig Personen, Officieren und Gemeinen, zu dem Glauben des Propheten über, — zusammen acht und neunzig Individuen. Unter diesen waren einige der schlechtesten und ungehorsamsten Subjecte. Die Frömmigkeit einiger Moslemin's verleitete sie, diese Proselyten mit Geschenken zu überhäufen, und sie im Triumphe vor ihren Landsleuten herum zu führen, die an dem nördlichen Ufer der Donau durch Mangel an Feuer, Nahrung und Kleidern entsetzlich an der Cholera litten. Dies verursachte eine Mißstimmung. Einige dieser Proselyten wurden aus dem Lager hinausgewiesen; die türkischen Soldaten waren geneigt, sich ihrer anzunehmen, da sie glaubten, daß ihre neuen Glaubensgenossen wegen der Abschwörung ihres Glaubens verfolgt würden. Die unbewaffneten Flüchtlinge schienen schon ein- oder zweimal auf

dem Puncte zu sein, über die Wachen herzufallen, und die unbedeutendste Veranlassung hätte ein furchtbares Blutbad verursachen können.

Glücklicherweise kamen die Vorstellungen, die bei dieser Gelegenheit in Hinsicht des Unterhaltes der Emigrirten gemacht wurden, zur Kenntniß der türkischen Minister, sie erfuhren, wie schlecht ihre Weisungen befolgt wurden, und von dieser Zeit erfolgte eine merkliche Verbesserung in der Behandlung der Flüchtlinge.

Kossuth wurde in dem besten Hause des Ortes untergebracht (dieses Haus war das Eigenthum der Tochter des frühern Pascha's, die an einen der Sclaven ihres Vaters mit der ausdrücklichen Bedingung verheirathet worden war, daß er in Monogamie leben wolle) und sowohl der Sold, als die Rationen wurden nun pünktlich vertheilt. Ein „Mirlai" oder Obrist, ein Gentleman von Erziehung, dessen Manieren ganz sanft waren und der strohfarbene Glacé-Handschuhe trug, kam von Omér Pascha's Lager herüber, augenscheinlich mit besonderen Instructionen, und stellte den verschmitzten, gemeinen alten Pascha von Widdin ganz in Schatten. Später kamen zwei Obersten

direct von Constantinopel, um die Flüchtlinge nach Schumla zu bringen und nichts konnte die Höflichkeit und Güte ihres Benehmens, oder die Liberalität der Befehle übertreffen, welche sie von Seite des Sultans in Vollzug zu setzen kamen.

Da die Auslieferungsfrage der christlichen Bevölkerung der Türkei die exaltirteste Meinung von der unwiderstehlichen Macht des Czaren beigebracht hatte, so schien es natürlich, daß die stärksten politischen Ursachen vorhanden seien, damit der Czar, unfähig seinen Zweck durch Unterhandlungen zu erreichen, um in den Augen der Rajah's nicht zu erscheinen, als ob er eine Niederlage erlitten hätte, zu Gewaltmaßregeln schreiten würde, durch welche er sich der Person der Flüchtlinge bemächtigen könnte. Die Position, welche die russischen Truppen an dem entgegengesetzten Ufer der Donau einnahmen, ließ bei mehreren Gelegenheiten befürchten, daß irgend ein Handstreich versucht werden könnte. Es wurde beschlossen, wenn dieser Fall einträte, demselben mit Entschlossenheit zu begegnen. Kossuth und die wichtigsten Personen sollten sich zu Pferd setzen und versuchen, sich durch den Feind zu

schlagen. Gegen fünfundzwanzig englische Pferde, die Sättel, Säbel und entschlossene Reiter waren durch Guyon auserlesen und in Bereitschaft gehalten.

In Hinsicht der Pferde und der Auswahl tüchtiger Leute hätte man vielleicht nirgends anderswo eine solche Truppe zusammenstellen können. Einmal des Feindes Linie durchgebrochen, konnte sie in der Ebene von Widdin nicht mehr erreicht werden, bis wo die Hügel sich erheben, die mit jungen Eichen bewachsen sind. Kossuth schien in Widdin mehrmals geneigt zu sein, die Rolle des Königs von Schweden in Bender zu spielen, und ich bin überzeugt, er würde als letztes Verzweiflungsmittel mit seinen Gefährten in dem Versuche, sich durch die Türkei einen Weg zu bahnen, eher zu Grunde gegangen sein, als daß er zum Islam übergetreten wäre. Ich erwähne dies nur, weil, wie Sie wissen, Görgey und die Militärpartei, die er zu bilden suchte und die Kossuth immer zuredeten, sich nicht in militärische Angelegenheiten zu mengen, ihn dann immer verschrieen, als ob er aus Feigheit nicht auf dem Felde erschiene. Ich kann

Zeugenschaft für die Thatsache ablegen, daß das Benehmen des Exgouverneurs in Widdin, während Jedermann glaubte, daß die Flüchtlinge ausgeliefert würden, das heldenmüthigste war.

Es ist auch noch der Mühe werth, zu bemerken, daß die Reihe von Siegen, durch welche Görgey Windischgrätz von der Theiß zur Donau zurücktrieb, alle gewonnen wurden, während die Armee durch Kossuths Gegenwart begeistert war.

Zu Widdin war es eines Theils ein Fehler, daß Kossuth sich im Lager nicht zeigen wollte. Die ungrischen Soldaten, leidend an Kälte, decimirt durch Krankheiten, durch das Beispiel ihrer Führer angeeifert, nicht Renegaten zu werden und ohne eine tröstende Hoffnung, die man ihnen hätte bieten können, sagten laut: „Führt uns zurück zum Kampf nach Ungarn, wenn auch nur mit Stöcken bewaffnet, und laßt uns lieber im eigenen Vaterlande sterben, als daß wir hier verderben!“ —

Als diese Meinung zur Kenntniß der Oestreicher kam, sandten sie den General Hauslab nach Widdin ab, um die Truppen durch das Versprechen einer Amnestie nach Ungarn zurück zu

locken. Kossuth wollte sich nicht in diese Angelegenheit mengen, noch die Leute mit Hoffnungen hinhalten, die er selbst nicht hegte; während viele der Meinung waren, daß, nachdem Oestreich die Gemeinen doch nicht zum Tode verurtheilen könne, es für diese Leute vielleicht noch am besten wäre, zurückzukehren. Gegen zwei Tausend gingen auf diese Weise nach Ungarn zurück; aber Guyon nahm die Sache nicht ganz so ruhig auf, als er hörte, daß der östreichische General sich Persönlichkeiten gegen die ungrischen Führer erlaubte, eilte er, mit der Reitgerte in der Hand, ihn aufzusuchen. Der östreichische General und seine Officiere nahmen einen nicht sehr würdevollen Rückzug und suchten ihre Zuflucht am Bord des Dampfschiffes, von wo aus sie mit ihrer Rache drohten, aber sich nicht mehr getrauten, an's Land zu steigen, wo der erzürnte Engländer, zum größten Vergnügen der Türken, mit der Reitgerte in der Hand, drohend auf und ab spazirte. Guyon riß dann die schimpfende Proclamation Hauslab's von der Thüre des östreichischen Consuls herab, der seine Thüren und Fenster verschloß und verbarrikadirte, als wäre er vom

Sturme bedroht. Dies war die angebliche „Verletzung des Consulargebäudes.“ —

Auf die Nachricht von der Uebergabe Komorns folgte unmittelbar jene der politischen Executionen. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welchen Eindruck diese Nachrichten auf die Flüchtlinge machten. Kossuth und natürlich die Batthyány's, waren besonders tief ergriffen durch das Schicksal des Grafen Louis Batthyány. Gefangen genommen unter der Fahne des Parlamentärs, — angeklagt der Theilnahme an dem Morde von Latour, — wiederholt verhört und hingerichtet, nachdem er einmal schon freigesprochen war! — Seine Einkerkerung war eine Handlung der Treulosigkeit; seine Verurtheilung eine Verläumdung, seine Hinrichtung ein Mord. Ein gut geschriebener Artikel in der „Daily News“ bezüglich auf Batthyány's Mord, der aber in dieser Hinsicht unrichtig war, daß er angab, Batthyány sei gefangen genommen worden, als er, ohne Mitwissen Kossuth's, mit Friedensanträgen in das östreichische Lager gekommen war, machte einen schmerzlichen Eindruck auf Kossuth. Kossuth, wie Sie wissen, hatte immer vorausgesehen, daß die Treulosigkeit

Oestreichs jede Unterhandlung vereiteln würde; er wußte, daß das große Ziel aller Intriguen Oestreichs war, sich der Ressourcen Ungarns und der Leitung der bewaffneten Macht ohne Controle zu bemächtigen; er brauchte es Ihren Landsleuten nicht erst zu sagen, was sie ohnehin schon seit Jahrhunderten wußten, daß alle Constitutionen und Rechte nur unnützes Papier seien, wenn die Controle der öffentlichen Gelder aus den Händen der Vertreter der Nation genommen wird; aber er bemühte sich, ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß nichts weniger, als dies das östreichische Kabinet zufrieden stellen würde. Bei dieser besondern Gelegenheit gab er, wiewohl unerschüttert in seiner Ueberzeugung, doch den Ansichten der Mehrheit des Landtages nach und nahm von Batthyány noch herzlich Abschied, der in das östreichische Lager ging, während Kossuth die Fruchtlosigkeit der Vermittelungsbestrebungen kennend nach Debreczin eilte, um das Nöthige zum Kampfe einzuleiten.

Kossuth ist immer der wärmste Vertheidiger von Batthyány's Andenken, von dessen Ansichten er nur in Hinsicht der Mittel der Durchführung

abwich, und er sagte mir bei dieser Gelegenheit: „Ich weiß, daß Batthyány's Verläumder sich abmühten, zu verbreiten, ich habe ihm die Reden beim Landtage vorbereitet, und doch kann es nichts Unwahreres geben; im Gegentheil kann ich sagen, daß ich der Unterstützung und Aneiferung, die ich stets von Batthyány's unermüdlicher Freundschaft erhielt, im großen Maße meine eigene politische Laufbahn verdanke." —

Im Grafen Casimir Batthyány, der sein politisches Leben unauflöslich mit jenem Kossuth's verknüpft hat, sieht nun nicht nur jene Partei, die seinen unglücklichen Vetter als ihren Leiter betrachtete, sondern (nach den Nachrichten, die uns zukommen) selbst die größte Zahl jener halsstarrigen und engherzigen Fraction der Aristocratie ihr natürliches Haupt, die das Aufgeben ihrer feudalen Rechte nicht vergessen konnte; die aber Oestreich durch diese Hinrichtungen sich für immer entfremdet hat. Kiß, glaubte man, würde gerettet worden sein; aber sein Tod wurde, wie man meinte, deßhalb unausweichlich, weil er früher große Summen an einflußreiche Personen geliehen hatte. Radetzky z. B. war ihm 170,000

Gulden Conventionsmünze schuldig. Dieß ist eine östreichische Methode, sich von Schulden zu befreien. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Batthyány und Kiß die einzigen wirklichen Aristocraten waren, die von ungrischer Seite in diesem Kampfe Theil nahmen, so wie Szemere der einzige Republicaner in der Regierung war. Die Andern, wo immer sich auch ihre Meinungen hinneigten, beschäftigten sich mit diesen Fragen nicht mehr wie mit geologischen Theorieen; und dies, denke ich, sollten Sie den Leuten in England auseinander setzen. Die Details dieser grausamen Hinrichtungen sind uns durch *** gebracht worden, der verkleidet zu uns kam.

Diese getäuschten Opfer ihrer eigenen Leichtgläubigkeit, der Treulosigkeit Rußlands und der historischen Verrätherei Oestreichs schienen alle heldenmüthig gestorben zu sein. Damianics ging seinem Schicksal wie ein Spartaner entgegen, mit einem Laconismus auf den Lippen, würdig der besten Tage griechischer Geschichte. Da er erst nach allen übrigen gehangen wurde, sagte er mit einem Lächeln: „Meine Freunde, ich war immer der erste im Feuer, warum muß ich gerade hier

der letzte sein?“ Das Peitschen der Frauen, der Galgen und Ketten, des Henkers Hand an Männer und an Frauen gelegt, das Plündern angefangen beim fürstlichen Vermögen bis hinab zu den Juwelen, die von den Fingern der Weiber der gemordeten Generäle gerissen wurden, — waren der Lohn für die ritterliche Großherzigkeit und Nachsicht Ihrer Landsleute. Das Schicksal, welches mehrere der Opfer erreichte, war in einem gewissen Grade ihrer Neigung zuzuschreiben, an einen falschen Propheten zu glauben; — denn Ungarn hatte in Görgey und Kossuth seinen falschen und wahren Propheten. Das Resultat dieses Blutbades zeigte beide in ihrem wahren Lichte und überzeugte Jedermann von jener tiefen Einsicht ihres erwählten Gouverneur's, die die Massen so instinktmäßig geahnt hatten.

Sie frugen mich, welchen Eindruck Kossuth auf mich gemacht habe; aber Mangel an Raum erlaubt mir kaum mehr Ihrem Wunsche zu willfahren und Ihnen hierüber mehr zu sagen, als ich in wenigen Zeilen zu thun im Stande bin. Ich verdanke diese Eindrücke natürlich eben so

sehr dem Einflusse, den er auf Andere, als jenem, den er direct auf mich ausübte. Ich glaube diesem zufolge, daß Kossuth eine eben so tiefe Kenntniß der menschlichen Natur besitzt, als sein Lieblingsdichter Shakespeare, an dessen Büste seine Züge einigermaßen erinnern. Um diese physische Porträtirung zu vollenden, brauche ich zu dieser Beschreibung nur noch das Kinn und den Mund von Lord Byron, das Auge und die Farbe von Napoleon Bonaparte, wie er von Delaroche gemalt ist, hinzuzufügen und bitte nur noch die Wirkungen der Gefangenschaft einiger Jahre, seiner langen parlamentarischen Laufbahn, und der Nachtwachen während seines Ministeriums und seiner Präsidentschaft hinzu zu denken. Diese Kenntniß der menschlichen Natur, verbunden mit seiner Eigenschaft, sich immer den Geistesfähigkeiten seiner Zuhörer anzupassen, ist die Quelle seiner Beredtsamkeit; und wenn die Probe wahrer Beredtsamkeit darin besteht, daß sie rührt und überzeugt, so ist er sicherlich der beredteste aller lebenden Männer. Die Massen nennen seinen Styl, in welchen er zu ihnen spricht, mit Bewunderung biblisch und charac-

terisiren ihn vielleicht mit diesem Worte nicht unrichtig. Seine Feinde werfen ihm mit Recht vor, daß er ein Dichter ist, und wahrlich seine Schriften und seine Reden sind voll von Poesieen der höchsten Art; aber diese Tadler verfallen in den gröbsten Fehler, wenn sie damit sagen wollen, daß er nichts anders als Poet sei. Die besondere Eigenthümlichkeit, durch welche er sich von allen andern Volksführern unterscheidet, deren ich mich erinnere und die mit jenem poetischen Genius begabt waren, der einen so wichtigen Bestandtheil ihrer Beredtsamkeit bildet, — ist die seltene Vereinbarung seines Talentes mit seinen practischen Kenntnissen bezüglich auf alle Details der Administration. Es sind zwei Menschen in ihm vereint: der eine beredt mit Mund und Feder, vertraut mit dem großen Theil der europäischen Sprachen, der den Wirbelwind der Leidenschaft in den Massen auch aufzureizen, und sie, sowie Moses die Israeliten, zu begeistern und zu führen versteht; und der andere, der logisch argumentirende Staatsmann der deliberirenden Versammlungen, der genaue Administrator, der berechnende Finanzmann, der die schöne runde

Handschrift eines Secretärs schreibt und willig in die schwierigsten Details eingeht. Setzen Sie noch den glühendsten Patriotismus hinzu und eine Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit, die nur durch bekannte Miethlinge Oestreichs oder auf die Autorität solcher Schreiber angegriffen wurde, von welchen ich beweisen kann, daß sie entweder östreichische Beamte, folglich Männer sind, die ihr Brod östreichischem Schutze verdanken, oder aber keine jener Sprachen kennen, die im Lande gesprochen werden, das sie zu beschreiben sich anmaßen. Sie werden aus allen Diesem schließen, daß ich, der ich so entschieden, die idolatrische Helden-Anbetung verabscheue, selbst mich ihr zuneige. Dem ist aber nicht so. Ich kenne sehr gut Kossuth's Fehler, besonders einen, der sehr bedeutend ist. Er ist zu weichherzig; er konnte nie ein Todesurtheil unterschreiben und man kann sich kaum erinnern, daß er irgend Jemand bestraft hätte. Ich glaube, wenn Kossuth einen Diener haben würde, der ihm die Stiefeln nicht putzte, er nie daran dächte, ihn zu entlassen, sondern seine Stiefeln selbst putzte. Auf diese Weise vergeudet er seine Zeit und seine

Thatkraft in einzelnen Kleinigkeiten, mit welchen er sich nicht abgeben sollte, und nutzt so, wenn auch nicht seinen unermüdlichen Geist, doch seinen Körper ab, der sonst kräftiger sein würde. Diese Schwäche, die in einem Privatmann sogar liebenswürdig sein mag, ist unheilvoll in einem Mann, der buchstäblich der Vertreter der Nation ist. Aber ich glaube, er besitzt genug Urtheilskraft, um dies einzusehen und wird auch hinlängliche Willenskraft haben, um diese seine Fehler zu verbessern. Zum Schlusse kann ich nur noch sagen, daß, selbst nach dem traurigen Ausgange des Kampfes, den er leitete, das Volk ihn Vater Kossuth nennt, die Stücke seines Porträts auf seinem Busen trägt und seine Sparpfennige noch immer in Kossuthnoten anlegt und ich sah, daß man sie um 20 Procent ankaufte, obwohl ihr Besitz Hochverrath ist, und weiß, daß wenn Kossuth sich an der Grenze mit viermalhunderttausend Musketen, einigen Pressen und ein Paar Ballen Papier zeigen könnte, viermalhunderttausend Soldaten auferstehen würden, und sein Papiergeld eben so willig wie früher angenommen würde. Die Staatsgüter, sagen die

Ungarn, die diesen Papieren zur Sicherheit dienen, können die Oestreicher nicht davon schleppen, und sie können sie nicht verkaufen, weil Niemand sie kaufen würde. Sie wollen nicht glauben an die ewige Unterdrückung einer Constitution und eines Landtages, der seit acht und ein halb Jahrhunderten besteht, und Kossuth ist in ihren Augen die Personification dieses Landtages. Der Bauernstand erinnert sich mit Anhänglichkeit Kossuth's, als seines Befreiers, und auch die Grundeigenthümer erkennen dankbar an, daß den Maßregeln, zu welchen seine Beredtsamkeit sie bewog, jene herzliche Aussöhnung zwischen allen Classen zu verdanken sei, die die ungrische Nation in Mitten aller ihrer Mißgeschicke zur einzigen auf dem Continente von Europa macht, bei welchen alle Reibungen zwischen den verschiedenen Classen der Gesellschaft beschwichtigt sind.

Den 11. März 1850.

Druck der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.





